

DATE DUE			

833 S

b.1 c.1

SOHNREN, HEINRICH

FRIEDEFINCHENS LEBENSLAUF

Die Leute aus der Lindenhütte

Niedersächsische Walddorfgeschichten

Für große und kleine Leute erzählt

von

Heinrich Sohnren

Erster Band: Friedesinchens Lebenslauf

Zweiter Band: Hütte und Schloß



Berlin SW 11

Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H.

Friedesinzens Lebenslauf

von

Heinrich Sohnren

90. bis 95. Tausend

Mit Zeichnungen von

L. Burger



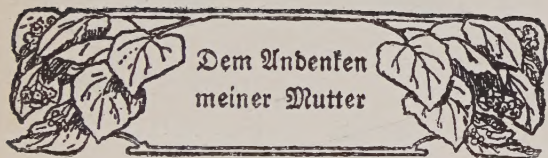
Berlin SW 11

Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H.

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung
vorbehalten

1928

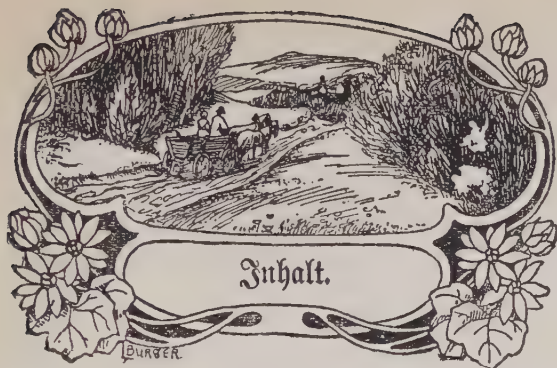
Einbandzeichnung von Fritz Preiß
Druck von G. Kreyssing in Leipzig



Dem Andenken
meiner Mutter



Digitized by the Internet Archive
in 2026



Seite
9

Zum Geleit

Erster Teil: Daheim.

1. Meine Ankunft auf der Welt	13
2. Die Leute aus der Lindenhütte	21
3. Immer noch mehr Bruchbrunnensfische	28
4. Die weiße Zipselmütze	36
5. Wenn die Hühner aufstiegen	39
6. Der lange Lenz	50
7. Urgroßvaters Kirchenhut	52
8. Was sich gelegentlich meines ersten Kirchenbesuchs ereignete	58
9. Was unsere Mutter auf vorwitzige Fragen zu antworten wußte und was der Glaube tut	67
10. Das alte Artchen	72
11. Die weißen Tauben helfen uns	76
12. Wenn der Ruckuck ruft	88
13. Der rote Hannes, der Mann ohne Kopf und die Schlange mit der goldenen Krone	101
14. Wie der Faßbindermeister Bännewitt mein Feind wurde	109
15. Die alte Here	123
16. Als wir meinen zehnten Geburtstag feierten	142

	Seite
17. Pfingstfuchenbaden	151
18. Kommt man aus der Noth, so kommt der bitter Tod	169
19. Es kommt alles wieder herum	185
20. Palmsonntag	193

Zweiter Teil: In der Fremde.

21. Wie ich von dannen zog und die ersten fünf Jahre in der Fremde zubachte	199
22. Mit dem Bündlein unterm Arm, elend, daß sich Gott erbarm'	224
23. Wie ich der Mehgerhund war	246
24. Grüne Oestern und fröhliche Leute	289
25. Fünf Jahre auf dem Grundhose	296
26. Zu Eberstein im Pfarrhause	316
27. Bei Mönнемanns an der Tränke	336
28. Bettelmänner und Hochzeitsleute	355
29. Man muß den Mai nehmen, wie er kommt	372

* * *



Siebenunddreißig Jahre sind verflossen, seit Friedesinchen Lebensgeschichte zum ersten Male gedruckt wurde. Eine mühsame, eine harte, schwere Zeit damals. Wieviel Berge, Täler, Schluchten! Wie weite, weite Strecken ohne Weg und Steg, ohne Rasthäuschen, ohne Licht und Grün! Und doch wieder, welche herrlichen Gefilde voll von Korn und Klee zwischen den Bergen und an den Bergen hinauf. Und wie schimmerten überall die grünen Matten der Hoffnung und Erfüllung!

Wie anders heute, da Friedesinchen sich anschickt, aufs neue und in neuem Gewande in die Welt hinauszugehen! Wie ganz anders die harte, schwere Zeit, da unseres Volkes Zukunft so völlig im Finstern liegt!

Aber die Lindenleute sind hart gewöhnt und finden auch in der Finsternis unserer Zeit noch die guten alten Wege, die über die Berge und Schluchten hinaufführen zu den lichten Höhen der Hoffnung.

So bin ich denn im Laufe der Jahre noch oft wieder hingewandert an all die denkwürdigen Stätten, wo die Lindenhüttenleute gelebt, geliebt und gelitten haben, wo sie auch heute noch leben, lieben und leiden; habe unter dem Lindenhütten-dache geraftet, mit ihnen am Tische gegessen, von ihrem Brote gegessen und aus ihrem Kruge getrunken, wie ich es einst wohl auch als Junge getan. Und ich sah sie in guter Hut, schmerzreich wie wir alle, aber nicht verzweifelt, sondern unverzagt und bei eifriger Arbeit.

Wir werden vielleicht jetzt auch erst das wahre Verständnis für das Leben in Armut haben und daran lernen, uns ebenfalls in Entsagung und Genügsamkeit hineinzufinden.

So bettelarm sind wir ja nun geworden, daß uns die Armut der Vergangenheit ein wahrer Trost sein kann. — — —

Gehet denn hin und kommet wieder, Leute aus der Lindenhütte! Die Füße auf der Erde, die Sinne gen Himmel! Grüßt die alten Freunde und findet tausend neue Freunde, gute und treue. Grüßt mir vor allem die Menschen der Arbeit! Und wenn die Linden wieder blühen, mögen auch auf die alte trauliche Lindenhütte wieder Blüten fallen, wie einstmals, da noch auf ihrer Schwelle saß das kleine Friedesinchen.

Berlin-Steglitz, Frühling 1924.

H. C.

Erster Teil:

Dahheim



1. Meine Ankunft auf der Welt.

Es ist gerade in der Flachsrupfzeit gewesen und genau dreizehn Jahre nach der Schlacht bei Waterloo, die unser Vater mitgemacht hatte, als mich die Bademutter von Hilgenthal aus dem Bruchborn holte und in das liebe Häuschen auf dem Lindenberge brachte, auf dem die alte Linde noch immer so prächtig rauscht.

Wie ein Küchlein unter der Glucke steht das teure alte Häuschen mit der zweiflap-pigen Hefttür unter dem trauten Baume und wird darum gemeinhin nur die Linden-hütte genannt. Eines ohne das andere kann ich mir nicht denken, gerade wie ich mir den Himmel nicht denken kann ohne Sonne, Mond und Sterne. Ohne die Linde wäre die Hütte nicht,

was sie ist, und ohne die Hütte wäre der Baum nicht, was er ist.

Nur einmal schön und heimisch ist's da oben! Keinen Platz wüßte ich in der Welt, der schöner wäre. 's Herz lacht mir im Leibe, gucke ich dem herrlichen alten Baume in seine grünen Augen. An ihm hab' ich die grünen Augen gern; nur bei Menschen mag ich sie nicht: denn es steckt oftmals Fuchsfalschheit dahinter. Ich hab's erfahren.

Es ist in der Flachsrupfzeit gewesen, wie ich auf die Welt gekommen bin, allein es hat dasmal auch nicht einen Stengel zu rupfen gegeben. Ein graufiges Hagelwetter ist plötzlich dahergebraust gekommen, hat alle Gewächse der Feldmark wie mit Reulen zu Boden geschlagen, und wie es nun nichts mehr zu rupfen gab, so gab's auch weder was zu mähen, noch was zu schneiden, noch was einzufahren, kurz, es war eine trostlose Zeit.

Den Lindenhüttenleuten konnte nicht viel verhagelt sein, sie hatten ja nur ein paar schmale Streifen Land. Schlimm genug war's aber doch: denn haben die Großen kein Brot, können die Kleinen auch keins schneiden.

Als hätten nun die armen Lindenhüttenleute in dieser drangsalvollen Zeit an ihren vier lebendigen Kindern noch nicht genug, geht eines schönen Tages die alte lustige Bökersche, die Bademutter nämlich, zum Bruche hinauf, schließt in

gänzlicher Unbedachtsamkeit die Kinderkammer im Bruchbrunnen auf, erwischt einen weißhaarigen Knirps und trägt ihn wohlgemut in die Lindenhütte. Die Lindenhüttenleute machen wohl erst ein ängstliches Gesicht, tauschen dann aber einen Blick mit unserm Herrgott im Himmel und lassen es ruhig geschehen, daß die Bademutter den Brunnenfisch, der ganz gegen die Gewohnheit der Fische einen recht herzhaften Schrei ausstößt, in die Hozel* legt, die der Vater etwa eine Stunde zuvor in seiner Arglosigkeit vom Hahneballen heruntergeholt hat.

Wie der Knirps aber gar zu jämmerlich schreit, tut der Vater, als würde er unwirsch und sagt: „Ei, Böckersche, was machst du auch für Streiche! Haben wir etwa nicht der Schreihälse genug, daß du uns noch einen dazu bringst? — Hättest du den Fisch doch in die Pfarre bringen können! Warum gehst du an der immer vorbei? Da würde man sich mehr gefreut haben als in der Lindenhütte. Freilich heißt's ja: Wer da hat, dem wird gegeben . . . Und da wir Kinder haben, so kommen Kinder zu. Hätten wir tausend Taler, so kämen gewiß auch tausend Taler zu; aber wer weiß, was besser wäre . . .“

Dann schob er das Fenster auf und rief hin-

* Wiege.

aus: „Linde, Linde, es ist wieder eins da, ein ganz, ganz weißes!“

Gelacht ward, worauf der Lindenhüttenvater herzlich und zufrieden sagte: „Sollst doch schönen Dank haben, Bademutter! Es kommt von Gott: Viel Kinder, viel Segen! Und ich könnte wahrhaftig das liebe kleine Schreiding nicht von mir geben, böte auch einer tausend Dukaten dafür!“

„Das ist ein gutes Wort, Hanfrieder!“ antwortete die Bademutter und machte ein so recht verschmitztes Gesicht, als wollte sie sagen: „Könntest dir die tausend Dukaten dreist auszahlen lassen, denn du wirst die Hoge! in Zukunft schon noch einmal vom Balken herunterholen müssen.“ Einen Schalk hatte sie ja immer im Nacken, die Bademutter, und die Wege, die sie einmal gewohnt war, ging sie gern immer wieder, wie sie sagte.

Als nun die Leute unserer Freundschaft*, Frohnhöfers und Bornrießens, vernahmen, in der Lindenhütte wäre wieder was Junges angekommen, ließen sie Stock und Stengel stehen und eilten herbei, um die Eltern zu beglückwünschen und den neuen Weltbürger zu besichtigen. „Ei seht — was für glatte Augen — wie ferngesund — und welch kräftiger Schrei! Wird ein langes Leben haben!“

* „Freundschaft“ ist die Verwandtschaft.

„Unberufen!“ fügten die Eltern vorsichtig bei.

Altem Herkommen gemäß holte der Vater die für diesen Fall besonders aufgesparte „Bameu-
menwurst“* von der Rauchkammer, wusch das
Messer und nötigte: „Setzt euch nur gleich alle
zusammen an den Tisch, Leute!“ Solange machte
die Wurst die Runde, bis kein Zipfel mehr übrig
war. „Nun wird das Kind einen schönen Tag
haben“, meinten die Gäste und wischten sich ver-
gnügt den Mund.

Um keinen Aufwand machen zu müssen, be-
schlossen die Eltern, nur eine Gevatterin zu neh-
men. Vorüber die Bademutter allerdings die Lip-
pen ein wenig hängen ließ, denn je mehr Paten,
desto mehr kann sie bei der Taufe erübrigen. Der
Vater aber schäkerte: „Ja, ja, Bökersche, wir
müssen sparsam umgehen mit den Gevattern; wir
haben bei den ersten vier die Reihen unserer
Freundschaft schon allzu stark gelichtet. Wäre nun
dies Kleine noch nicht das letzte — du brauchst ja
gar kein Einsehen — wo wollen wir denn schließ-
lich alle Gevattern und Gevatterinnen hernehmen?“

Was sollte die Bademutter darauf erwidern?
Sie mußte lachen und hingehen und Frohnhöfers
Friedesfinchen zur Pate bitten.

* Bameume = Bademuhme, soviel wie „Bademutter“
= Hebamme.

Frohnhöfers wohnten gleich über uns; ihr prächtiger Sommerstreifchenapfelbaum zupfte gern an den Strohdocken, mit denen die eine Giebelwand unseres Häuschens ausgefüttert war. Manchmal fiel sogar ein blaßrotes „Sommerstriepchen“ durch das runde offene Sommerloch in der Dockenwand auf den Lindenhüttenboden, von wo es dann meistens auf die Diele „puckte“. Frohnhöfers hatten Ochsen und Kühe, und wenn sie ihr Bergland vor dem kleinen Hagen, an der Schinnekuhle oder am Bornberge pflügten, mußte gewöhnlich ein Junge oder ein Mädchen aus der Lindenhütte mit und die armen Ochsen antreiben. Die Lindenhüttenleute und Frohnhöfers hielten allezeit auf eine getreue Nachbarschaft; war doch auch hüben und drüben ein verwandtes Blut: unsre Großmutter väterlicherseits ist ein Frohnhöfers Mädchen gewesen, und früher schon hatte ein Lindenhüttenmädchen auf Frohnhöfers Hof gefreit.

Die Bademutter ging also zu Frohnhöfers Friedesinchen, der natürlich die Bitte nicht unerwartet kam. Schon als meine Mutter noch mit mir ging, hatte Friedesinchen öfter über den Zaun gerufen: „Wird's aber 'n Mädchen, dann vergesse nicht, daß ich noch keine Stelle im Himmel habel!“

Man kann sich nämlich mit einer Patenstelle einen Platz im Himmel erwerben, und eine Pa-

tenstelle bei einem Lindenhüttenkinde bot diese Aussicht ganz gewiß. —

Also hielt Frohnhöfers Friedesfinchen den Bruchbrunnenfisch ganz allein über die Taufe, und daß sie es gern tat, konnte man schon an dem wohligen Stillesein des Kindes merken.

Als sie aus der Kirche zurückkamen, legte die Pate den Täufling der Mutter in den Schoß mit den Worten: „Ihr habt mir gegeben ein Heidenkind; ich bringe Euch wieder ein Christenkind. Und wenn Ihr's wollt mit Namen nennen, so nennt es — Friedesfinchen!“*

„Friedesfinchen! Mit Gottes Rat und Segen!“ bekräftigten die Eltern feierlich und drückten der Gvatterin die Hand. Dann hielt mich der Vater ins offene Fenster und rief hinaus: „Segne auch du das Kleine, alter guter Lindenbaum!“

Und die Zweige neigten sich gegen das Fenster, und es säufelte wie ein Segen Gottes in das Stübchen, wie meine Mutter oft erzählte.

Mit einem Gesangbuche unter dem Kissen mußte das junge Christenkind seinen ersten Christenschlaf tun. Derweile setzte man sich zu Tisch und war trotz des lärglichen Festmahles fröhlich und guter Dinge, — hatte man doch den lieben Herrn Christus mit zu Gaste geladen.

Klein-Friedesfinchen tat einen gesegneten Schlaf,

* Zusammenziehung von Friederike Rosine.

und da sich seine Mienen oft wie zu einem Lächeln verzogen, meinte die Pate, die Engel im Himmel spielten mit ihm. —

Als es endlich die Auglein wieder aufschlug, sagte die Mutter: „Nun wollen wir doch mal hören, wie unseres Friedesinzens Lebensgesang lauten mag!“ Sie nahm das Gesangbuch, ließ die Blätter willkürlich auseinander fallen und las unter gespannter Aufmerksamkeit des kleinen Festkreises die Verse, die sich so gleichsam selbst aufgeschlagen hatten:

„Wie Gott mich führt, so will ich geh'n.
Es geh' durch Dorn und Hecken.
Gott läßt sich nicht von Anfang seh'n;
Der Ausgang wird entdecken,
Wie er nach seinem Vatterrat
Mich treu und wohl geführt hat.
Dies sei mein Glaubensanker.“

Wahrlich, einen zutreffenderen Gesang hätte die Mutter nicht aufschlagen können. Ich habe mich seiner in meinem Leben oft getröstet.



2. Die Leute aus der Lindenhütte.

Eine aus ferner Vergangen-
heit heraufstönende Lindenhütten-
sage gibt's, nach der wir Lindenhüttenleute wohl einem
alten gottgetreuen Geschlecht entstammen müssen.
Danach wäre unser Häuschen schon im Dreißig-
jährigen Kriege gebaut; in der zerborstenen Quer-
säule über unserer Tür konnte man auch noch
immer so etwas wie eine Jahreszahl lesen. Der
Herr Pastor, der einmal lange daran herumstudiert
hatte, glaubte, es sei die Zahl 1645, das Haus
müsse also in den letzten Jahren des Dreißig-
jährigen Krieges gebaut sein. Was aber das
Schönste und Ergreifendste an der alten Linden-
hütten-
sage ist: so soll unser Stammvater, als er
die Hütte gebaut und die Linde davor gepflanzt
hatte, gesagt haben:

„So lang' die Linde bleibet steh'n,
Wird mein Geschlecht zur Hütte geh'n;
Ich laß den lieben Herrgott walten,
Der Lind' und Leute kann erhalten.“

Und zu diesem Segensspruche hat die treue Linde, so behauptete unser Vater, ordentlich eine Melodie gemacht. Wenn der leise Wind durch ihre Blätter geht, oder der daherfahrende Sturm dazwischen braust, immer tönt, allen vernehmbar, die Melodie zu dem urväterlichen Segensspruche.

Unser Herrgott hat seine Lindenleute bis hierher ja auch wunderbarlich genug erhalten, sie durch gute und böse Tage geführt, sie niedergeworfen und wieder aufgerichtet.

Gewiß hatte die Lindenhütte schon bessere Tage gesehen, als die waren, in denen ich zur Welt kam; aber da unsere Eltern sich, getreu dem alten Lindenhütteninn, gewöhnt hatten, die guten Zeiten wie die bösen, ohne Übermut und ohne Kleinmut, aus der Hand Gottes zu empfangen, so konnte sie auch der ärgste Hagelschlag nicht aus ihrem inneren Gleichgewichte bringen.

Als unser bißchen Korn und Flachs jämmerlich zerschlagen am Boden liegt, und die Mutter im Kindbette beinah verzagen will, kommt der Vater herein und sagt weiter nichts als den Lindenhüttenpruch:

So lang die Linde bleibet steh'n,
Wird mein Geschlecht zur Hütte gehn;
Ich laß den lieben Herrgott walten,
Der Kind' und Leute kann erhalten."

Und da ist's unserer Mutter gewesen, wie sie hernach oft sagte, als hätte sie eine Stimme vom Himmel gehört, ja, als hätte der liebe Herrgott selber gesprochen.

Unsere Mutter mußte die Kummernis freilich viel härter ankommen als unseren Vater, denn sie hatte es in ihrer Jugend besser gehabt als er. Sie war ein Bornrieckens Mädchen, stammte also wie unsere Großmutter väterlicherseits von einem ansehnlichen Ackerhofs. Bornrieckens hatten in allen drei Feldern — damals gab's noch Sommer-, Winter- und Brachfeld — schöne Breiten Land und ackerten mit zwei Pferden. Unsere Mutter hielt aber viel zu groß auf den Vater, als daß sie sich dessen jemals gerühmt hätte, wie das sonst wohl törichte Frauen tun, wenn sie von größerem Herkommen sind als der Mann. Ihr „Mitgebrachtes“ war ja auch nicht so groß, wie man denken könnte: Eine Brautkuh, eine große Eichentruhe mit schönem Leinenwerk, dazu 50 Taler bar — das war das Hauptsächlichste. Heute geht ein Bornrieckens Mädchen nicht unter 1000 Talern weg. Nun, zu der Zeit wurde ja auch noch nicht so viel geerntet wie heute. Ich weiß noch, daß wir uns beim Weizenschneiden auf die Knie setzen mußten, um das kurze, dünne Fusselwerk zu fassen.

Zur Lindenhütte gehörten zwei Morgen eigenes

Ackerland; der eine lag auf dem „hohen Rampe“, der andere vor dem „kleinen Hagen“. Außerdem hatten wir einige Borlinge aus der Gemeinde, denn damals konnten die kleinen Leute noch alles, was sie nicht selbst besaßen, von der Gemeinde für wenig Geld pachten oder kaufen. Ihnen standen zu der Zeit überhaupt viel mehr Rechte an der Gemeinde zu als jetzt; die Gemeinde war sozusagen ihre Mutter und hatte viel mehr übrig für sie als heute. Verpachtete der Bauermeister das Heu auf dem Bruche oder Ager oder an der „Beke“, war es ganz selbstverständlich, daß die Bauern so lange stillschwiegen, bis die Kleinen ihr Notwendiges hatten. Und wurde das Gemeindeobst auf dem Bruche und im Dorfe verkauft, war's genau ebenso. Die Hecken und Wege mit ihren Lören und Gräsern standen den kleinen Leuten überhaupt ganz frei zu Gebote.

Und wer eine Kuh hatte, hatte auch das Recht, sie mit den Kühen der Bauern auf die Weide gehen zu lassen, und der Kuhhirt durfte die Lindenhüttenkuh nicht geringer achten als Bornrießens oder sonst eines Bauern Kuh. Nach dem Kuhhirten trieb der „Swän“* aus, und da konnte unser Schwein ebensogut nach den Eichen wühlen, wie dem Bauermeister feins. Natürlich war auch noch der Gänsehirt da, und wo die Gänse

* Schweinehirt.

der großen Bauern fraßen, hatten auch die Lindenhüttengänse ihre freie Schnabelweide. Unsere Mutter freute sich immer, wenn's erst ins Stoppelfeld ging, dann brauchten wir nur ganz wenig zuzufrauten und konnten eher unserem Verdienste nachgehen.

Wie gesagt, die kleinen Leute wußten damals noch eher, was sie an der Gemeinde hatten; darum herrschte auch keine so große Unruhe unter ihnen, und man zog noch nicht so von einem Ort zum andern, obgleich man seine liebe Not zu der Zeit ebenfogut, ja, noch mehr hatte als heute. Ich meine, der Sinn der Leute war ein ganz anderer, man gehörte mehr zusammen, wie im Hause, so auf dem Felde, so auch auf dem Lie, wenn die Musikanten spielten.

Ja, wäre nicht ein so fester, innerer Halt gewesen — der bare Verdienst hätte gewiß niemand gehalten. Unser Vater ging vom Herbst bis zur Mähezeit um Pfingsten tagtäglich für sechs Mariengroschen* nach dem Holzhauen in die gräflichen Wälder, und unsere Mutter, konnte sie mal 'n Tag oder 'n halben dazwischen 'raus reißen, kriegte bei ihrem eigenen Bruder nicht mehr als vier Mariengroschen für einen Arbeitstag, der mindestens zwölf Stunden dauerte.

Nun läßt sich schon denken, wie es war, als

* 1 Mariengroschen = 8 Pfennige.

erst die Kleinen Kinder alle aufeinander gepurzelt kamen. Knapp, Knapp! röppt de Kräge*.

Das Allernotwendigste zum Leben, vor allem die Kartoffeln lieferten unsere eigenen paar Acker, so spärlich sie auch manches Jahr trugen. Ich weiß noch, wie froh die Eltern waren, daß sie doch ein Stück eigenes Land hatten. Manchen Groschen löste unsere Mutter auch aus den Eiern, die unsere sechs Hühner legten; — außer am Osterfest pflegten die Lindenhüttenleute selbst kaum Eier zu essen. Wie war die Mutter immer darauf bedacht, im Herbst ein paar Gänse nach Göttingen oder Münden auf den Markt zu bringen und mit dem Erlös einen Teil der drückenden Schuld zu tilgen. Die Hauptsache aber für die Lindenhütte, die Freude, ich kann auch wohl sagen der Trost und Stolz unserer Mutter, war unsere Kuh, unsere liebe gute braune Blässe, die alle Jahr ein Kälbchen warf, das der Vater für ein gutes Stück Geld verkaufte. So süße Milch gab sie und so reichlich, daß wir genug trinken, auch noch tüchtig buttern konnten.

Ach lieber Gott, es würde schon gereicht haben, wie unsere Eltern oft sagten, wäre nur nicht das graue „Ranfelbein“**, das Unglück, so oft über die Lindenhüttenschwelle gekrochen. —

* ruft die Krähe.

** Die großbeinige Holzspinne, auch Weberknecht genannt, die der Volksaberglauben für einen Unglücksboten hält.

Eines Nachmittags, als die Mutter mit Born-
riefens beim Flachskrauten am Brackensteiner
Wege hinter der Feldlinde ist und man sich ge-
rade zum Halbabendbrot hingesezt hat, kriecht ihr
so ein scheußliches Kankelbein über den Schoß. Sie
erschrickt und denkt gleich an ein Unglück.

Ich kann nicht mehr daran glauben, daß so eine
dumme Spinne mit dem menschlichen Glück oder
Unglück im Zusammenhang stehen soll; — jeden-
falls aber war es dann ein seltsamer Zufall, wie
auf die Spinne richtig das Unglück hereinbrach.
Man war eben vom Halbabendbrote aufgestanden
— unsere Mutter hat, wie sie oft, oft erzählte, vor
einer dunklen Angst keinen Bissen herunterkriegen
können — als unser Hanfrieder gelaufen kommt.
Unsere Kuh, unsere gute braune Bläßkuh hätte das
„Stickeblut“ gekriegt.

Die arme Mutter auf und stracks durch die Fel-
der ins Dorf. Als sie an die Lindenhütte kommt,
ist die Braune schon tot. Unsere Mutter hat oft
erzählt, es wäre ihr gewesen, als hätte sie einer
mit der Art vor den Kopf geschlagen. Von Ver-
sicherung wußte man damals noch nichts; das
Geld zu einer neuen Kuh mußte geborgt werden.
Man kann sich vorstellen, wie lange so ein Kan-
kelbein hinter den armen Eltern herkankelte.



Immer noch mehr Bruchbrunnensfische.

Es läßt sich denken, daß die Lindenhüttenmutter ihre Kleinen nicht viel auf dem Schoße haben konnte. Drei Tage nach meiner Geburt ist sie bereits wieder aufgewesen und hat die Kuh gemolken, acht Tage später hat man sie schon wieder auf dem hohen Kampe hacken sehen. So lange sie ein Kind an der Brust hatte, nahm sie es mit ins Feld und legte es in die Köße* hintern Busch. Sonst mußten die Ältesten, auch wenn sie selbst noch der Wartung und Pflege bedurften, das Jüngste warten.

Die guten Lehren, die unsere Mutter ihnen vor dem Fortgehen gab, schlugen sie in den Wind, sobald sie allein waren. Weil ich ihnen bei ihren

* Kiepe, Tragkorb.

Spieleu hinderlich war, zwangen sie mich durch die gewaltsamsten Mittel zum Einschlafen. Besonders wirksam soll es gewesen sein, mir in die Augen und Ohren zu pusten, wodurch ich am ehesten unschädlich geworden bin. So 'n Rackerzeug! Einmal haben sie zwei rote Spinnwockenbänder aneinander gebunden, das eine Ende an der Hugel festgeknüpft, das andere zum Fenster hinaufgezogen, um von der Linde aus dann die Wiege in schaukelnde Bewegung zu setzen. Schließlich haben Bornriekens Kinder noch ein Leitseil geholt und an das Spinnwockenband geknüpft. Darauf sind sie so weit von der Lindenhütte abgegangen, wie der Strick lang gewesen ist und haben alle unter großem Jubel gerissen, was das Zeug nur hat halten wollen. Auf einmal kommt die Mutter hinzu. Sie schilt und eilt ins Haus, um nun sehen zu müssen, daß ihr kleines Friedesinchen nicht mehr in der Hugel, sondern mitten auf dem Fußboden liegt. Ich war mit den Rissen durch die Luft geflogen, lag ganz unversehrt auf dem nackten Boden und hatte mir schöne rote Backen geschlafen. Eingedenk mancher ähnlichen Fälle, meinte die Mutter, mir schiene vom lieben Gott ein Engel bestellt zu sein, der mich nicht zu Schaden kommen ließe.

Wie ich anderthalb Jahr alt gewesen bin, ist ein neues Schwesterlein angekommen, das hat aber

der liebe Gott gleich nach der Geburt wieder zu sich genommen. Uebermals nach anderthalb Jahren kommt die Bademutter mit unserem Vorchén an — und da habe ich natürlich die Hózel ráumen müssen.

Solange ich das Zweitjüngste blieb, durfte ich bei Vater und Mutter in der Stubenbúze schlafen, die in der Innenwand war und einen „geblúnten“ Vorhang hatte. In der heimeligen Stubenbúze habe ich auch mein erstes Gebet stammeln gelernt und überhaupt mit dem lieben Gott Bekanntschaft gemacht, der manchmal mit seinem Mondauge in die Búze hereinguckte. Unverwischbar steht es mir vor der Seele, wie des Abends beim Schlafengehen der Vater mich die Hände falten lehrte und die Mutter mir das Gebet vorsagte: „So slafe ein Gotte Name“, und dann: „Liebe Gott, mache fomm, daß i Himmel fomm!“

Nicht zu sagen, wie es mir im Herzen aufquillt, wenn ich mir die guten Eltern vorstelle; 's ist mir noch manchmal, als wären sie eben erst unterm Lindenbaum hingegangen, oder als müßte die Mutter aus dem Schiebefensterchen der Lindenhütte nach dem Vater ausgucken. —

Ich mochte so an zwei Jahre bei den Eltern in der Búze geschlafen haben, als die unermüdliche Bademutter wieder mal einen Bruchbrunnenfisch in die Lindenhütte brachte, unsern August. Es

schien, als sollte die Hockel auf den Bodenbalken gar nicht wieder hinauf. Nun erhielt Lorch den schönen Bußenplatz, und mich mußten Margretchen und Hannchen zu sich in die kleine Stubenkammer nehmen, die eigentlich nur ein Gang um die Buze war und kaum für mehr als ein Bett Platz hatte. Im Winter lag ich zwischen Margretchen und Hannchen, im Sommer, wenn's heiß war, mußte ich vor die Füße, oder Hannchen legte sich dahin. Hanfrieder und Stineliесе schliefen auf der Bodenkammer; sie hatten das schönste Bett, dafür war's aber auch im Winter höllisch kalt oben; fauste ihnen doch manchmal der durch Ritzen und Spalten eindringende Schnee ums Gesicht.

Das mochte wiederum ein paar Jahre gedauert haben, als eines Tages die unverdrossene Bademutter abermals Einkehr bei uns hielt und — was sagst du — wirklich noch einen Bruchbrunnenfisch in die Wiege legte. Die größeren Geschwister murrten darüber im geheimen, wie große Kinder mit kleinen Gedanken wohl so tun. August und Lorch indes freuten sich, denn sie hatten nun das Recht, aufzurücken: August in den Bußenplatz und Lorch an meine Stelle zwischen Margretchen und Hanneliese, während ich alle Abende die Leiter hinaufzutippeln hatte und meinen Platz zwischen Hanfrieder und Stineliесе erhielt. Mit Stineliесе konnte ich mich aber nicht recht vertra-

gen, darum nahm der Vater unsern stielzbeinigen Backbock, überflocht ihn mit Stroh und richtete ein Lager darauf her. Jetzt kam Lorch in meinen Platz, und ich rückte in das Backbocklager. Der Vater hatte es eigentlich für Stinelièse bestimmt; sie wußte sich aber zu drücken, wie sie Unbequemlichkeiten immer gern auswich. Nun, ich habe mehrere Jahre darauf wie auf Samt und Seide geschlafen; nur einmal bin ich im Traume heruntergefallen, doch ohne aufzuwachen. Am Morgen trug ich eine blaue Beule an der Stirn und ward deswegen von meinen Geschwistern, besonders von Stinelièse noch weidlich ausgelacht und gehänselt. Sie hatten überhaupt eine besondere Neigung, mich zu hänseln; denn ich war in meiner ersten Jugendzeit ein einfältiges Ding und hatte auffallend weiße Haare, weshalb sie mich nur „uße witte Deer“* nannten.

Daß wir acht lebenskräftigen Bruchbrunnenfische den Eltern manchmal den Kopf an die Erde drückten, ist wohl nicht schwer zu begreifen.

Und wunderbarlich genug mußten sie es manchmal anfangen, um redlich und recht von einem Tage zum anderen zu kommen. Unsere Mutter war eine gar eigene Frau und wäre lieber verhungert, als daß sie etwa bei ihrem Bruder um etwas angehalten hätte. Und unser Vater hatte genau so'n

* unsere weiße Dirn.

Charakter. Lieber versagte er sich das Letzte, als daß er etwas angenommen hätte, was nicht verdient war. So gern er seine kurze Whornpfeife hatte, gönnte er sich doch nur am Sonntag und äußerst selten mal zur Feierabendstunde einen halben Kopf voll. Einmal suchte er die letzten Pfennige im Schranke zusammen, um sich wieder ein kleines Paket zu kaufen. Unwillkürlich seufzte unsere Mutter darüber auf, und in ihrem Gesichte wurden Falten. Der Vater ruckte und zuckte, sah eine Minute lang still seine Pfeife an, schlenkerte sie plötzlich auf den Schrank und sagte: „Kathrinsophie, du hast recht! Und du sollst mich von heute an nicht mehr rauchen sehen.“ Und seine Stimme klang so heiter, sein Gesicht war so strahlend, als wunder was für 'ne Freude er hätte.

Das fiel der Mutter denn doch schwer aufs Herz, und es wurden ihr die Augen naß. „Nein, Hanfrieder, was mußt du von mir denken! Ich gönne dir wahrlich von Herzen gern deine Pfeife,“ sagte sie mit halberstickter Stimme und eilte selbst nach dem Schranke, um das Geld zusammenzusuchen. Da aber lief unser Vater mit der Pfeife vergnügt hinaus und brachte sie hoch oben auf den Hahnebalken. Und ich habe ihn wahrhaftig von dem Tage an nie wieder rauchen sehen. —

Unsere Mutter trank gern ein „Schölesken“ Kaffee; aber seitdem der Vater seine Pfeife auf den

Hahnebalken gebracht hatte, wollte er ihr nicht mehr so gut schmecken. Sie kaufte übrigens nie mehr als ein Viertel zu 14 Pfennigen, und das mußte auf lange Zeit reichen; es war nur, daß der „Deutsche“ 'n Namen kriegte.

Gegen Weihnachten schlachteten wir gewöhnlich ein Schwein und machten ein würziges Rauchfleisch davon. Ach, das wußte unsere Mutter so einzuteilen, daß sie wohl jeden Sonntag im Jahre ein Stück in den Topf stecken konnte. Hagelte es nicht gerade in unseren kleinen Garten, war sie immer guten Mutes. Oft hörte ich sie sagen, die Vögel im Lindenbaume sängen: „Die Larven sind nicht gut geraten, aber die Mücke ist auch ein Braten.“

Wurde uns das Brot knapp, so hielten wir uns, ohne saure Mienen zu ziehen, an die Kartoffeln; und waren die nicht gut geraten, was immer das Schlimmste war, mußten wir uns mit Bohnen, Linsen, Erbsen, Wurzeln und Steckrüben begnügen.

Da sich die Steckrüben im feuchten Keller nicht lange zu halten pflegten, wurden sie in den Vorwinterabenden in dünne Scheiben geschnitten, in der Pfanne geröstet, in Beutel getan und unter den Stubenbalken gehängt. Besonders geschah das wegen der mit uns hausenden und mit uns schmausenden Mäusesippchaft. Die Racker hätten's

ja anderswo weit besser haben können; allein es schien ihnen nirgend so gut zu gefallen wie bei uns in der Lindenhütte. Hätten sie nur nicht jeden kargen Bissen mit uns teilen wollen! Was mich anbetrifft, so wünschte ich freilich aufs lebhafteste, die graue Gesellschaft möchte die Steckrübenschnitzel alle miteinander über die Seite schaffen; denn das Steckrübenmahl war mir ganz und gar zuwider. Aber unerbittlich hielten die Eltern darauf, daß ich meinen Widerwillen bezwang; einmal half mir der Vater sogar mit seinem Leibriemen nach. „Kommst du mal zu fremden Leuten,“ hieß es, „wird man dich ganz gewiß nicht erst fragen, ob du dein Essen gern oder ungern hast. Da muß man rauh und schlicht gewöhnt sein, als wäre das eine so gut Hirsebrei wie das andre.“

Der Steckrübentag, der gegen Ausgang des Winters, sowie das ganze Frühjahr hindurch mindestens einmal in der Woche wiederkehrte, war, so wunderbar es zu sagen ist, einer der schlimmsten Tage meiner Kindheit.

Rauh und schlicht war unsere Lebensweise in der Lindenhütte, Hirsebrei unser höchstes Festmahl, und in dieser Kargheit bin ich gestählt worden für die harte Not des Lebens.



4.

Die weiße Zipfelmütze.

Allgemach waren Margretchen und Hannchen und unser „Großer“ so weit herangewachsen, daß sie in der schulfreien Zeit mit nach dem Steinelesen auf die gräßlichen Kleeäcker gehen konnten. Waren's auch nur Pfennige, die sie dafür erhielten, 's kam doch beieinander. „Alle Bate helpet,“ sagten die Eltern.

Wenn nun die drei Großen fortgingen, war Stineliße die älteste unter uns anderen Fünfen und zum Haupte über uns gesetzt.

Beträchtlich aus der Art geschlagen, wie die Mutter oft sagte, hatte Stinelliese ihr eigenes, manchmal gar tückisches Wesen, und war die Mutter außer Sicht, ging sie mit uns um, wie die Kaze mit der Maus, wenn sie satt ist.

Als Hüterin der Lindenhütte hatte sie auch dafür zu sorgen, daß keine fremde Kaze ins Haus kam. Nun war aber neben unserm Backofen, der von der Diele einen dicken Buckel in unsern kleinen Hof machte, ein bröckelndes Rauchloch, durch das eine gewissenlose Kaze ganz gut herein und hinaus konnte. Dies Loch, unsere ständige Sorge, mußte verstopft werden, und Stinelliese verwandte dazu eine alte weiße „Limpelmütze“, die oben auf dem Boden gefunden war. Mochte wohl von unserem Großvater abgelegt sein, denn früher trugen die alten Männer noch solche Mützen. Die alte „Limpelmütze“ war jedoch empört über die respektwidrige Behandlung, die so ein dummes junges Lindenhüttending ihr widerfahren ließ, denn so oft sie hineingestopft wurde, so oft fiel sie hinaus in den kleinen Hof. So oft mußte aber auch das geduldige Friesefinchen hin und sie wieder herzeinholen, und lief es nicht hurtig genug, schalt Stinelliese mit allen bösen Stimmen, die sie im Dorfe gehört hatte.

Ohne Zweifel lag es nicht allein an der Mütze, daß sie nicht in dem Loche bleiben wollte; es

mußte wohl ein bißchen Leuselei der Schwester in dem Loche stecken, vor der es der Zipfel der Mütze nicht aushalten konnte. Allmählich dämmerte mir das auf, und nachdem ich die Mütze etwa dreißigmal hereingeholt hatte, wollte ich nicht mehr.

Was? Du willst nicht mehr? Also sollte wohl die Kaze all unsere Würste und Schinken und Speckseiten wegholen? Und Stineliess machte kurzen Prozeß, kriegte mich her und knuffte mich mit ihrer geballten Hand, wie einige Tage zuvor der alte Bertram ein kleines Mädchen knuffte, das sich aus seinem Mohnfelde einige Köpfe abgebrochen hatte. Um so mehr noch setzte ich nun meinen Kopf auf und beugte mich nicht. Dann mußte Lorch hin und die Mütze holen. Das kleine Ding wackelte auf seinen runden Beinen, was es nur konnte, kriegte seine Prügel schließlich aber auch, als es nicht mehr wollte.

Was sich hier unter uns unmündigen Kindern abspielte, habe ich hernach auch unter den großen Leuten oft, oft sich wiederholen sehen, und was mir damals die eigene Schwester tat, das haben mir später die fremden Leute in viel schmerzhafterer Weise zugefügt. Ein armes Mädchen muß in seinem Leben gar viel nach der weißen Zipfelmütze laufen, ohne etwas anderes zum Lohn erwarten zu können, als eine knuffende Faust.



Ehe unsre Mutter mittags ins Feld ging, pflegte sie für uns Nesthocker fünf dünne Scheiben Brot abzuschneiden, genau gezählt. Sie fingen schon klein genug an, aber die zweite war immer noch kleiner als die erste, denn das Messer richtete sich nach dem Alter. Unsere Stineliere kriegte das größte, ich das zweitgrößte, Lorchchen das drittgrößte, und Christinchen, unser Allerjüngstes, das kleinste Stück. Das war unser „Halbabendbrot“.

Gewöhnlich gab's weder was drauf, noch was dazu, und ich mußte lügen, sollte ich sagen, wir hätten das als Mangel empfunden.

Die Mutter nahm diese „Stücker“ gewöhnlich mit leisem Seufzer in die Schürze und ließ uns alle vor sich hinausgehen. Dann schloß sie die Haustür ab und steckte den Schlüssel heimlich in das kleine Hühnerloch neben der Haustür, damit wir im Hause kein Unheil anrichteten.

In Bornrießens Hof, der an die rechte Seite der Lindenhütte stößt, stand ein alter abgedankter Küchenschrank, dessen eines Fach noch mit einer

verschießbaren Klappe versehen war. Dahinein legte die Mutter das Brot und hieß uns auf die Hühner achten, denn eh' die nicht aufflögen, dürften wir den Schrank nicht aufmachen. „Wenn die Hühner auffliegen, ist's Vesperzeit. Je länger ihr euch auf das Vesperbrot freut, desto schöner schmeckt's hernach.“

So ernst nahmen wir diese Mahnung, daß wir meines Wissens nie vor dem Auffliegen der Hühner Vesperstunde hielten, trotzdem sich der Appetit immer gleich nach dem Fortgange der Mutter einstellte.

Der alte, so ehrenhaft dastehende Schrank, gewiß schon über hundert Jahre alt, galt den Müttern wie ein getreuer alter Ohm, der im Spannstuhle am Ofen oder auf dem Süll der Haustür in der Sonne sitzt. Wenn er auch nichts Rechtes mehr kann, so kann er doch ein Auge auf die Kinder haben. Wüßte sonst nicht, warum auch Bornriefens und Frohnhöfers Mütter, wenn sie ins Feld wollten, genau so wie unsere Mutter mit ihren kleinen Truppen vor den Schrank traten und ihm die Vesperstücke anvertrauten.

Einmal, als die drei Mütter zu gleicher Zeit vor dem Schranke zusammentrafen, hob Frohnhöfers Dortchenpate, die gewiß von ihrer Schwägerin, meiner Friedesinchenpate, geschürt war, vor den „Großen“ den Zeigefinger auf und schalt:

„Daß ihr großen Racker mit den Kleinen nur nicht wieder Schindluder spielt! Und daß ihr dem Friedesfinchen nicht immer alle Plagen aufbürdet! Auch müßt ihr dem Kinde, weil's leicht alles glaubt, nicht so viel ungeheure Lügen aufbinden. Glaub's nicht, Friedesfinchen, wenn sie dir wieder vormachen wollen, Bolands Heinrichpate wäre in Bärenhausen gewesen und hätte einen ganzen Stall voll kleiner Bären mitgebracht. Glaub' den Rackern nicht; Bären gibt's hierzulande nicht mehr, wenn eine sich keine aufbinden läßt.“

So 'ne Standrede hatte wirklich mal notgetan; war ich doch ein deutlicher Beweis für die Wahrheit des Sprichworts: „Je niedriger der Zaun, desto lieber steigt man hinüber.“ —

Raum war der letzte Rockzipfel der strengen Mütter aus unserm Gesichtskreise verschwunden, so begann unter Singen und Rumoren ein lustiges Spiel. Backöfen wurden gebaut und Lehmkuchen gebacken, Hochzeiten und Kindtaufen gefeiert; es wurde Schule gehalten und darin viel gescholten und geschlagen; es wurde der Esel zum Brunnen geritten, das kranke Hänschen mit Schuhnägeln kuriert, auf die Glocke getreten, daß sie sieben Jahre erklingen mußte; ein Rosenkranz wurde gebildet, ein Maientanz aufgeführt — ja, ohne Aufhören gespielt, gesungen und gesprungen! — Juchheirassa, juchheirassa! Hei, wie lustig tanzt man

dal Zimmer lustig und geschwind, hurtig, hurtig wie der Wind! — Ach, so komme ich unwillkürlich ins Aufsauchzen, war mir's eben doch, als schwänge ich mich mitten im Kreise unter der Linde. —

Einmal ward der Raum den „Großen“ unter der Linde zu enge; der hohe Rat beschloß daher, mal in Fröhnhöfers und Bornriekens ganzem Hause herumzulaufen und dann um die Zehntscheuer Eckensehen zu spielen. Ich aber hatte das Nachsehen. Als Jüngstes und Dümestes unter den „Großen“ traf mich, trotz aller Vorhaltungen der Dortchenpate, auch diesmal wieder das Los, die zusammengesetzten „Kleinen“ zu warten und dabei auf das Auffliegen der Hühner zu achten. Wollte ich mich nicht den Knüffen und Püffen, mit denen unsere Stineliere ohnehin nicht gerade sparsam umging, noch mehr aussetzen, so mußte ich schon Gehorsam üben. Aber mit glühender Begierde sah ich den Davonfliegenden nach; denn auch ich fühlte den eigenartigen Reiz, mal in Fröhnhöfers und Bornriekens ganzem Hause herumzulaufen. Schließlich riß meine Lammgeduld, und ich lief heulend mit. Na, den Zorn und die Entrüstung! Stineliere besonders machte mir die niedrigsten Fäuste zu, stampfte mit den Füßen ärgerlich den Boden und schalt: „Willste auf der Stelle gleich zurück! Du — du Weißkopf, du

Mehlwurm, du Ziegenhaar — willst gleich machen! Paß auf, ich werd's den Eltern" . . . Aber sie brach diesen Satz ab und schreckte mich mit den Kinderkäufern, die im Dorfe herabkämen, mich mitnehmen und mit Haut und Haar auffressen sollten, machte ich nicht schleunigst, daß ich wieder unter die Linde käme.

Diese Drohung wirkte auf der Stelle, denn die Kinderkäufer füllten meine Vorstellungswelt mit Grausen. So rasch ich konnte, lief ich zu den jammernden Kleinen zurück, kroch aus Angst mitter unter sie und rührte mich erst wieder, als einer von den ausgeflogenen Spätzlein, glühend vom Spiel, dahergelaufen kam mit der Frage, ob die Hühner noch nicht aufgefliegen wären? Ich wies auf Frohnhöfers Grashof; darin kifelten und kifelten die Hennen noch so seelenvergnügt um ihren fürsorglichen Hausherrn herum, als dächten sie noch lange nicht ans Zubettgehen.

Die Anfrage: „Fliegen sie noch nicht auf?“ ward immerfort wiederholt, und als ich endlich melden konnte, sie säßen schon auf dem Wiemen, kam die ganze Spazenschar wie ein Wetter herangesaust und stellte sich um den immer gleichmütig dreinschauenden Altvaterschrank.

Hatte man sich mal besonders gut vertragen, wurden die Besperstücke wohl auch untereinander gewürfelt und von oben herunter verteilt. Fühlte

sich jemand gegen einen gleichalterigen Gespielen benachtheiligt, so legte Bornriefens Friederike auf jede ihrer Handflächen ein Stück und wog, ob eins schwerer war als das andere. In diesem Falle mußte unsere Stineliесе, vor der alle Klein beigaben, so lange abbrechen und zulegen, bis das vollkommene Gleichgewicht hergestellt war. So genau verfuhrten indes die Großen nur untereinander; wer dagegen, wie meine Wenigkeit, nicht für voll angesehen wurde, mußte sein Stücklein hinnehmen wie der Pudel den Knochen.

Eines Tages haben sie aber einen schönen Denktzettel gekriegt. Huch, wenn ich noch daran denke! Irgend eine war auf den Einfall gekommen, Bertrams braune Kuh zu melken. „Die Braune hamuhet immer so sehr, die kann gewiß die Milch nicht halten,“ meinte man. Und das arme Tier müsse gewiß einen großen Brand an die Zitze kriegen, wenn es nicht gemolken würde.

Bertrams Hanjust, eine schüchterne Seele, fragte sich hinter den Ohren und guckte das Dorf entlang. „Wenn unser Großvater dazukäme,“ gab er zu bedenken, „setzte es aber ganz schreckliche Schläge.“

„Bist du aber eine Bangebüchse! Der Großvater ist ja weit im Felde — und wir stellen Friedesinchen an die Ecke auf die Lauer!“ redete Stineliесе auf den Bedenklichen ein. Auch Bornrie-

kens und Frohnhöfers Kinder setzten ihm zu, denn die Ruh müsse und müsse gemolken werden. Indes war ihnen allen nicht so ganz wohl zumute bei dem Gedanken an den alten Bertram, den derb-knochigen wetterharten Grimmbart mit so seitwärts stechenden Augen und den eingekniffenen Lippen. Wer seinen Zähzorn einmal erfahren hatte, vergaß es so leicht nicht wieder, ja, der riß vor ihm aus, sah er ihn nur von weitem kommen.

Ich fragte einmal den Vater, wie der Kinderkäufer aussähe? „Genau so wie Bertrams Großvater!“ lautete die Antwort. Seitdem empfanden wir ein doppeltes Grauen vor dem alten Isgrim.

Trotzdem konnten sich die „Großen“ nicht bezähmen, an Bertrams Ruh ihre Lust zu büßen. Sie bauten darauf, daß der Gefürchtete vor Abend nicht heimkehre, und im übrigen hatte man mich ja als Posten an der Hausecke aufgestellt.

„Er muß an der hilgen Beke 'runter kommen, hörst du, Friedesinchen, an der hilgen Beke 'runter!“ mahnte Hanjust, der als Letzter in den Stall ging und die Thür von innen verriegelte.

Welch ein Jubel nun da drinnen! Und ich armes Geschöpf konnte nicht dabei sein, mußte auf Posten stehen!

Mehrfach schon hatte die arme Braune wie zur Warnung ein stöhnendes Brummen hören lassen. Nun flog bereits ein Huhn auf die Leiter, und die

Bäume kriegten lange Schatten; — allein das Lachen und Kreischen und Klopfen nahm kein Ende, und Stinelieste hörte ich rufen: „Stripp strapp strull, is de Emmer* noch nech bale vull?“

Die Kleinen, die ohne Schutz unter der Linde zurückgelassen waren, schrien zum Gotterbarmen. Es hörte keiner danach.

Ich stand ganz in mich versunken, gerade wie eine träumende Gans, bald auf dem linken, bald auf dem rechten Beine.

Drei Enten kamen von der hilgen Beke hergewackelt und schrien: „Gaste, Gaste, Gaste!“** Der Erpel aber, der langsam nachkam, mahnte zur Bescheidenheit: „Wenn’t wat is, wenn’t wat is!“ Und als sie dann an mir vorüberpatschten, riefen sie alle miteinander wie in hellem Staunen: „Gun Dag, gun Dag, Dag, Dag, Dag!“ Da grüßte ich natürlich wieder: „Gun Dag, gun Dag!“ Und da erzählte die vorderste Ente: „Alse Köfsche is ganz swart, swart, swart!“ Sogleich hielten ihr die beiden andern das Widerspiel: „Ganz witt, ganz, ganz, ganz witt!“ Und da schalt der Erpel: „Alle Schwabbellieschen, ale Schwabbellieschen!“

Nein, mußte ich lachen. Nun kam ein Rudel Gänse die hilge Beke herauf, und die vordern

* Eimer.

** Gerste.

schrien: „Christinsophie! Christinsophie! De Pender kümmt, de Pender kümmt!“ Und der Gänse-
rich schrie: „Zackerloot, nöu kümmt!“* Und die
andern streckten alle die Hälsen zusammen und riefen immerzu: „Nöu kümmt, nöu kümmt!“
Und die Henne, die eben auf den Gipfel der Miste flog, schwatzte: „Dat is de Düwel, dat is de Düwel!“ Ich denke, es ist ihr Spaß und muß lachen; da schlägt die vorderste Gans die Fittiche zusammen und schreit noch ärger als vorhin: „Christinsophie, Christinsophie, süh deck vor, süh deck vor!“

Ich sah mich um — und da kommt er wirklich und wahrhaftig. Nicht der „Pender“, aber der alte Bertram! Alle Himmel! Wie auf Siebenmeilenstiefeln schien er heranzurücken. Eine furchtbare Ruhe lag auf seinem käsefarbigen Gesichte. Es flirrte und flimmerte mir vor den Augen, und Enten und Gänse, Hahn und Huhn auf dem Miste erschienen mir wie in weite Ferne gerückt. „Hanjungst, dein Großvater!“ schrie ich endlich und lief, was ich laufen konnte zu den an ihrem Kreischen fast erstickenden Kleinen unter der Linde.

Schon hatte Bertrams Großvater die Stalltüre erreicht, und ich hörte am Geschrei der Übeltäter, daß ein furchtbares Strafgericht im Gange war. O, Gott und Vater! Ich schluchzte und jammerte schließlich ebenso laut, wie die armen Sträflinge,

* nun kommt er.

und da fingen unsere Hühner auch an: „Ach Gott, geh doch zum Dok—Dok—Dok—Dokter!“ Und der Hahn an der Lindenhüttentür machte: „Zackerlot nochmal!“

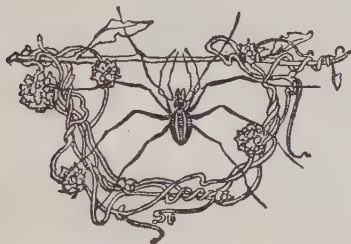
Da sah ich unsern Herrn Pastor die hilfe Beße heraufkommen. Bei jedem zweiten Schritte legte er die Hand hinters Ohr und horchte nach Bertrams Hause.

Eine heiße Röte schoß mir ins Gesicht; ich sprang auf, während die Kleinen mit durchdringendem Gejammer an meinem Rocke zerrten, und rief mit flehender Stimme: „Herr Pastor, Bertrams Großvater macht die Kinder tot, weil sie die Kuh gemolchen haben!“

Der geistliche Herr, dessen Haar so weiß war wie seine Halsbinde, sah mich überrascht an und eilte auf die Stalltür zu. Sie war von innen verriegelt. „Ei, Bertram! Bertram!“ rief er.

Da ward's drinnen still, nur die Kuh stöhnte noch. Die Tür stob auf, und in ihren Schmerzen hinkten die geschlagenen Truppen an den aufkreischenden Gänsen und dem geistlichen Herrn vorbei, der mit mildem Ernst den Zeigefinger emporhob und den Kern aus der Nuß brach, sozusagen: Nachbars Kuh ist kein Spielzeug für Nachbars Kinder. Und wenn selbst die Gänse warnen „süh deck vor, süh deck vor!“, soll man das nicht in den Wind schlagen. —

Der alte Bertram kam lange nicht zum Vorschein, hustete ganz erschrecklich, schüttete einen Korb voll Futter in die Krippe und schalt dazu auf die verdorbene Kinderwelt. Da wandte sich der Pfarrerherr gegen ihn, richtete den Zeigefinger noch einmal hoch und sagte: „Bertram, Bertram! Räche nicht zu genau alle Missetat und fühle dein Müttelein nicht, wenn du strafen sollst.“





6.

Der lange Lenz.

Wie die Tage kürzer wurden, kürzten sich auch die Brotschnitte — und auf einmal gab's überhaupt kein Halbabendbrot mehr. Unsere Mutter pflegte dann zu sagen: Der lange Lenz hätte es weggeholt.

Der lange Lenz? Den hatte ich ja noch gar nicht gesehen, und lange beschäftigte mich der Gedanke, was der wohl mit den vielen schönen Stückern anfangen möchte, denn Bornrießens, Frohnhöfers und Bertrams hatte er sie auch weggeholt. Und ich hätte den langen Lenz gar zu gern mal gesehen. Als das Frohnhöfers Friedesinchenpate hörte, winkte sie mir geheimnisvoll zu, und wir gingen zu-

sammen unter die Linde, sie hob mich auf ihre Arme und deutete hinunter nach der hilgen Beke. Ich drückte mich etwas ängstlich an die Pate, denn ich sah einen großen Mann in einem langen weißen Mantelrocke die hilge Beke herunterkommen, und er hatte einen halbgefüllten Sack auf der Schulter hängen.

„Sühste, Meken,“* flüsterte die Pate geheimnisvoll leise, „dat is de lange Lenz! Dat is he!“

Ich hatte ihn gesehen, ich glaubte an ihn und plagte die Mutter nun nicht mehr um ein Vesperstück.

Lag nicht eine fluge Schalkheit in dieser altherkömmlichen Ausrede, die den Eltern das Versagen und den Kindern das Ertragen so leicht machte?

* Siehst du, Mädchen.



Eines schönen Tages, als wir auf dem „Hahnenbalken“ zu kramen hatten, geriet unsere Stineli über eine alte eichene Truhe und entdeckte darin unseres Urgroßvaters hohen, schwarzen Kirchenhut.

Wie der Klang einer alten Sage mutete uns diese Entdeckung an. Erst besahen wir den Hut voll heiliger Scheu, dann berührten wir ihn mit kindlichem Entzücken.

Zwei Menschenalter hindurch hatte der Zeuge aus Urgroßvaters Zeit, von aller Welt vergessen, in dem alten Kasten ein stillbeschauliches Dasein geführt und Betrachtungen angestellt, Betrachtungen von Urgroßvaters Kopf herab über die alte Welt und über die neue Welt, aus der nur ab und an mal ein Licht und ein Laut in seine stille Verborgenheit gedrungen war.

Wie mochte nun dem altherwürdigen Urgroßvaterhute wohl zumute sein, als er sich plötzlich von heißer Jugendhand erfaßt und hinausgetragen fühlte in die neue Welt mit dem alten Sonnenglanze, dem alten Lindenrauschen, den alten Glockenklängen und den neuen Dampfpfeifen! Er hat es uns mit keiner Miene verraten, aber gewußt haben wir's doch: Lauter Lust und Freude ist er gewesen, daß er wieder unten auf der sonnigen, grünblättrigen Erde bei den fröhlichen Enkeln des Urgroßvaters hat sein können, — daß die Lindenblüten wieder auf ihn fielen, wie ehemals, da er auf dem Kopfe des Urgroßvaters einherstolzte. „Du lieber, alter Kirchenhut, magst dich freuen und fröhlich sein, jetzt sollst du das Leben genießen, hast's wahrlich um den Urgroßvater verdient!“ So jubeln wir und lassen den Hut im Kreise herumgehen; jeder muß ihn einmal ausprobieren.

Plötzlich ist Klein Friedesfinchen mit dem Hute verschwunden wie die Maus mit dem Weizenkorn.

Eine halbe Stunde später werden wir in einem heimlichen Heckenschlupfloche gefunden. Ich habe den Hut tief über den Kopf gestülpt und stelle mich in Reden und Gebärden, als wäre ich der leibhaftige Urgroßvater, als müsse ich jetzt in den Wald und die verzauberte Prinzessin erlösen.

Ich erhob mich aber um ein Bedeutendes über

unsern Urgroßvater, denn ich hatte nicht nur eine Frau und viele Kinder, ich schaffte mir auch einen so großartigen Viehstand an, wie ihn der selige Ahn nicht im Traume besessen hatte. Alle Marienkäfer wurden zu Kühen, alle Hirschkäfer zu Ziegen, alle Goldschmiede zu Grobschmieden. Ich verwandelte die Schnecken in — Schweine, die Grashüpfer in Pferde und die Schmetterlinge in Hühner.

Da reichten natürlich unsere paar schmalen Ackerstreifen nicht aus. Aber es war mir ja ein Kleines, sie in große Ackerbreiten zu verwandeln, wie sie selbst der Graf nicht größer und fetter hatte, und viele herrliche Wiesen kaufte ich mir noch dazu.

Da brauchten Frau und Kinder nicht mehr alle Tage ins Holz oder ins Tagelohn zu gehen, denn wir hatten nun genug für uns selbst zu wirtschaften. Ich wußte vor allen Hantierungen nicht, was zuerst und zuletzt tun.

An einem schönen Sonntagmorgen jener Zeit wachte ich früher auf als meine Geschwister und hörte, wie unsere Mutter am Herde Feuer anmachte und mit wunderbarer Innigkeit ein geistliches Lied dabei sang. Das war am Sonntagmorgen so der Brauch bei ihr. Ein wonniges Gefühl durchrieselte mich; ich sprang aus dem Bette, huschte hinunter und stand wie ein Irriwisch vor der Mutter.

Sie sah mich an, lächelte, nickte und sang:

„Du willst ein Opfer haben:
Hie bring' ich meine Gaben:
Mein Weihrauch und mein Widder
Sind mein Gebet und Lieder.

Die wirst du nicht verschmähen,
Du kannst ins Herze sehen,
Denn du weißt, daß zur Gabe
Ich ja nichts Bessres habe.“

Ich stand still da in bloßem Hemdchen, aber mit Urgroßvaters Hute auf dem Kopfe, faltete unwillkürlich die Hände und sah voll Andacht zur Mutter auf. Als sie den Gesang beendet hatte, zog sie mich unter dem Hute hervor an ihre Brust.

Da nahm ich die Gelegenheit wahr und fragte, ob ich heute einmal mit in die Kirche dürfe. Ich wäre schon lange auf den nächsten Sonntag vertröstet — heute hätten wir doch gewiß den nächsten. Bornriefens Liese reiche mit ihrem Kopfe noch nicht mal an mein linkes Ohr und wäre bereits dreimal mit ihrer Mutter zur Kirche gegangen.

Unsere Mutter lachte, und ihre Augen leuchteten. „Die Kirche ist ein heiliger Ort,“ sagte sie, und ob ich auch hübsch verständig sein wolle?

Nichts fiel mir leichter, als dies zu versprechen. Da nickte sie: „Ja, ich nehme dich mit.“

Urgroßvaters Kirchenhut ließ ich an diesem Sonntagmorgen vor aller Freude nicht mehr vom Kopfe.

Als es das Viertelschauer läutete, stellte ich mich unter die Linde und wartete auf die Mutter. Ich rückte den Hut so weit nach hinten, daß ich ordentlich darunter weggucken konnte und bemühte mich mit vieler Anstrengung, mein Gesicht in Urgroßvaterfalten zu legen.

Endlich kam die Mutter heraus, im dunklen Tuchkleide mit dem seidenen Brusttuche, über das die breiten Seidenbänder der schönen, mit Silberborten gezierten Bandmütze lang herab hingen; in der Hand das Gesangbuch mit dem weißen Taschentuche darauf und dem Rosmarinzweiglein zwischen den Blättern. Still und andächtig sah sie auf ihr Gesangbuch und ward so meiner Benignität gar nicht ansichtig.

Ich trat einen Schritt vor und hob an mit verstellter Stimme und verstellten Gebärden: „Ich bin der Urgroßvater aus der Lindenhütte!“

Sie nickte zur Seite und sagte, während in ihrem lieben Antlitze der Ernst mit der Heiterkeit wechselte: „Grüß Euch Gott, teuerster Urgroßvater aus der Lindenhütte! Ich hätte bald nicht an Euch gedacht, Ihr wollt ja mit zur Kirche gehen — nicht wahr?“

Na, natürlich wollte ich das!

Müßte der Urgroßvater aber den Hut absetzen, denn der wäre heutzutage keine Mode mehr.

Sie sieht auf einmal sehr ernst aus und geht weiter. Da fange ich an zu merken, was auf dem Spiele steht, gebe flugs den Hut dem nachgekommenen Vater hin und trippele scheu hinter der Mutter her. Der Vater legt ein gutes Wort für mich ein; da bleibt sie stehen und nimmt mich an die Hand.

Urgroßvaters Kirchenhut ist mir danach völlig verleidet gewesen; ich habe ihn nicht mehr aufsetzen mögen. Der Vater hat ihn wieder hinaufgebracht in den schwarzen Kumpellkasten, auf daß er darin weitere hundert Jahre ruhen und rasten möge.

Und so hat es der liebe alte Kirchenhut aus der Lindenhütte noch erfahren müssen, daß die Gunst der Menschen, der Kleinen wie der großen, doch ein sehr unbeständig Ding ist.





8.

Was sich gelegentlich
meines ersten Kirchen=
besuchs ereignete.

Da trippelte ich kleiner
Guckindiewelt nun neben

dem in ernste Andacht versunkenen Mütterchen
her, — und ein glückseligerer Kirchgänger, als ich
war, ist dasmal ganz gewiß nicht gewesen. Wun=
dersam durchschauerten mich die hellen, vollen
Glockenklänge — innig schmiegte ich mich an die
gute Mutter, und sie drückte mit ihrer Hand mein
Köpfchen an sich. Anfangs hatte ich so viel zu
fragen, daß eine Frage die andere jagte. Und die
meisten mögen wohl sehr drolliger Art gewesen

sein, denn die Mutter ist dadurch immer aus ihrer ernstesten Stimmung herausgerissen worden, wie sie nachher dem Vater klagte.

Doch je näher wir dem Gotteshause kamen, desto schüchterner und stiller wurde ich. An der Kirchhofsmauer stand mein bewegsames Mundwerk ganz still, und nur noch mein Herz und meine Augen sprachen, diese durch helles Leuchten, jenes in stürmischem Klopfen. Wie mir da war, so mag wohl einem Seligen zumute sein, wenn er in das himmlische Zion einzieht.

Doch das Kinderherz ist ein Rain, auf dem die mannigfachsten Blumen und Unkräuter eng beisammen stehen, Veilchen und Disteln. In der rechten Tasche fühle ich plötzlich einen — Apfel. Hei, den mußte mir der gute Hanfrieder hineingesteckt haben! Herausziehen und mit den kleinen weißen Mäusezähnen hineinknacken — war das Werk eines Augenblicks.

Gott, ist die Mutter zusammengefahren! „Friedesfinchen, geschwind steck’ den Apfel in die Tasche!“ schalt sie und sah verlegen um sich.

Natürlich ließ ich den Apfel sofort wieder verschwinden — ach, den schönen Apfel!

Nun klagte sich die Mutter an, daß sie mich nicht früh genug verwarnt hätte, auf dem Kirchwege zu essen. „Du das ja und ja nicht wieder,“ warnte sie, „denn wer auf dem Gange nach der

Kirche ist, dem steht, wenn er einstmals gestorben ist, der Mund weit offen.“

Troßdem schnalzte ich nach der naturgemäßen Beförderung des abgebissenen Apfelsstückes lustig mit der Zunge und flüsterte der besorgten Mutter zu: „Mutter, weil ich's weiß, mache ich den Mund gleich fest zu, eh ich sterbe.“ Wollte das der Mutter zur Beruhigung gesagt haben, und das Sterben war ja auch noch so weithin, da konnte man schon etwas versprechen. Sie schüttelte den Kopf, hielt ihr weißes Taschentuch, das auf dem Gesangbuche lag, vor den Mund und hustete ein wenig.

Zu unserer Lindenhütte gehörte eine eigene „Kirchenstelle“, die unter dem rechtsseitigen Mannhause in der dritten „Stölte“* gleich am Gange lag. Als wir nun an den „Stölten“ vorübergingen, war es mir, als sähen alle Kirchenleute voll großer Verwunderung auf Lindenmanns kleines Friedesfinchen herab; ich wagte kein Auge aufzuschlagen. Endlich stand die Mutter still und setzte mich und sich auf die Bank. Ich blinzelte zur Seite und gewahrte, daß die Mutter eine Weile mit tiefgebeugtem Haupte dasaß. Warum sie das wohl tun mag? fragte ich mich. Daß sie zum lieben Gott gebetet hat, habe ich erst später erfahren.

* Kirchenstühle, Bänke mit numerierten Plätzen.

Die Glocken verstummten, die Orgel setzte ein, und Musik und Gesang brauste durch meine Seele.

Die Mutter blätterte noch ein wenig in ihrem Gesangbuche und fing auf einmal auch ein so helles, lautes Singen an, daß ich mich unwillkürlich duckte und die Schamröthe in meinem Gesicht aufsteigen fühlte. Ich schämte mich vor den Leuten, daß meine Mutter so laut sang. Wie aber all die andern Leute dasselbe taten, beruhigte ich mich und hörte staunend zu.

Eine Weile habe ich so mit offenem Munde dagelassen, alles angestarrt und vieles mit meinen kindlichen Gedanken umspinnen, als ich wieder mal an meinem Rock herunterstreiche und so an den saftigen Apfel erinnert werde. Mir läuft das Wasser im Munde zusammen, und ich kann mich nicht bezähmen. Ich blinzele nach der Mutter hinüber und versichere mich, daß sie ganz ins Gesangbuch vertieft ist und gar kein Arg aus mir hat. Zweimal, dreimal zuckt es im Arme, dann biege ich den Kopf seitwärts herab und — führe den Apfel zu ihm empor, behutsam und leise wie eine Maus, die in eine verlassene Stube schleicht.

Die Mutter merkt nichts. Die Nachbarin aber und die Leute oben auf dem Mannhause waren auf mein Tun aufmerksam geworden, hatten mir, innerlich belustigt, zugehört und darüber Singen und Andacht vergessen.

Plötzlich kommt ein schwarzer Mann daherges-
gangen, der trägt an einer langen Stange einen
kleinen rauhen Beutel. Eine unheimliche Angst
befällt mich, denn ich kann nur denken, der Mann
will den Apfel haben. Ich fühle, wie das Feuer
in meinem Gesichte brennt, und blicke zerrnirscht
auf meine Schürze. Jetzt klingelt es ganz nahe,
und als ich in meiner Angst ein wenig unterm
Berge wegblinzle, sind die Klingelbeuteltrödel dicht
vor mir. Da nehme ich den Apfeligribs und werfe
ihn in den Klingelbeutel.

Es war mir, als hätte ich ringsum ein helles
Geficher vernommen; aber ich guckte nicht auf.
Zum Glück war die Mutter in ihren Gesang ver-
tiefst geblieben, so daß sie von dem heiklen Vor-
gange gar nichts gemerkt hatte.

Als ich zum erstenmal wieder aufzublicken wagte,
trat gerade der Pastor auf die Kanzel. Erst emp-
fand ich ein Gefühl der Beängstigung vor der
hoch oben stehenden schwarzen Gestalt mit den
schneeweißen Haaren und Bäffchen, rückte deshalb
etwas näher an die Mutter. Als ich aber die
warme, freundliche Sprache vernahm, sah ich
auf einmal unseren lieben alten Herrn Pastor
vor mir, der so manchmal unter unserm Linden-
baume mit mir geredet hatte.

Erst hörte ich bloß den Schall seiner Worte,
allmählich ging mir aber auch ihr Sinn auf.

Niemals habe ich wieder so schön und eindringlich predigen hören. Da war eine arme, gute Mutter gewesen. — — Ich dachte an unsere Mutter. — — Und die arme, gute Mutter hatte einen einzigen Sohn gehabt, der war so gut mit ihr gewesen und hatte alles getan, was er ihr an den Augen hatte absehen können. — — Ich dachte mir das so, als wenn unser Vater und wir nicht wären und, ach Gott, unsere Mutter nur noch den Hanfrieder behalten hätte. — Und die Mutter hatte sich immer so sehr gefreut, daß sie den Sohn hatte, der so gut war. Ach, und das war so schön gewesen. Da — da muß die arme, gute Mutter sehen, wie die Leute kommen und — unseren Hanfrieder in den schwarzen Sarg legen. Da hat die Mutter so sehr geweint — und die Leute haben alle mit geweint. — —

Jetzt konnte auch ich mich nicht mehr halten und mußte in lautes Weinen ausbrechen.

Merkwürdig, wie nun die Leute guckten und lachten und gar nicht mehr auf die Predigt hörten. Ja, aller Augen sahen nur auf mich — und der Prediger predigte tauben Ohren. Die Mutter war ganz verwirrt, ihr Gesicht ganz rot geworden; sie mußte eilends aufstehen und mich hinausbringen. Ich konnte mich gar nicht wieder zu Frieden geben.

Vater saß unter der Linde, unsre alte Zichorien-

mühle zwischen den Knien, die schadhast geworden war, und die beiden Kleinen neugierig links und rechts. Ganz außer sich erzählte Mutter ihm die Begebenheit. Als die Eltern dann aber den rechten Grund meines Sammers erfuhren, ging durch beider Gesicht ein verklärtes Lächeln.

Am Nachmittage kehrte der gute Pastor auf ein Stündchen bei uns ein; er käme gar zu gern einmal wieder in die Lindenhütte, sagte er. Heute indes schien wohl mein unzeitiges Weinen der Grund seines Kommens zu sein.

Die Eltern baten ihn gleich vielfach um Verzeihung wegen der Störung des Gottesdienstes, sagten aber, eigentlich wäre der Herr Pastor selber schuld daran gewesen, weil er wieder gar so ergreifend gepredigt hätte.

Sind da dem guten, ehrwürdigen Herrn die Augen aufgegangen! Und ist das ein Leuchten gewesen in seinem Gesichte. „Zu mir Komm', du kleines Friedesfinchen,“ sagte er mit weicher, zitternder Stimme. Und stellte mich zwischen seine Knie, legte seine Hände auf meinen Kopf und sagte: „Mein Herz ist fröhlich in dem Herrn, denn aus dem Munde der Unmündigen hat er ihm Lob zugerichtet! Ei, du liebes kleines Friedesfinchen — viel tausend Kirchgänger sind durch dich beschämt worden. Ach, möchte die Predigt überall solch empfängliche Kinderherzen finden!

— Aber du liebe Kleine hättest gewiß nach dem Weinen auch laut aufgejauchzt in der Kirche, wenn du dageblieben wärest und dir auch den Sieg des Lebens hättest verkündigen lassen. Höre mir noch einmal zu: — — Also der gute Jüngling war gestorben — und die arme Mutter weinte immerzu — und die Leute weinten auch alle sehr — weil alle den Jüngling und die Mutter gar so lieb gehabt haben. — Ja, Kleine, da kommen dir die Tränen schon wieder in die Augen — aber warte nur — gleich! — — Wie sie nun den Sarg nach dem Kirchhofe hinaustrugen — wer kommt ihnen da entgegen? Unser Heiland Jesus Christus. — Denke dir mal, liebes Kind! Aber es kennt ihn niemand — die Träger nicht, die Mutter nicht und das ganze Gefolge nicht. Da nun der Herr und Heiland den Sarg sah und die arme weinende Mutter dahinter, jammerte ihn derselbigen, und er sprach zu ihr: ‚Weine nicht!‘ Und trat hinzu und rührte den Sarg an, und die Träger standen und sahen verwundert auf den Heiland, der nun seine Stimme erhob und rief: ‚Jüngling, ich sage dir, stehe auf!‘ Und alsbald war der Tote wieder lebendig — richtete sich auf und fing an zu reden — und ging mit seiner Mutter wieder fröhlich nach Hause. Und da hat der liebe Heiland gewiß auch mit müssen. Ja, ja, Friedesfinchen, das hast du wohl nicht geglaubt, daß

die Geschichte noch ein so schönes Ende gehabt hätte.
— Gebe Gott, daß unser aller Lebensgeschichte auch
ein so schönes Ende gehabt hätte. — Gebe Gott,
daß unser aller Lebensgeschichte auch ein so schönes
Ende habel!”

Ich hatte mich ganz beglückt an die Mutter ge-
schmiegt und beide Arme um sie geschlungen.



Was unsere Mutter auf vor-
wichtige Fragen zu antworten
wußte, und was der Glaube tut.

Ich fragte unsere Mutter einmal in der Schum-
merstunde, woher denn eigentlich die kleinen Kin-
der kämen?

Sie hustete, machte sich an ihrem Haarpfeil zu
tun und sagte: „Weißt du den Kressenborn auf
dem Bruche, wo die Ellernbüsche stehen? Sieh, da
kommen sie 'raus, die kleinen Kinder.“

Wie denn aber die Kinder in den Born kämen?
fragte ich gläubig weiter.

„Die tragen die goldenen Muhlühe (Marien-
käfer) hinein,“ antwortete die Mutter.

Nein, die Muhlühe? Woher denn die Muhlühe die Kinder kriegten?

„Ei, woher denn anders als aus dem Himmel.“

Wie sie denn daherkämen? Der Weg bis in den Himmel wäre doch so hoch und so weit, da hätte man doch ein ganzes Jahr zu gehen?

„Nun, die Muhlühe fliegen hin und fliegen her und tragen die Kinder auf ihren Flügeln herab.“

Wer denn den Kleinen Kindern Milch gäbe?

„Das tut Frau Holle, die unten im Born sitzt.“

Nach einer Weile — ich hatte immer an die Kleinen Kinder im Bruchbrunnen oder Kressenborn, wie die Mutter sagte, denken müssen — spannte ich mich auf die Frage, wie denn aber die Bademutter die Kinder bekäme?

„Das will ich dir sagen,“ gab die Mutter unverdrossen zur Antwort, „die Bademutter nimmt ein Stück Zucker, schrappt* es auf einem Steine, der den Bruchborn verdeckt, — dann dauert's nicht lange, so streckt ein Kleines seine Armchen empor, und die Bademutter greift flugs zu.“

Ob ich meine Arme auch so emporgestreckt hätte?

„Ei, sonst hätte dich die Bademutter doch nicht erwischen können,“ antwortete die Mutter und lachte zum ersten Male laut auf.

* schrappen = reiben, schaben.

Nunmehr ist mir der Bruchborn Tag und Nacht nicht aus dem Sinn gekommen, und eines Abends seufzte ich: „Wenn ich doch ein Zuckerstück hätte!“

Ich mochte wohl sehr laut gedacht haben, denn die Eltern kamen meinen Gedanken schon gleich auf die Spur. „Willst wohl das Zuckerstück auf dem Bornsteine schrappen?“ fragte der Vater und warnte: „Schlag’ dir das aus ’m Sinn, Mädchen! Was meinst du wohl, wenn ein Kleines heraufkäme? Könntest doch nicht anders, du müßtest es mitnehmen. Und wo sollte es dann schlafen?“

Al ins Feuer war das trotz alledem. Am anderen Morgen stieß Stineliess mich an: „Du, ich habe von Bertrams Hanjust ein Zuckerstück gekriegt.“

Eine Stunde später gingen wir, Stineliess und ich, mit Röße, Laken und Sichel ins Sommerfeld hinein, um „Darenpöste“ zu stechen für unsere Gänse. Stürmisch klopste uns das Herz, denn wir schritten schnurstracks in dem alten Mühlengraben hinauf dem geheimnisvollen Bruchbrunnen zu. Glühenden Gesichts kamen wir bei ihm an, kauerten uns auf dem breiten Steine nieder und horchten eine Weile auf das Klucksen darunter.

„Sollen wir?“ flüsterte Stineliess.

„Ich weiß nicht,“ gebe ich zusammenschauernd zurück, springe erregt auf und ducke mich wieder zur Erde.

„Schrappe du erst mall!“ drängte jetzt die Schwester.

Ich weigerte mich, fragte aber, ob sie es dem Vater nicht sagen wolle?

In die Hölle wollte sie kommen, wenn sie es verriete. Da nahm ich das Zuckerstück zwischen die Finger, schrappte es auf dem Steine und sang dazu:

„Schrappe, schrappe Steine,
Wies' meck diene Beine!
Wies' meck diene Ärmelen
Un dat kleine Därmelen
Un dat witte Haar,
Haar, Haar, Haar . . .“

Jetzt stockte mir der Atem, denn Stineliесе, die bis dahin voller Begierde durch die Spalte zwischen Stein und Rasen geguckt hatte, sprang auf und stellte sich auf den Sprung.

„'n Junge oder Neken —
Sitt all up der Heken“ *

rief sie, eh' ich mich davor hüten konnte, und stob wie ein Wirbelwind davon. Da sie die Köze auf dem Rücken hatte, griff ich blitzschnell nach dem Laken und stürmte hinter ihr her, aber mit so durchdringendem Geschrei, daß alle Leute im Felde erschrafen, alle Hasen und Hühner entsetzt

* Hete, untere Hälfte der zweiflappigen Haustür.

ins Korn liefen. Es war mir nämlich so vorgekommen, als ob ein kleiner Junge hinter mir herweinte. Als Stineliess mein Geschrei hörte, schrie sie noch mehr, denn sie glaubte, ich hätte den gerufenen Jungen schon aufgehockt. So kamen wir, wie an Messern steckend, bei der Linde an, wo wir uns noch einmal bange umdrehen und, als wir kein Kind sahen, Gott Lob und Dank sagten, so gut davongekommen zu sein.

Zum Glück waren die Eltern und älteren Geschwister alle im Winterfelde, so wurden sie von unserm Streiche nichts gewahr.

Gingen wir fortan nach dem Bruche krauten, machten wir aber immer einen weiten Bogen um den gefährlichen Bruchbrunnen herum.

Den Eltern lag es ordentlich am Herzen, uns diesen kindlichen Glauben so lange wie möglich zu bewahren, sie wachten sorgsam darüber, daß nichts gesagt und nichts getan wurde, was uns den Glauben und die Schamhaftigkeit hätte erschüttern können.

So habe ich noch viele Jahre mit aller Innigkeit daran festgehalten und den Bogen um den Kinderborn auch noch gemacht, als ich schon zwanzig Jahre alt war. Ja, soll ich es recht sagen, so kann ich auch heute, wo ich nun eine Greisin geworden bin, fast nicht denken, daß die liebe Mutter mir sollte etwas vorgelogen haben. —



10.

Das alte Artchen.

Wenn die Sonne so recht warm schien, saß am Mehlbeerbusche auf dem „Broseberge“ im Oberdorfe immer eine uralte Frau mit krummem Rücken, runzligem Gesicht und schlohweißen Haaren. Die ältesten Leute konnten sich nicht erinnern, sie je anders gekannt zu haben, und da eigentlich niemand wußte, wie alt sie war, sagte man nur immer, sie wäre schon hundert Jahre alt. Als ich so bei kleinem zu denken anfing, wunderte ich mich, daß ein Mensch immer nur hundert Jahre alt sein konnte.

Das war das „alte Artchen“, wie jung und alt im Dorfe die Frau nannte.

Außer einer noch viel älteren Mutter hatte sie in Hilgenthal keine „Frünne“*, bei denen sie ihr Haupt hätte niederlegen können. Welch ein Glück, daß sie noch eine so rüstige und vermögende Mutter hatte, die für sie sorgte, sie hegte und pflegte. Eine Mutter? fragst du erstaunt. Nun, diese Mutter war niemand anders als die — Gemeinde, die Gemeinde Hilgenthal. Sie trug der Alten, als sie nicht selbst mehr danach gehen konnte, das Essen und Trinken zu; sie zahlte die Miete für ihr Stübchen, da es ein eigentliches Armenhaus in Hilgenthal nicht gab; sie lieferte ihr Brennholz, versorgte sie mit Strümpfen und Schuhen, Hemden und Röcken; der liebe Gott aber — siehe, das alte Artchen hatte ja auch noch einen Vater — gab ihr das Liebste, die warme, wohlige Sonne. Und Artchen schien sich wohl dabei zu befinden; sonst wäre es ja auch gewiß nicht hundert Jahre alt geworden und so lange hundert Jahre alt geblieben.

Wir Kinder freuten uns immer, wenn wir über den Broseberg kamen und die „Artchenweefche“, wie wir auf Geheiß unserer Mutter sagten, da am Mehlbeerbusche in der warmen Sonne sitzen sahen; denn wir hatten eine besondere Lust daran, die Grüße und Redensarten der erwachsenen Leute

* Die Hilgenthaler nennen ihre Verwandten „Frünne“, Freunde.

an ihr zu üben. Nicht, daß wir unseren Spott an ihr gehabt hätten, behüte Gott! Wer einmal gesehen hatte, mit welchem herzlichen Erbarmen unsere Mutter an ihr vorüberging, dem war auch für alle Zeit das Sprüchlein ins Herz geschrieben: „Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Alten ehren . . .“

Aber das hohe Alter mußte unserm Kindersinne wohl näher stehen als das gewöhnliche Alter, daß wir angesichts des alten Artchens bei all unserer Schüchternheit auf so drollige Einfälle kamen, uns an der Alten — sozusagen auf das Alter einzüben.

Geht der Hilgenthaler an zwei Leuten vorüber, die miteinander im Gespräch sind, pflegt er statt eines Grußes meistens zu fragen: „Na, ist der Rat gut?“ Diese Frage hatte besonderen Eindruck auf uns gemacht, und da nur große Leute so fragten und wir gar zu gern groß sein wollten, nahmen wir uns vor, das alte Artchen auch mal zu fragen, ob der Rat gut wäre. Daß zu einem „Räte“ mindestens zwei gehörten, daran hatten wir nicht gedacht; trugen wir doch die unklare Vorstellung von einem Wagenrade mit uns herum, hatten wir doch auch die Leute auf jene Frage oft antworten hören: das Rad wäre wohl gut, aber die Achsen taugten nichts.

Nun, das alte Artchen, das sonst auch empfind-

lich sein konnte, merkte wohl gleich, um welche kindliche Dinge es sich bei uns handelte; und daß wir gewiß nicht fragten, um sie zu foppen, dafür waren wir ihr schon als Lindenhüttenkinder gut.

Ich seh uns noch, Stineliесе, Lorchен und mich, wie wir uns gegenseitig an den Röcken zupften, um uns Mut zu der Frage zu machen, und wie rot wir wurden, als Lorchен und ich gleich auf einmal fragten: „No, Artchenweesche, ist der Rat gut?“

In guter Laune pflegte sie das eine Auge blinzeln zu uns aufzuheben und zu lächeln, und als sie das auch diesmal tat und freundlich „jo—a!“ quäkte — hei wie stoben und flogen wir jetzt davon! Wie funkelten unsere Gesichter, wie waren wir albernsten dummen Dinger so eingenommen von uns! Wir kamen uns jetzt wie Erwachsene vor und wußten uns fürwahr nicht wenig darauf.

Ach, du glückselige Einfalt der Kinderzeit, hinter Berg und Thal so weit, so weit!



11. Die weißen Tauben helfen uns.

Unsere Mutter wußte, das Glück, zu dem man andern verhilft, fällt auf einen wieder zurück, ohne daß der andere es darum verliert. Un-

sere Mutter hat es oft erfahren in ihrem Leben. Wohlzutun und mitzuteilen war ihr ein innerstes Bedürfnis, und wir Kinder haben an ihrem Leben lernen können, daß man gar nicht eigentlich reich an Hab und Gut zu sein braucht, um seinen Mitmenschen Gutes zu tun, denn auf der Gabe des Geringen liegt allzeit ein besonderer Segen Gottes. Einmal, als Stinelliese einen Bettler fortgewiesen hatte, rief Mutter ihn wieder zurück und sagte hernach zu uns Kindern, man müsse dem Bettler wenigstens so viel geben, daß er von einem Hause zum andern kommen könne.

Manche arme Tagelöhnerin, wenn sie in heißer Sommerzeit einmal Verlangen trug nach einer

* Auch Satt, Napf von Lon.

Brüwe* Milch, ging nicht zu der großen Landhöferschen oder der dicken Kuhlmeierschen, die viele Kühe im Stall hatten, sondern kam zu unsrer Mutter und fragte: „Deer, häste nech 'n beten afgerohmete Melf?“*.

„So, Deer,“ so darauf dann die freundliche Antwort der Mutter, „eck will 'r gliek emol nah seihn.“** Und sogleich stieg sie auf die Bank, um die runden Brüwen erreichen zu können, die auf dem Balkenbrette standen. Beim Abrahmen einer Brüwe ließ sie doch immer noch einzelne Streifen „Emand“*** darauf. „Geben armet nech,“ war ihr Wort und ihr schöner Glaube.

Wie waren aber auch die armen Frauen im Dorfe bei der Hand, konnten sie unsrer Mutter einmal wieder einen Gefallen tun!

Die großen Leute wissen gewöhnlich nicht, wie den armen Leuten zu Sinne ist, welche Erquickung für sie schon in einer entrahmten Brüwe Milch liegt, wissen darum manchmal auch nicht, wenn's gerade darauf ankäme, aus dem Antriebe des eigenen Herzens zu helfen und sich unter den Armen und Kleinen Freunde zu machen. Ich sage nichts gegen den Reichtum, ich gönne jedem, was er hat;

* Dirn (järtliche Unrede), hast du nicht ein bißchen abgerahmte Milch?

** Ja, Dirn, ich will gleich mal danach sehen.

*** Rahm, Sahne.

aber ich sage: der Reichtum hat vielerlei Hornhäute die das hilfsbereite Mitgefühl nur schwer durchlassen.

Noch viel mehr habe ich es an unserer Mutter bewundert, wie sie bei ihrer eigenen großen Kinderlast immer noch für andere arme Kinder sorgte und sich mühte. Gab sie uns zu essen, und es standen fremde Kinder mit hungrigen Augen da, war es ganz selbstverständlich, daß sie ihnen wie uns gab. Und wenn's nur ein Krümchen fürs „Herzbluten“ war, wie sie sagte. Ja, traf sie unterwegs ein hungerndes Kind, nahm sie es mit und erfreute und erquickte es. Uns war es dann allemal, wundersam genug, als wären unsere Brocken nicht kleiner, sondern viel größer und viel nahrhafter geworden. Hatte die Mutter einmal ein Kind stehen lassen müssen, ohne ihm etwas geben zu können, so konnte sie lange nicht davon kommen. Sie war zu gut, unsre Mutter. Ich glaube nicht, daß ein Mensch leicht zu viel Gutes tun kann; aber von unsrer Mutter mußte man's sagen.

Nun wurden einmal fünf junge Waisen in unserer Gemeinde ausgeboten, von denen die Eltern, arme, durch Krankheit heruntergekommene Schneidersleute, kurz nacheinander hingestorben waren; der Vater noch vor der Geburt des Jüngsten, die Mutter, als das Jüngste kaum acht Tage

alt war. Sie stammte aus Nikolausberge hinter Göttingen und hatte ihn während seiner Gesellenzeit in Göttingen kennen gelernt. Die Trostlosigkeit der armen Kinder war um so größer, als sie keine Verwandte und keine Fürsprecher im Dorfe hatten.

In der Gemeindeversammlung, die wegen der Unterbringung der Kinder auf dem Lie abgehalten wurde, schob man von vielen Seiten die Ursache dieser Last auf den Bauermeister, wenn auch nicht aus Überzeugung, so doch aus Absicht: Man wollte ihn für die Zukunft härter schmieden. Hätte der Bauermeister dem Schneider, dem man damals schon die Schwindsucht wollte angesehen haben, den Wohnschein nicht gegeben, so hätte er das Mädchen von „Klausberg“ nicht ins Dorf holen, auch keine fünf Kinder kriegen können, die nun der Gemeinde zur Last fielen. Das war der alte Geist der Gemeinde, hart und unbarmherzig gegen alles Fremde, Schwache und Schwankende, — aber am Ende auch wieder wohlthätig und opferbereit, wenn sich einmal nichts mehr ändern ließ.

Die größeren Kinder waren bald untergebracht, nur das „kleine Wurm“ wollte niemand nehmen. Da meldete sich eine rohe Person aus „Klein-Paris“, den gräflichen Arbeiterwohnungen. Ihr kam es natürlich nur auf die paar Groschen an, die für das Kind gezahlt wurden.

Unsere Mutter, die gerade mit unserm Christinchen lag, seufzte immerfort: „Ach, das arme Schneiderskind!“ Und sie konnte sich nicht beruhigen, bis der Vater seine Einwilligung dazu gab, das arme Wurm noch mit an ihre Brust zu nehmen.

Etliche Wochen später ist ein fremder alter Mann vor die Lindenhütte gekommen, kurzatmig und krumm, und hat nach dem kleinen Schneiderskinde gefragt. Weil es um die Pfingstzeit gewesen ist und die Sonne so warm geschienen hat, sitzt unsre Mutter, mit beiden Kindern an der Brust, in der Lindenhüttentür; und die Hühner kackeln um sie her und wollen auch was haben.

Der alte Mann betrachtet die Kinder eine Weile, betrachtet das eine besonders und betrachtet das andre besonders, sieht, daß das eine so blank ist wie das andre und fängt plötzlich an laut aufzuschluchzen. Der Großvater des Kindes ist's, der trotz seines Alters und seines kurzen Athems eigens von Nikolausberge hergekommen ist, um vor seinem Tode noch die Kinder seiner Tochter zu sehen. Lang und fest hat er unsrer Mutter die Hände gedrückt und aufschluchzend gerufen: „De leuwe Gott mag 't Sei* weer** recht maken,

* Sie

** wieder,

leiwē Fröue*, un siene Engele mötet von Himmēle kōmen un helpen, dat Sei aß kēnnen Scha'n te leggen bruket**, leiwē Fröue. Eck stoß met ennen Faute*** in Growe, ower met mienen Armen recke eck in 'n Himmel, un eck will bet tau 'er† leßten Stunne vor Sei bäen††, leiwē Fröue." — — —

Langsam, die Mühe wie bei der Andacht in der Hand, ist er davongegangen, als gerade im Kirchturm die Glocke zu läuten beginnt. Wir haben ihn nie wieder gesehen. Seine letzten Worte sind uns nicht mehr aus dem Sinne gekommen; wenn uns etwas Gutes geschah, haben wir unwillkürlich daran denken müssen.

Obwohl also die Mutter zwei Kinder an der Brust hatte, die ihr Tag und Nacht keine Ruhe ließen, mochte sie doch nicht zugeben, daß der Vater oder Hanfrieder unsrer eigenen Feldarbeit wegen einen Tagesverdienst versäumte; es wäre auch gleich zu fühlbar gewesen. Margretchen und Hanneliese waren schon außer dem Hause; Margretchen diente im Schlosse, Hanneliese lernte bei einer Nähfrau in Brackenstein das Weißnähen. Unsre Mutter hatte es lange mit uns

* machen, liebe Frau,

** Schaden zu leiden brauchen.

*** Fuße.

† zu der.

†† beten.

Kleinen gezwungen, meinte darum, es würde immer so gehen. Vater gegenüber machte sie sich viel stärker, als sie in Wirklichkeit war, und da er alle Tage draußen sein mußte, merkte er's gar nicht recht, wie blutsauer es ihr manchmal wurde. Mit uns Kindern war doch nicht so viel zu beschicken, so fleißig wir immer zugriffen; auch wollte sie uns in ihrer Gutherzigkeit nicht übernehmen. Die armen Frauen aber, die ihr herzlich gern geholfen hätten, wollte sie wieder nicht bitten, da sie doch ihren Tagelohn nicht versäumen konnten. In jenem bösen Jahre hatten wir zum Unglück die Kartoffeln auf unserm entlegensten Lande, vor dem Kleinen Hagen ausgepflanzt, und so weit konnte Mutter die beiden Kleinen doch nicht gut mit ins Feld mitnehmen, konnte aber, da sie die Brust kriegten, auch noch nicht so lange von ihnen fortgehen. Kaum hatte die Arme ein Stündchen vor dem Kleinen Hagen gehackt, so mußte sie schon wieder nach Hause zurückhasten. Dabei war sie doch arg von Kräften gekommen, und schließlich mußte sie sehen, unsere Kartoffeln waren noch nicht halb gehackt, als andere Leute schon zu behäufeln anfangen; an einzelnen Hörsten hatte sie gar schon Knospen entdeckt. Und wie hatte sie sonst immer ihren Stolz und ihre Freude darin gesucht, mit den Frühesten fertig zu werden. Krank und matt seufzte sie eines Tages, als

Stineliſe und ich aus der Schule kamen: „Kinder, ihr müßt heute allein nach dem kleinen Hagen und ſehen, daß wir doch die Kartoffeln fertig gehackt kriegen. Ich kann nicht, ſo gern ich auch wollte. Tut, was ihr könnt. Der liebe Gott möge euch helfen.“

Stineliſe und ich, wir haben uns niemals ſo gut vertragen können wie an dieſem Tage, und unſre Antwort war ſo voll Eifers, daß die Mutter ſchon gleich mahnen mußte: „Daß ihr's aber nur nicht zu eilig habt und keine Hörſte abhackt. Ihr wißt, Kinder, es ſind ihrer nicht zu viele für uns.“

„Nur keine Sorge, Mutter!“ ſagten wir großartig, ſteckten uns ein Stück Brot in die Taſche und gingen, die Hacke auf der Schulter, eilig aus dem Dorfe hinaus.

Die Mutter hatte wohl ſchon ein erſtöckliches Stück hinter ſich gebracht; doch ebenſoviel blieb uns noch zu tun übrig. Wir brauchten noch gut zwei oder drei Nachmittage dazu, hatte ſie gemeint, und es ſchien auch ſo. Fröhlich fingen wir an, teilten uns je zwei Querreihen zu und hackten, daß der Staub aufwirbelte. Als wir mit den Reihen auf der Mittelfurche anlangten, warfen wir die Hacken ab; an der Grenzfurche angekommen, ſtreiften wir auch den Überrock ab. Nun teilten wir uns je drei Reihen zu, und als die

hinübergebracht waren, hielten wir eine kurze Beratung, worauf jeder vier Reihen zugleich vornahm. Wir dachten, mit vier Reihen eher fertig zu werden, als mit zweien. Der helle Schweiß tropfte uns vom Gesicht, und auf einmal standen wir im bloßen Hemde da.

Eine Hummel kam vorbei und rief: „Hast 'n Meister nicht vernommen?“ „Doch, doch!“ lachten wir und hackten weiter.

Eine Bremse kam angesaust und fragte: „Habt ihr den Ruhhirten nicht gesehen?“ Wir wußten wohl, wo er hütete, sagten's ihr aber nicht, denn sie hatte Blutdurst.

Die Steine schrien, so hackten wir. Nach einer geraumen Weile richteten wir uns für einen Augenblick auf, um das Ackerende zu übersehen, es auf seine Länge zu veranschlagen. „Morgen abend müssen wir damit fertig werden,“ meinte ich. „Das hat Last,“ zweifelte Stineliess. Nun bissen wir erst mal an unser Brot; danach sollte es besser gehen.

Allein uns war die Zunge so trocken, daß wir den Bissen nur mit Mühe hinunterkriegen konnten. Zur Hagenholzquelle war es aber viel zu weit. Der anfängliche Mut zur Arbeit sank auf einen sehr niedrigen Grad, und wir waren ganz verzagt.

Da auf einmal kamen viele weiße Tauben dahergeflogen; sie kreisten über unserem Acker, lie-

ßen sich in kurzer Entfernung vor uns zwischen dem grünen Kraute nieder und hielten und pickten allda, als ob wir gar nicht vorhanden wären.

Ich fühlte mich im Anblick des schönen weißen Schwarms von neuem Mute beseelt und rief: „Stinelieste, ich glaube, die weißen Tauben helfen uns! Wir wollen uns mal gar nicht aufrichten, bis wir dahin gekommen sind, wo jetzt die Tauben hocken.“

„Ja!“ sagte Stinelieste, in der ebenfalls neuer Eifer erwacht war; wir wollten nun aber gleich das ganze Ackerstück der Länge nach vornehmen.

Eine Taube sagte: „Kumm Fru, kumm Fru!“ Da schwirrte der ganze weiße Schwarm dicht vor uns auf, um jedoch etliche Schritte weiterhin wieder herabzukommen. Dabei kicherten und gurrten die lieben Vögel, als hätten sie eine große Freude an unsrer Arbeit. Und eine besonders Vornehme mit einem ordentlichen Häubchen nickte immer, wenn wir so lustig hackten und rief: „Gut, gut, gut!“

„Schwester, die weißen Tauben helfen uns!“ rief ich leise. „Wir wollen wieder gar nicht aufsehen, bis wir an ihre Hockestelle gekommen sind.“

Und so fingen wir immer wieder an, sorgsam und vorsichtig, trotz des eilenden Eifers, daß wir ja keinen Stengel abhackten.

Nach kurzer Zeit, die nach unserer Meinung

nur wenige Minuten gedauert hatte, flogen die weißen Tauben abermals auf und nieder.

„Stineliесе, Stineliесе, die weißen Tauben helfen uns!“ jubelte ich. Und ohne Rast und Ruhe, ohne Schnacken und Gucken fuhren wir in unserer Arbeit fort. Wir hörten aber, wie eine Taube immerfort rief: „Nu kucke mal, Fru! Nu kucke mal, Fru!“

Eine Krähe spazierte vorüber und schrie: „Kein Wurm mang?“* „Süh süßen tau!“** riefen wir bloß und hackten weiter.

Noch mehrmals sind die zutraulichen Tauben vor uns auf- und niedergestiegen, und auf einmal fing Stineliесе zu jauchzen an: „Friedesinchen, wahrhaftig, die weißen Tauben haben uns geholfen!“ Wir faßten uns lustig bei den Schultern und schwangen uns dreimal in die Luft, standen wir doch kaum noch zwei Schritte vom Ende. Die weißen Tauben aber flogen davon und flogen nicht mehr nieder. Glückstrahlend sahen wir ihnen nach, konnten indes nur noch sehen, wie sie fernhin dem duftigen Himmel zuschwebten. —

Als wir der Mutter am Abend erzählten, wie uns die weißen Tauben hacken geholfen hätten und nun alles bis auf den letzten Horst fertig wäre, wollte und konnte sie uns nicht glauben. Und je

* Kein Wurm dazwischen?

** Sieh selber zu.

mehr wir jubelten, desto mehr schüttelte sie den Kopf.

Am andern Tage ist sie mit uns nach dem kleinen Hagen hinausgegangen, und da hat sie vor lauter Freude immer so die Hände zusammengeschlagen, immer wieder den Kopf geschüttelt und gesagt: „Kinder, ich glaube, die weißen Tauben, die euch geholfen haben, das sind die Engel gewesen, die der alte Mann aus Klausberg aus dem Himmel gerufen hat!“ —

Das kleine Waisenkind ist aber bald danach auch eine weiße Taube geworden. Wir haben es lange nicht vergessen können, weil wir es so lieb gewonnen hatten.



12.

Wenn der Ruckuck ruft.

Ein harter Winter hatte geherrscht, und in der Lindenhütte zu Hilgenthal war's wieder recht knapp hergegangen. Du lieber Himmel auch: alle Tage zehn Mann zu Tisch und einer nur an der Art — da mußten die Eltern wohl sehen, wie sie Rat schafften.

Was für eine unbändige Freude zog da ein, wenn in der Hecke, die um unsern „kleinen Hof“ ging, die Hasellämmchen wieder hingen, der Stachelbeerbusch zu treiben begann und die Linde wieder ausschlug.

„Paßt auf, nun wird der Ruckuck bald rufen!“ hieß es, und im Geiste sahen wir unsere Prachtmutter schon auf die „Ratböne“ gehen und Wurst

und Schinken anschneiden. Den ganzen langen Winter hindurch hatte sie uns, um den kleinen Schlachtvorrath auf der Rauchkammer so lange wie möglich zusammenzuhalten, auf den ersten Ruckucksruf vertröstet. „Dei Ruckuck hät noch nech eraupen,“ sagte sie, wenn es einen schon im Winter nach einem Schinkenstück lüsterte.

So mußten wir lernen, uns in die Zeit zu schicken. Wie aber der Frühling durch die Lindenzweige guckte, da gab's kein Halten mehr, da zerrißen alle Fäden unserer Geduld, so straff waren sie gespannt auf den ersten Ruckucksruf.

Bis das Mähen auf dem Ager anfang, pflegte unser Vater noch täglich nach dem Holzhauen zu gehen. Mittags wurde ihm ein warmes Essen im Henkeltopfe hinausgebracht. Konnte die Mutter freikommen, tat sie's gern selber; sonst besorgten's wir Kinder. Es galt dann Röße und Laken mitzunehmen, um vom jungen Hau Sprick und Späne mitzubringen.

Wir hatten ein schlimmes Aprilwetter gehabt, die Mutter mochte uns deshalb längere Zeit nicht ins Holz gehen lassen. Da merkten wir erst, wie gern wir trotz aller Beschwernisse und Unbilden der Witterung ins Holz gingen. Als der April sich dann zu Tode getobt hatte und der junge Mai durch die Linde lachte, hätten uns keine vier Pferde mehr halten können. Den Henkeltopf in die Hand,

die Köpfe auf den Rücken, das Holzlaaken um die Schulter — und fort ging's.

Wie der Wald, das liebe, schöne grüne Hilgenholz uns wieder grüßte! Es leuchtete, rauschte, grünte, blühte und duftete, schwirrte und jubelte — o, es ist nicht zu sagen, wie schön es war! — nicht nur um uns, sondern auch in uns. Horch! Still! Hört ihr droben in den Buchen? Nein, dort in den Eichen! Wie gebannt lauschten wir. Da: Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck! Kam's von oben her, erst noch fern, nun auf einmal ganz nahe.

War das eine Freude, und wir jauchzten und schrien: „Kuckuck, sniet Wost un Speck up!“ Und geschwind kehrte jeder seine Taschen um, ob sich nicht ein Stückchen Brot darin fände. Es fand sich leider keins, und das war traurig: denn wer beim ersten Kuckucksrufe kein Brot in der Tasche hat, kriegt auch das ganze Jahr keins hinein. Dies müßige Bedauern hielt sich jedoch nicht lange, es galt ja noch eine Reihe von Fragen an den Kuckuck zu richten.

„Still, was der Kuckuck uns sagen will!“

Ich fing an:

Kuckucksnecht, segg med recht,
Woveel Jahr ed leben möcht'?
Beleig med nech,
Bedreig med nech,
Süß bist döu de rechte Kuckuck nech!“

Dann kam Lorch mit der Frage:

„Kuckuck, Speckuck, segg meck doch,
Woveel Jahre lew et noch?“

Darauf unser kleiner August:

„Kuckuck up der Weggen (Weide),
Woneer fall et freggen? (freien).“

Und so ging's fort, bis jeder von uns wußte, wie lange er zu leben hätte, wann er Gevatter werden und wann er freien sollte. Angespannt horchten wir, um nur ja nicht einen Ruf zu überhören. War die Auskunft nicht ganz nach unserm Sinn, so trösteten wir uns, der liebe Gott wisse es doch wohl besser. Nur unser August machte, als ihm der Kuckuck die Hochzeit noch ganze zehn Jahre hinaussetzte, im ersten Augenblicke den Mund so dick, als sollte ein Schock Hühner darauf sitzen.

Frohnhöfers Friedesfinchenpate pflegte zu sagen: Höre einer den Kuckuck zum erstenmal, sei's auch nur mit einem Pfennig in der Tasche, würde ihm das ganze Jahr das Geld nicht ausgehen. Daß wir auch daran nicht gedacht hatten!

Ein Pfennig wäre schon genug gewesen. Ein Pfennig ist nicht viel, wenn man ihn hat, eine ganze Menge, wenn du ihn nicht hast und gerade brauchst. Elf Pfennige sind eben kein „guter Groschen“ ohne den zwölften. Unsere Eltern hatten

vor drei Tagen ihr Letztes für eine ältere Schusterschuld hingegeben und besaßen nicht einen roten Heller mehr.

Nun, wir waren ja von der Hovel an gewöhnt, Entbehrungen leicht zu verschmerzen und grämten uns nicht allzusehr. Je rarer die Pfennige, desto reicher die Lieder. Ja, insofern waren die Leute aus der Lindenhütte wahrhaftig nicht arm, denn Lieder hatten wir immer und in jeder Lage. Und da wir also keinen Pfennig in der Tasche hatten, so sollte der Kuckuck nun ein Lied hören, damit uns nicht das Jahr etwa auch die Lieder ausgingen. Und so sangen wir jenes alte Lied zu den Bäumen hinauf, das uns die Mutter gelehrt hatte, wenn sie abends unterm Krüsel am Spinnrocken saß, und das anfängt:

„Dei Kuckuck up den Tüne satt,
Dat regte sau und hei woord natt . . .“*

Wir mußten uns aber spüten, da der Vater doch gewiß schon hungrig nach uns ausguckte. In den hohen Buchen auf dem Hungerberge standen viele, viele Buschwindröschen. Wir pflückten uns Sträuße und fanden in einer Wagenspur einen Knäuel Papier, aus dem — wer beschreibt unseren freudigen Schrecken! — ein blankes

* Der Kuckuck auf dem Zaune saß,
Das regnete so, und er wurde naß.

Halbguldenstück zum Vorschein kam. Ganz starr geworden, als wir das Geld sahen, konnten wir uns nicht vom Flecke rühren. Ein heiler halber Gulden? War das nicht Blendwerk und Teufelspuk? Sollte am Ende der Ruckuck eine Fopperei mit uns vorhaben? Ein ganzer halber Gulden, das war in unseren Augen, die sich schon über einen Heller entzückten, ein Kapital, für das man den Teufel tanzen lassen konnte, wenn uns daran gelegen hätte. Und daß wir den Gulden gerade heute fanden, wo wir den Ruckuck zum ersten Male im Jahre rufen hörten, das mußte doch gewiß bedeuten, daß uns die Gulden auch im Verlaufe des Jahres nicht fehlen würden. „O Mutter, freue dich,“ schrien wir, ganz unsinnig vor Freude, „nun haben wir das ganze Jahr viel Geld und können uns viel kaufen!“ Und als wir unsre Gelenke wieder hatten, flogen wir mehr als wir gingen.

Gott, was nur erst der Vater für Augen machen würde! Ganz gewiß würde er die Art in den obersten Baumwipfel werfen und vor Freude nicht zu bleiben wissen. Ein blanker halber Gulden — ei, das war ja so viel, — zwei Brote konnten wir dafür kaufen. Zuhu, Ruckuck! Speckbuck! Zuhu, Ruckuck!

So schrien und jauchzten wir in unserem Freudentaumel, bis wir auf den jungen Hau kamen

und mit Gesichtern wie Backofenkohlen dem Vater unseren Fund zeigten.

Seine Augen leuchteten auf und wurden groß; aber die Art flog nicht in den Baumwipfel. „Kinder,“ sagte er nach einer Minute stillen Bedenkens, „gefundenes Geld macht nicht froh, denn ein rechtschaffener Finder denkt doch an den, der es verlor und nun in Kummer sitzt. Laßt euch vom Ruckuck nicht die Augen verblenden! Er ist ein loser Schelm, berückt die Leute gern und führt sie an der Nase herum. Denkt nur nicht, der Ruckuck machte sich viel was aus unserer Armut und wüßte deswegen mit halben Gulden um sich. Der Ruckuck ist so einer: Wer was hat, dem wirft er was zu; wer aber nichts hat, der kriegt auch nichts. Darum heißt's: Wer heute Brot und Geld in der Tasche trägt, der wird das ganze Jahr genug davon haben. Ihr aber habt kein Krümchen und keinen Kreuzer bei euch — auch der halbe Gulden ist nicht euer eigen, er ist gefunden — der Ruckuck wird euch was prusten.“

Er nahm den Gulden in die Hand, betrachtete ihn noch einen Augenblick, wickelte ihn sorgfältig wieder ein und schüttelte den Kopf: „Und wären es hundert Gulden, Kinder, sie wären wie gestohlen und könnten uns nicht glücklich machen.“

Auf den gefällten blanken Buchenstämmen glitzerte die lustige Frühlingssonne, und auf ein-

mal begann auch der Ruckuck wieder zu rufen, ganz nahe, als wollte er uns nun erst recht foppen. Aber wir waren sehr enttäuscht und ganz geknickt, so daß wir das heitere Sonnenspiel gar nicht sahen, auch nicht mehr nach dem Ruckuck hörten.

Da bemerkten wir in einiger Entfernung den alten Bornemann, der tief gebückt und wackelig, wie seine Art war, zwischen den Bäumen hin und her ging und einmal wie verzweifelt die Hände rang.

Die Sonne sprang von den Buchenstämmen auf das Gesicht unseres Vaters, und er rief zwischen die Bäume hinaus: „Suchst du den gestrigen Tag, Hanchristoph? Oder hast du sonst was verloren?“

Der Alte wandte sich und schleifte auf uns zu, daß Laub und Sprick unter seinen Füßen raschelte und knitterte. Wir merkten, das Wasser saß ihm an der Kehle, und in seinem faltigen, weiß gestoppelten Gesichte zuckte es wie von verhaltenem Jammer. Er schluckte gewaltsam, rückte an dem Leibriemen, den er wie der Vater um den blauen Kittel geschnallt hatte, und sah immer um sich her, als müsse er jeden Augenblick etwas Außerordentliches sehen.

„Ach, du lieber Gott und Vater!“ brach er dann los. „Ihr Leute, ihr Leute, denkt euch nur, wie

mir's ergangen ist! Wir sind an Brot's Enden, und ich wollte in der Feierabendstunde in der Holzmühle vorgehen und Mehl mitbringen. Wollt's gestern schon tun, sagt aber Christinsophie: „Tu's morgen, weil's dann Maitag ist und vielleicht gerade der Kuckuck ruft — hast dann entweder Geld oder Mehl bei dir. — — Tu's morgen, sagt Christinsophie. Gut, wir hatten gerade noch einen halben Gulden — den steck' ich heute morgen bei. — — Christinsophie hat ihn, daß ich ihn nicht verliere, dick mit Papier umwickelt ...“

Der alte Holzhauer schluchzte auf wie ein Kind, während in uns ein mächtiger Jubel aufstieg.

„Und wie ich vor einer Stunde nach dem halben Gulden fühle,“ fährt der Alte in seinem Jammer fort, „da — ach Gott, ach Gott — ist er weg — rein weg, wie weggeheert. Und ich weiß nicht, wohin er gestoben und geflogen ist. Jedes Laubblatt hab' ich umgewandt, — und finde ihn nicht. Denkt euch mein Gefühl und meinen Kummer, wie der Kuckuck nun zu rufen anfängt, immer stärker ruft und immer näher kommt — gerade, als wollte er mir's recht zum Hohne tun. — O — wo kriege ich meinen halben Gulden wieder?“

„Da — Kinder — gebt dem Hanschristophvetter den halben Gulden!“ so jetzt strahlenden Auges unser Vater. Es war auch die höchste Zeit,

denn wir konnten uns nur noch mit großer Mühe halten. Erst ganz wie versteinert war der alte Mann, dann zwang er sich zu einem schwermütigen Lächeln. „Ja, Hanfrieder, dazu wärst du imstande,“ glückste es aus seiner Kehle, „bist ein rechter Lindenhüttenmann, ein echtes Lindemannsblut — gerade wie dein Vater und dein Großvater, den ich auch noch ganz gut gekannt habe. Das Hemd vom Leibe gaben sie einem armen Schlucker hin. Aber es ist mir genug, daß ich den Willen seh’; stecke darum den halben Gulden nur wieder bei. Gott rechne Euch den Willen für die Tat. Ich weiß nicht, ich spüre auf einmal was in mir, daß ich mich fast schäme. — Sei versichert, Hanfrieder, nun werde ich den Verlust leichter verwinden.“

Wir Kinder verstanden den Alten nicht gleich, unser Vater aber lächelte eigentümlich und sagte: „Hanchristoph, du meinst, ich hätte dich beschämt, und umgekehrt ist’s: Du hast mich beschämt. Die Kinder haben ja den halben Gulden gefunden.“

„Und er ist dick mit Papier umwickelt gewesen,“ fielen wir ein, als der Hanchristophvetter dem Vater nicht glauben wollte.

„Also wird’s wohl dein leibeigener Gulden sein!“ drängte unser Vater, als der Alte noch gar nicht zugreifen wollte, sondern wie gelähmt dastand und mit aufgerissenen Augen auf das

Geldstück starrte. Erst nach einer längeren Pause bewegte er sich wieder und fragte wie in Freude und Bangigkeit: „Ist's denn wirklich wahr, Hanfrieder, Kinder?“

Wir mußten's ihm aus Leibeskräften beteuern, sonst hätte er's wirklich nicht geglaubt.

Da preßte er den halben Gulden an seine Brust und sagte zwischen Lachen und Weinen: „Also ich hab' ihn wirklich wieder, meinen halben Gulden? Gott, ach Gott, diese Freude, diese Freude! Gotteslohn, Hanfrieder! Gotteslohn, Kinder! Gotteslohn, Gotteslohn! Ach, ist das eine Freude!“

Unser Vater meinte, wir hätten doch gar nichts getan, was des Rühmens wert sei und einen Gotteslohn verdiene, denn eine Selbstverständlichkeit wäre doch kein Verdienst. Das wollte der Glückliche aber nicht gelten lassen. „Was, Hanfrieder, nichts getan?“ widersprach er. „Wenn einer selbst blutarm ist, gar auch manchmal am Hungertuche nagen muß und findet nun einen halben Gulden und versteckt ihn nicht, sondern gibt ihn mit Freuden dem Verlierer zurück — das wäre keine Tat? Gerade in die rechten Augen und Hände ist mein Guldenstück gekommen. Denkt euch, Bocklers oder Treppenthies' hätten den halben Gulden gefunden, — hätte ich ihn wiedergekriegt?“

Als er nun das Geldstück so wohl geborgen hatte, daß es nicht wieder verloren gehen konnte,

ging er rasch davon und verschwand zwischen den Bäumen, und als er nach einer kurzen Weile wiederkam, hatte er einen dicken Arm voll Sprick (Reisig) und den ganzen Kittel, den er wie eine Schürze aufgenommen, voll blanker Späne. Und noch dreimal lief er fort und kam jedesmal sprick- und spanbelastet zu uns zurück.

Unser Vater wollte es ihm verwehren; wir Kinder hätten junge Beine, könnten uns das Holz selber zusammensuchen. Der Hanchristoph-vetter hörte nicht darnach. „Vögel müssen singen,“ sagte er, „und dies Holz ist mein Gesang.“ Und so kriegten wir schönere Trächte als alle anderen Kinder, die heute aus dem Holze gingen.

In der Freude merkten wir kaum, wie schwer die Trächte waren; nur August stöhnte manchmal ein wenig, wenn die Äste sich in den zarten Rücken bohrten.

Wir ruhten einmal mehr und brachten nicht nur die Trächte, sondern auch die Glückseligkeit glücklich nach Hause.

Die Mutter machte uns Vorwürfe, wir hätten zu schwer aufgehuckt. Wir aber bestürmten sie mit der Botschaft, der ganze Wald weit und breit widerhülle von den Rufen: „Ruckuck, Ruckuck, sniet Wost un Schinken up!“

Da ließ sie sich denn nicht mehr nötigen. Lächelnd wegte sie das Messer auf dem Türsülle

und stieg behende die Bodenleiter hinauf, die nach der „Rakböne“ führte.

Wir sahen ihr nach, als führe sie gen Himmel.

Die Leiter herab trug sie eine halbe Kopfwurst und eine Scheibe Schinken in der Hand, angesichts deren man hätte auch fragen können: „Was ist das unter so viele?“ Doch die Mutter verstand einzuteilen, daß es langte. Und wir waren zufrieden, mochte die empfangene Wurstscheibe oder das Schinkenschnitzel auch noch so winzig ausgefallen sein. Ja, ich weiß noch, wie mausmäulig klein wir anbissen, was für eine königliche Freude wir hatten und wie innig dankbar wir die gute Mutter anlachten. Je kleiner und seltener der Bissen, desto größer der Wohlgeschmack!

Würden die hoch über der Tiefe der Menschheit wohnenden, im Überflusse lebenden „Pepelkinder“^{*} nur einmal ein Jahr genötigt, so auf den ersten Auckucksruf zu warten, wie damals wir Lindenhüttenkinder, ich glaube, es würde ihnen alles so viel besser schmecken, und sie würden auch für armer Leute Kinder eher etwas übrig haben. —

* „Pepelkinder“ oder „Pepelörke“ — nennt man im Hannoverschen die blassen Kinder reicher Leute.



13.

Der rote Hannes.

Die Hilgenthaler Feldmark war dazumal noch reich an schönen dicken Hecken und wilden Grasplätzen, die sich um die Hecken herumzogen. Das waren die Krautstellen der Kleinen Leute, und da zu Krauten war eine ordentliche Lust. Auch in den großen gräßlichen Hölzern durfte gekrautet werden; ich weiß noch, wie gern wir z. B. „Unserer lieben Frau Bettstroh“ einheimsten, ein Kraut, das uns durch seinen Namen so geheimnisvoll berührte, das auch unsere Ruh so gern mochte.

Hätte ich so viel Taler, wie ich von meinen frühesten Jahren an Trächte von den Hecken rupfte und auf den Grasplätzen schnitt, brauchte ich heute nichts mehr zu rupfen, zu schneiden und zu tragen. Dazumal gab's auf den Äckern noch viel mehr schöne, fette Disteln, „Rattenpöste“, „Wehrwinnen“, „Dumentwocken“ und „Lumpolen“ als

heute; ja, vielfach sahen die Acker aus, als wären sie nur mit schönem Kraut für uns besäet, und es dauerte nicht lange, so hatten wir dicke Trächte voll. Doch mußten wir uns dabei höllisch in acht nehmen, denn hatten wir einen Kornhalm oder einen Kleestengel zwischen unserem Kraute, gleich war der „rote Hannes“, der Pfänder, da und schrieb uns ein, oder schlug uns mit seinem Knotenstocke. Er stand immer hinterm Busche und mit einem Gesicht wie eine große glühende Kohle aus dem Osterfeuer. Unsere Mutter, die sonst jedem Menschen seinen ehrlichen Namen ließ, nannte ihn nur den „Dankeverdiener“.

Aber er war es nicht allein, der das Feld so unsicher machte; gab es doch dazumal auch noch mancherlei unheimlich geistige Feld- und Holzwesen, vor denen uns graute.

Kamen wir nach der „Herrngrund“ im Emker Holze, wo das süßeste und saftigste Gras stand, von dem unsere Kuh immer Kegelfugeldicke Backen voll nahm, stand uns auf einmal der Mann ohne Kopf vor Augen, so daß wir schleunigst Fersengeld gaben und das prächtige Gras im Stiche ließen.

Der Mann ohne Kopf ist, wie die alten Leute im Dorfe bestimmt zu erzählen wußten, der „alte Herr“ gewesen, also ein Ahn des Grafen von Hilgenthal, der wegen seines gottlosen Lebens-

wandels im Grabe keine Ruhe hat finden können, allnächtlich aufs Schloß zurückgekommen ist und jedesmal ein grausiges Rumoren angestellt hat. Bis dann ein heiliger Pater gekommen ist, der den Geist in die einsame Waldschlucht bannte, wo er nun als Mann ohne Kopf umgeht und von vielen Leuten gesehen wurde.

An diese alte Sage mußten wir stets denken, wenn wir nach der Herrngrund kamen — und dann hatten wir den Verbannten auch gleich leibhaftig vor Augen.

Nicht weit von der Herrngrund befindet sich die Schlangenhöhle, in der eine verzauberte Prinzessin auf Erlösung wartete. Durch sie hätte einstmal viel Geld in unser Häuschen kommen können; es war aber damals gerade wie heute: Wenn der Bettelmann nichts haben soll, fällt ihm 's Brot durch 'n Beutel!

Unser Urgroßvater kommt eines Abends, mit einer langen Tracht Holz auf dem Rücken, vom Schlage her, als er auf einmal in der Gegend der Schlangenhöhle einen weinenden Schrei vernimmt. Im ersten Augenblicke richten sich ihm alle Haare steil in die Luft. Er bleibt aber stehen, und da er den Schrei noch zweimal vernimmt, wirft er die Tracht ab und schreitet beherzt auf die Höhle zu. Es kann ja ein Unglücklicher meine Hilfe nötig haben, denkt er. Als er aber vor die

Höhle kommt, ringelt sich dicht vor dem Eingange eine glänzende Schlange, die auf dem Kopfe eine goldene Krone trägt. Sie sieht unseren Großvater mit unsäglich traurigem Blick an und beginnt mit einer glockenhellen Stimme zu sprechen: „Ach lieber, lieber Menschenmann, ich will dir Gold in Hülle und Fülle geben, ich will dein kleines Haus in ein Schloß verwandeln, wenn du dich meiner erbarmst und mich erlöst; denn ich bin eine verzauberte Prinzessin und muß so lange verzaubert bleiben, bis ein redlicher armer Mann mir ein ganzes Jahr hindurch das darbringt, was bei ihm am rarsten ist. Ach, so sag', lieber Menschenmann, was ist bei dir am rarsten?“

„Was sollte in dieser Zeit wohl rarer sein, als das liebe Brot!“ seufzte unser Urgroßvater.

Darauf die Schlange: „Wenn du jeden Morgen vor Aufgang der Sonne ein Stückchen Brot vor dem Eingange der Höhle niederlegst, ohne jemand etwas davon zu sagen, kannst du mich erlösen und viele Kammern voll Gold und Silber gewinnen.“

Es war eine böse Zeit, und unser Urgroßvater mußte sich sagen, sie hatte Schweres von ihm verlangt. Dennoch gelobte er, die Prinzessin zu erlösen.

Er dürfe aber niemals die Zeit verschlafen, mahnte sie ihn noch; käme er nur ein einziges Mal nach Sonnenaufgang, könne er das Werk nicht vollbringen, und so wäre alles umsonst.

Die Zeit wolle er schon nicht verschlafen, meinte drauf der Urgroßvater, wenn er nur immer das Brot zu schaffen vermöge.

In schweren Sorgen ging er heim, begann aber am andern Morgen in guter Hoffnung das gelobte Werk. Bitter sauer wurde es ihm; er mußte sich das Stückchen immer vom Munde abdarben. Aber hätte er auch das ganze Jahr kein Brot essen sollen, es hätte ihn doch nicht davon abbringen können, die unglückliche Prinzessin zu erlösen. Hat der Lindenhüttenmann sich etwas Gutes vorgenommen, setzt er auch alles daran, bis es vollführt ist. Mochte die Sonne früh oder spät aufgehen, immer war unser Urgroßvater mit seinem Stücklein zu rechter Zeit vor der Schlangenhöhle. Das Jahr verrann, und unser Urgroßvater sagte mit einem leichten Seufzer: „Nun noch einmal!“

Ach, es lag ja nur noch ein winzig kleiner Knust Brot im Schranke. —

Die Urgroßmutter, die aus Frohnhöfers Hause stammte, hatte natürlich von dem Erlösungswerke ihres Mannes keine Ahnung und verteilte den ganzen Knust unter die hungernden Kinder.

Wie am frühen Morgen der Urgroßvater das Brot nicht findet, stößt er einen Schrei aus und ruft: „Wo ist das Brot? Wo ist das Brot?“ Als die entsetzte Urgroßmutter ihm sagt, daß sie's den Kindern gegeben hätte, rennt der Armste

hinaus, klopft an Frohnhöfers Fenster und fleht:
„Lähnt* meck doch 'n Stücke Brat!“

Na, was die für'n Gesicht gemacht haben, könnt ihr denken, und bis der Urgroßvater das Stück hatte, war eine ganze Zeit vergangen.

Schon ist er der Höhle so nahe, daß er hinrufen kann. Da geht die Sonne auf, — und zugleich gestt ein mark- und beindurchdringender Schrei durch den Wald.

Es ist alles, alles umsonst gewesen. —

Noch an manchen andern Stellen sollte es nicht „ganz richtig“ sein. Im „Mühlengraben“ wollten viele den „fliegenbunten Mann“ gesehen haben; in den hohlen Kopfweiden wohnten die „grauen Holzmännchen“; aus dem Kornfelde winkte die „Kornmuhme“; sie hätte, wie es allgemein hieß, schwarze, mit glühenden Eisenspitzen versehene Brüste, woran sie die ins Getreide laufenden Kinder saugen ließe.

Im Ellernbruche tanzten im Abendschummer die „Elben“. Der Berg hatte seinen Zwerg, und am erlenumrauschten „Stöhnebeke“ barg sich, wie einige alte Leute behaupteten, der schlinggierige Lindwurm.

Von den Eltern war uns gesagt worden: Wenn ihr auf dem rechten Wege bleibt und kein Unrecht

*Leht.

tut, kein fremdes Wiesengras schneidet und keine
Ähren austraut, braucht ihr euch vor den bösen
Geistern nicht zu fürchten. Auch hatten sie uns
allerlei zauberkräftige Pflanzen kennen gelehrt,
die wir uns als Mittel gegen die Umtriebe der
Geister mit stiller Verschwiegenheit ins Zeug steck-
ten, z. B. „Dost“ und „Dorant“, besonders aber
den „Baldrian“, von dem es in der Sage heißt:
„Härrest döu nech den Baldrian, söll deck der
Nese in'n Nacken stahn!“ *

Wußten wir, am Stöhnebeke sei wieder gutes
Kraut gewachsen, so nahmen wir eine „Pfän-
derblume“ (Bucherblume), rissen ein Blütenblatt
nach dem andern aus und sagten beim ersten:
„Der Lindwurm kommt!“, beim zweiten: „Der
Lindwurm kommt nicht!“ Fiel auf das letzte
Blatt: „Der Lindwurm kommt!“, so gingen
wir nicht nach dem Stöhnebeke, sondern wählten
einen andern Weg. Wollten wir nach der „Herrn-
grund“, so pflückten wir uns eine zweite Pfän-
derblume, fingen indes, Flug geworden, beim Aus-
ziehen des ersten Blättchens mit dem zweiten Satz
an: „Der Mann ohne Kopf kommt nicht!“ Na-
türlich traf diese Versicherung jetzt gerade mit dem
letzten Blatte zusammen, und wir konnten völlig
beruhigt bei der Herrngrund so viel Kräuter ein-

* Härrest du nicht den Baldrian, sollte dir die Nase im
Nacken stehn.

heimfen, als wir zu tragen vermochten. Aus dieser Vorsicht ist es auch wohl zu erklären, daß wir nie einen Lindwurm oder einen Mann ohne Kopf zu Gesicht bekamen.

Heute sind von den guten und bösen Geistern in den Feldern und Wäldern von Hilgenthal nur noch ganz wenige vorhanden. Die meisten haben Morgenluft gewittert und sind, einer nach dem andern, von dannen gezogen. Ob's nun besser wird in der Welt? Noch spür' ich nichts.



Brrr! Es schüttelt mich allemal,
wenn ich an dies giftige Mannsbild
denke, das sieben barsche Haare auf dem Schädel
und ein schiefes Bein hatte.

Laß dir erzählen vom Faßbindermeister Bänne-
witt; laß dir erzählen, wie der Mann mein Feind
geworden ist.

Bännewitt war trotz seines Meistertitels ein
Pfuscher in seinem Fache, wie ihrer die Welt nicht
viele haben darf, soll sie nicht alle Tage schief
in den Angeln hängen. Kann man es den Hilgen-
thalern verdenken, wenn sie seiner schließlich ganz
und gar überdrüssig wurden, heimlich einen fixen
Faßbinder aus der Fremde ins Dorf zogen?

Der Faßbinder aus der Fremde hatte den
Meistertitel noch nicht, lieferte dahingegen eine
meisterhafte Arbeit, so daß er bald zu hohem An-

sehen stieg und mehr Kunden bekam, als er sich hatte träumen lassen.

Anfangs hatte Meister Bännerwitt dem jähen Wechsel der Dinge unter hämischem Lachen zugeesehen und schadenfroh gemeint, die ungetreuen Kunden würden ihm, durch Schaden Flug geworden, schon wiederkommen; gegen ihn läme niemand auf, man möge doch nur 'mal im ganzen Lande herumgehen und einen suchen, der ihm das Wasser reiche. Je weniger einer kann, desto mehr ist er von sich überzogen. Das ist schon immer so gewesen.

Als aber Tag um Tag verstrich und Bännerwitts Erwartung sich nicht erfüllte, ward er lauter Gift und Galle und schrie: „Tonnen und Zapfen! Et schallder schien un mauter schien un ischer aß!“*

Daß er das reine hannoversche s wie ein breites sch sprach, brachte die kurze Tonpfeife mit sich, die ihm stets im rechten Mundwinkel hing.

Da der arbeitslose Meister von seinen Rippen nicht zehren konnte, läßt sich denken, daß er bald in große Not kam, zumal er ein verschuldetes Haus und so viele Kinder wie Finger an den Händen hatte. In ihrer ganzen Widerwärtigkeit kam ihm die Not zum Bewußtsein, als er seinen letzten

* Tonnen und Zapfen! Es soll da sein und muß da sein und ist da auch!

Rnaster aufgeraucht hatte und nun keinen mehr anzuschaffen vermochte.

Seine Kinder hungern zu sehen, hätte Ermeister Bännerwitt noch ertragen; selbst aber entbehren müssen, seinen köstlichen Rnaster entbehren müssen, das brachte ihn zur Verzweiflung. Er rannte wie besessen umher, raufte sich die spärlichen Haare, klopfte sich mit der geballten Rechten in die linke Hand und schrie immerfort: „Et schall-der schien un mauter schien un ischer aß!“ —

Die Faßbinderfrau, die immer kaltes Blut hatte, tröstete den Eheherrn in ihrer Weise und sagte, sie hätte in der vergangenen Nacht Tritte auf dem Steinwege gehört, und gerade zwischen elf und zwölf sei die „Schüppe“* auf der Diele umgefallen: Es müsse also wohl in kurzer Zeit einen Toten geben, dann wolle sie zu allererst dafür sorgen, daß er seine Pfeife wieder stopfen könne.

Die Faßbindersche war nämlich Totenfrau von Hilgenthal, sie hatte die Toten zu waschen und anzuziehen und bekam dafür außer dem Hemd und Laken des Toten einen halben Taler bares Geld.

In der langjährigen Ausübung dieses Amtes hatte sie oft genug erfahren, was für ein gewaltiger Herzensrührer der Tod ist, und diese Erfahrung wollte sie sich von jetzt an mit zunutze machen. Tod ist Brot, konnte sie sagen.

* Schaufel.

Die Hoffnung erfüllte sich bald; schon nach etlichen Tagen starb des reichen Landhöfers einziges Kind.

Als nun Frau Bännerwitt ihres Amtes waltete, sagte sie zu den ganz in Schmerz aufgelösten Eltern: „Ach ja, der Herrgott ist ein wunderlicher Mann; was er dem einen zuviel gibt, das gibt er dem andern zu wenig. Wer viel hat, dem wird immer mehr gegeben, und wer wenig hat, dem wird bald auch das genommen, was er hat. Da habt ihr nun das eine liebe Wurm gehabt und habt es hingeben müssen, — euer Reichthum aber wird immer größer. Ich kann mir wohl vorstellen, was für ein Gefühl das sein muß; — aber nun denkt euch mal in meine und Bännerwitts Lage hinein; denkt, ihr hättet mehr als ein halbes Duzend Kinder und nichts zu leben für sie, weil niemand mehr bei euch machen ließe, — könnte es da nicht kommen, daß ihr wünschtet, der Herrgott nähme euch die Kinder nur alle ab?“

Bauer und Bäuerin fühlten sich getroffen, und zwei neue Kücheneimer bestellten sie sofort beim Meister Bännerwitt.

Kurz darauf starb die Bauermeistersche. Das war nun ein Todesfall — ganz wie gemacht dazu, um für die traurige Lage der Faßbinderfamilie die Theilnahme der Gemeinde zu gewinnen.

Zu dem verwitweten Baumeister sagte sie:

„Ach ja, es ist gewiß ein harter Schlag, sein Gegenpart so plötzlich verlieren zu müssen — und zumal für dich, Bauermeister, der sonst alles mehr als vollauf hat. Stell' dich nun aber mal in meine Stelle, Bauermeister, — und denke, du hättest dein Gegenpart noch, aber nichts zu brechen und zu beißen — — weil es niemand der Mühe wert hält, eine Bestellung bei dir zu machen — — stell' dich in meine Stelle, sag' ich — und es könnte kommen, daß du wünschtest, der Herrgott nähme dir ein Gegenpart nur ab...“

Der Bauermeister erkannte, daß er übel gehandelt hatte an den Faßbinderleuten und bestellte bei der Totenfrau eine neue Büfetonne.

Als kurze Zeit darauf der alte Landhöfer dem Bauermeister begegnete, fraueten sie sich mit bedenklichen Mienen hinter den Ohren: der Bauermeister seufzte über die Büfetonne, Landhöfer über die Kücheneimer. „Mag der Faßbinder verhungern, wir lassen ihn auch nicht einen Handschlag mehr für uns tun.“

Bald nach jener Zeit mochte es sein, als ich von ungefähr am Feuerteiche vorüberkam und dem Faßbinder begegnete, den ich erst im zweiten Augenblicke erkannte, — so hatte sich in kurzer Zeit sein Aussehen verändert. Ich sehe in ein gelblich-grünes Gesicht, eine kurze Tonpfeife baumelt darin, aber kein Rauchringelein steigt empor, er raucht kalt.

Ich bleibe stehen, um den leise vor sich hinzischelnden Mann an mir vorbeugehen zu lassen. Ich fange an zu kichern, denn immerfort höre ich zischeln: „Lunnen un Lappen! Et schallder schien un mauter schien un ischer aß!“

So geht's um den Feuerteich herum; er voraus, ich hinterdrein; er zischelt, ich kichere.

Indem tut Meister Bännewitt einen Ruck, einen Satz und — stürzt sich kopfüber in den Feuerteich.

Da ist's aus mit meinem Gelicher. „Leute he, Leute he,“ schreie ich, „der Faßbinder liegt im Teiche — liegt im Teiche und kann nicht wieder raus!“

Bännewitt selbst schreit nun aber auch: „Hilfe! Hilfe! Hilfe! Ich geh' unter, ich ertrinke!“

Von den nächsten Höfen kamen die Leute mit Stangen und Stielen herbeigelaufen und brachten den fürchterlich patschenden Faßbinder mit vieler Mühe wieder aufs Trockene. Er prustete und pustete, daß es ganz erschrecklich anzuhören war. „Warum habt ihr mich nicht liegen lassen im Teiche?“ keuchte er dazwischen. Plötzlich aber fuhr er auf mich ein: „Was brauchst du verwünschter Weißkopf für andere Leute um Hilfe zu rufen? Hätt's nun schon überstanden!“ Und wollte sich wahrhaftig abermals in den Teich stürzen.

Flugs schnitten ihrer zwei von den Weiden-

bäumen, die an der einen Seite des Leiches standen, ein paar schlanke Ruten ab, andere legten Meister Bännewitt unversehens lang auf die Gesichtseite, und nun kriegte er eine Tracht auf's nasse Hinterteil, die nicht schlecht ballerte, sage ich euch. Dabei riefen sie immerfort: „Will hei weer in 'n Feuerdieß springen? Will hei weer in 'n Feuerdieß springen?“

Fluchend und schimpfend schnellte der Faßbinder endlich in die Höhe und drohte mit geballten Fäusten umher. Am heftigsten aber drohte er mir.

Noch lange mit den Armen fuchtelnd, kankelte er dann mit seinem schiefen Beine an der „Beke“ hinauf; doch kehrte er sich noch dreimal um und hob jedesmal die Faust gegen mich, wie ich meinte.

Die Leute wollten sich totlachen; mir aber war ganz und gar nicht lacherig zumute. Ich hatte eine Erfahrung gemacht, die mir das Leben später noch gar oft bestätigte: Wenn du einen Ertrinkenden rettest, rechne damit, daß er dich bei erster Gelegenheit in dasselbe Wasser wirft, in dem er ohne dich hätte umkommen müssen.

Ich sah dem wütenden Faßbinder mit allerlei schlimmen Vorstellungen nach. Wie wird es dir ergehen, wenn er dich einmal allein erwischt? Es war ja nicht der erste böse Mensch, den ich kennen lernte: „Ich denke vor allem noch an den Pfänder von Hilgenthal, den „roten Hannes“, der uns

beim Krauten immer auf den Hacken saß und über alle Blumen im Korn wie ein Drache wachte. O, ich wußte, wie schlimm so einer sein kann, der vom Anzeigen armer Sünder leben muß!

Was nur gleich tun, fragte ich mich, um den bösen Faßbinder wieder zu versöhnen?

Da sah ich die Pfeife auf dem Mauerrande des Teiches liegen und es fiel mir ein, daß sie Bännerwitts Liebstes war auf der Welt. Also hob ich sie auf und lief hinter dem Faßbinder her. Als ich ihn nicht mehr sah, schlug ich einen andern Weg nach dem „Winkel“ ein, in dem seine Wohnung lag, und ich kam mit meinen flinken Füßen eine gute Weile früher dort an als Bännerwitt. Kurz vor dem „Winkel“ begegnete mir die Frau des Gemeindepfänders, die immer so adrett einherging, heute aber auffallend unordentlich aussah und den Kopf sehr gebückt hielt. Sie zog die Schürze vors Gesicht, schneuzte sich und schluchzte ganz jämmerlich.

„Am Ende ist der Pfänder gestorben,“ dachte ich und konnte nichts dazu, daß mir das Herz im Leibe unwillkürlich aufhüpfte. Ein Kind heuchelt noch keine Gefühle, ich begriff auch nicht recht, daß die Frau um den schlimmen Mann so übel tun könne. Später hörte ich von der Mutter, der Pfänder wäre gegen seine Frau immer sehr gut gewesen, was ich mir aber schwer vorstellen konnte.

Vom weißen Steinwege, der zum steilen Häuschen Bännewitts hinaufführte, huschte gerade die alte „Hümmelke“ um die Hausecke, eine runzlige Frau, die beinahe einen Schnurrbart hatte und immer, gab's etwas Neues, wie eine summende Hummel von Haus zu Haus schwirrte. Sie flog trotz ihrer alten Beine nur so die Treppe hinauf und traf oben, während ich noch scheu unten stehenblieb, mit der Totenfrau zusammen. Und da war es, als hätte jede eine Kette im Halse, an der die andere zog, die dann aber immer wieder zurückrutschte. So rasselte es hin und rasselte es her, und dazwischen war immer ein Ton, wie eine Hummel summt, wenn sie an den Honigtopf einer Blume gerät.

Es war also richtig, der „rote Hannes“ hatte seinen Pfänderknüppel für immer weggeworfen. Am selben Morgen noch war ihm die „Hümmelke“ auf dem hohen Rampe begegnet, und am Nachmittage schon hatten ihn die Hofknechte als Leiche ins Dorf gebracht. Auf dem Bornberge hinter einem Schlehbusche hatten sie ihn gefunden, während ein Hänfpling in dem Busche seine lustigsten Lieder schmetterte. Wie die „Hümmelke“ wußte, hatte er in der Hurke gefessen, den Kopf ganz im Nacken. Maussetot war er gewesen und steif wie ein Stock, als man ihn aufrütteln wollte. Und ein Hase war in seiner unmittelbarer Nähe

aufgesprungen, der gar nicht so aussah wie ein richtiger Hase, wohl auch gar kein richtiger gewesen sei, summt die „Hümmelke“. „Das ist ja klar,“ rasselte es aus der Totenfrau heraus, „dem hat der Dürvel 's Genick umgedreht!“ — „Nimmst mir's Wort vom Munde,“ fiel die „Hümmelke“ ein und sah sich so hastig um, als wäre der gespenstige Hase um sie herumgelaufen. Sie zischelten noch leise miteinander, so daß ich nichts mehr verstehen konnte. Ich stand noch immer unbeweglich am Zaune an der Straße, es dämmerte schon stark, und ein scheußliches Grauen kroch mir im Rücken herauf, so froh ich auch war, daß der gefürchtete Pfänder nicht mehr lebte.

Da kam Bännewitt angepatst, und die Hümmelke schwirrte davon. Ich wollte ihm die Pfeife geben, wagte mich aber nicht zu rühren. Gleich darauf hörte ich's in der Bännewittschen Stube losgehen. Die Bännewittsche hatte eine harte, grobe Stimme und sprach sehr laut.

„Na, der rote Hannes beißt keinen mehr,“ sagte sie, „aber wahrhaftig, an den hätte ich nicht gedacht, als in der verflossenen Nacht wieder was auf unserm Steinwege ging und die Grabschute auf der Diele umfiel. Du hast natürlich geschlafen. Mein ganzer Gedanke war der Alte im Schloß. — Na, 's ist einerlei, der wird uns auch wohl

nicht weglaufen; und spannte er all seine Rösse an, der Tod ist doch 'n besserer Rutscher. — — Aber nein!“ unterbrach sie sich, „wo haste denn eigentlich gesteckt, Bännerwitt?“

„Brrr!“ machte der, und ich hörte etwas Platschen.

„Und wo haste denn deine Pfeife, Mannsmensch?“ fuhr sie ihn an.

„Tunnen und Tappen!“ lärmte jetzt der nasse Faßbinder, „t schallder schien un mauter schien un....“

...„t ischer man nich!“ plakte die Frau los, und es hörte sich zu, als hätte sie sich drohend vor ihm aufgereckt. Dann verstand ich wieder: „Bännerwitt — du mußt Gemeindepfänder werden! Wahrhaftig, das mußt du, das ist ein Amt für dich, das könnte uns wieder auf die Beine bringen.“

Als hätte mir die Totenfrau eine Ohrfeige gegeben, so wirkte das Wort auf mich ein. Bännerwitt Gemeindepfänder? O weh, da wären wir übel genug verflucht.

Zu meiner nicht geringen Freude lehnte der Meister das Ansinnen seiner Frau mit allem Nachdruck ab. Sie hätte wohl einen Vogel im Kopfe! Er, der Faßbindermeister von Hilgenthal, solle Pfänder werden? Nein, soweit werfe er sich denn doch nicht weg.

Jetzt aber die Frau! „So will ich doch auf der Stelle zum Bauermeister laufen,“ kreischte sie, „und ihm sagen, Totenfrau wolle ich nun nicht mehr sein, denn das wäre meiner Ehre als Faßbindersche doch zu nahe.“

Sprach's, stürmte hinaus und eilte zornschnaubend an mir vorüber.

O weh! dachte ich und hörte nun, wie Bännewitt heftig auf den Boden trat und lauter, als sonst seine Art war, hinter der Davoneilenden drein rief: „Fiekel! Fiekel! Tunnen un Tappen! Et schallder schien un mauter schien un ischer aß!“

Jetzt wird es gut sein, ihm die Pfeife hineinzubringen. Gewiß wird er sich darüber sehr freuen und mir nicht mehr böse sein.

Er zog gerade unter heftigem Zähneklappern den flatschenden Kittel über den Kopf, weshalb er mich bei meinem Eintreten nicht sogleich wahrnahm. Die Stelle, auf der er stand, glich einem förmlichen Wassertümpel.

„Meister,“ begann ich zaghaft, „ich wollte Euch die Pfeife bringen, die Ihr am Feuerreiche habt liegen lassen.“

Als hätte ihn eine Wespe gestochen, so fuhr er herum und auf mich los. Vor Schrecken ließ ich die Pfeife auf den harten Gipsboden fallen und suchte schleunigst das Weite. Ich hörte noch,

wie das tönernerne Ding in lauter Scherben zersplitterte und der Faßbinder darüber einen greulichen Aufschrei that. Und als saßen tausend Teufel hinter mir, so rannte ich davon.

Am dritten Tage darauf ging der Bauermeister ins Faßbinderhaus und sagte zu Bännewitt, der in völliger Zerknirschung darsaß und auf die Pfeiferscherben starrte, die auf dem Fensterbrette lagen: „Deine Frau, Bännewitt, will nicht mehr Totenfrau sein, wenn du nicht Gemeindepfänder würdest. Wohlan! Wir sind zusammengekommen und schlüssig geworden, dir das Pfänderamt anzutragen. Für jeden Fall, den du zur Anzeige bringst, kriegst du zwei und 'n halben Groschen. Wenn du also gut aufpaßt, kannst du dir ein schönes Einkommen verschaffen — und das sozusagen mit dem Spazierstock in der Hand. Brauchst dann dein schweres Faßbinderhandwerk nicht mehr zu treiben, dich somit auch nicht zu ärgern über die Leute, denen nichts recht zu machen ist.“

— „Lunnen und Lappen! Et schallder schien un mauter schien un ischer aß — ja!“ antwortete Bännewitt und warf einen giftigen Blick auf seine Ehehälfte, die ihn so klug zu bemeistern gewußt hatte.

Es hat sich zu aller Überraschung bald herausgestellt, daß man für das Pfänderamt keinen giftigeren und eifrigeren Mann hätte anstellen

können. Kein Hund war sozusagen sicher vor ihm, und des freuten sich die großen Leute gar sehr.

Wer sich jedoch nicht freuen konnte, das waren die kleinen Leute, das war vor allem ich.

Nach unserer ersten unverhofften Begegnung rief Bännewitt mir zu: „Leuf mant, döu Wittkopp, Barg un Dol meutet seck nech, orwer de Minschenkindere!“ *

* Warte nur, du Weiskopf! Berg und Tal begegnen sich nicht, aber die Menschenkinder.



Die alte Hexe.

Wenn der Saft in die Weiden stieg, hei, war das eine lustige Zeit! Ein Brotmesser ward heimlich aus der Tischlade genommen und in die Tasche gesteckt, die Gösseln wurden ausgetrieben, und im grünen Grase am Ufer der hülgigen Beke saßen wir und klopften die von den dickköpfigen Weidenbäumen geschnittenen Pfeifen mit den Messerschalen, wozu wir unaufhörlich sangen:

Plopp — plopp — piepe*
 Woll 'ne Piepe moken,
 Ramm de ale Here
 Met'n stumpen Meße (Messer),
 Snet hut, Haar af.

* Ploppiepe = Pfeife

Alles, was d'ranne satt,
Smet se in den Gromen (Graben),
Alle Hunne gnomen (nagen).
Leip de kleine Rättche taun Barge rup,
Woll 'ne Mule vull Saft langen;
Alse weer erunder kamm,
Was de Piepe reie — reie — reie (fertig).“

Einmal, als wir auch so am Klopfen und Singen waren, kam die Mühlengrabenweesche mit ihren jippenden Gösseln am Wasser herauf. Sofort gab's ein Raunen und Rufen: „De Here kümmt, de Here kümmt!“ Ja, die Bängsten nahmen schleunigst ihre Pfeifen und Peitschen zusammen und zogen mit ihren Gickgackern davon.

Nur wir Lindenhüttenkinder hatten keine so große Angst vor ihr, denn es bestand noch eine Verwandtschaft zwischen dem Mühlengrabenhause und der Lindenhütte, weswegen wir auch „Weesche“ sagten.

Es war freilich eine seltsame alte Frau, die ganz allein in dem abgelegenen Mühlengrabengebäude hauste und sich da in allerlei Geheimnisse eingesponnen hatte. Ihr Mann, der mit mehreren Leuten ins Holz ging, war vor vielen Jahren von einem fallenden Baume erschlagen; ihre Kinder waren nach Bremen gezogen und theils nach Amerika ausgewandert. Sie schickten ihr so viel, daß sie gut leben, ihren kleinen Brinksitz schuldenfrei machen und noch manches erübr-

gen konnte. Die Leute im Dorfe aber wollten's nicht glauben, daß das viele Geld von den Kindern käme; viel wahrscheinlicher deuchte sie's, Stöpke, der Teufel, brächte ihr's. Bald wollte dieser, bald jener um Mitternacht gesehen haben, wie er in Gestalt eines feurigen Heubaumes in den Schornstein des Mühlgrabenhauses gesaußt sei, gegen die alte Weesche zärtlich getan und den großen Stubentisch mit lauter blanken Talerstücken überdeckt habe. Bei Stöpkes Ausfahrt wollte man immer ein fürchterliches Rasseln auf dem Dache vernommen haben. In der ersten Maiennacht müsse die Alte, so erzählte man auch, auf einem stumpfen Besen nach dem Blocksberge reiten. Einmal habe der Teufel sie dreimal ums ganze Dorf gepeitscht, weil sie zu spät auf den Blocksberg gekommen sei.

Die Mühlengrabenweesche trug stets ein graues Tuch um den Kopf. Wegen ihres Kopfkampfes, sagte sie; die Leute aber wußten's besser und raunten sich einander zu: Man wisse wohl, woran sie litte. Kopfkampf sage man und Höllendampf habe man. —

Unter ihrem Kopftuche schielten zwei rotverschwollene Augen hervor. — „Das sind die Herenzugen,“ zischelten die Leute. „Damit beruft sie die Kinder im Stalle und die Kinder in den Hügeln.“

Das Gesicht der Weefche hatte etliche bültensartige Warzen, worauf feine Haarbüschel wuchsen. Die hat sie auf dem Blocksberge gekriegt, wußten die Leute zu deuten, wie überhaupt keine ihrer körperliche Eigentümlichkeiten ungedeutet blieb.

Sie könne, wurde behauptet, ungesehen des Nachbars Ziege oder Kuh melken, sich in eine schwarze Kaze verwandeln, und was weiß ich noch alles mehr.

Trat sie zur Frühstücksz- oder Besperzeit unverhofft in eine Stube, gleich legte man das Brot auf den Rücken. Sah man sie kommen, ward geschwind ein stumpfer Besen vor den Antritt gelegt. Lobte sie ein Kind oder Kalb oder ein „Fickeln“, gleich hieß es: „Unberufen! Gestern war es besser.“

Kein Wunder, daß wir Kinder bei dem Pfeifengesänge immer an sie denken mußten, in unseren Köpfen sich die Vorstellung festsetzte, die alte Hexe mit dem stumpfen Messer sei verkörpert in der einsamen Mühlengrabenfrau.

Selbst unsere guten Eltern waren noch in dem Wahne befangen, die Mühlengrabenweefche müsse eine Hexe sein, aber sie warfen der Unglückseligen deswegen keine Steine nach, wie andere Leute es taten. Daran hinderte sie sowohl ihre Gutherzigkeit wie auch das verwandtschaftliche Gefühl.

„Du lieber Himmel,“ seufzte die Mutter manchmal, „wenn sie schon eine Here ist, kann sie doch gewiß nichts dazu.“ Der Vater gab ihr recht und ermahnte uns, gegen die Weefche immer freundlich und gefällig zu sein. Nie sollten wir's uns einfallen lassen, „Here“ hinter ihr herzurufen; gleichwohl mußten wir uns hüten, von ihr Brot oder Apfel anzunehmen. Das ging uns ganz besonders nahe, denn die Weefche hatte nicht nur Brot und Apfel genug, sondern auch eine große Lust, zu geben.

Wieviel Gutes hätten wir nicht in der Zeit der Kirschenröte von ihr haben können! „Werd de Kirsche rat, kümmt de grötteste Rat,“ seufzte unsere Mutter, und der Vater pflegte dann manchmal zwischen Scherzen und Sorgen zu sagen: „Et is sau schlimm un werd sau schlimm und werd alle Dog schlimmer — un ümmer nein Brat un ümmer nein Brat un ümmer un ümmer un ümmer!“ Zu solcher Zeit ist der Mühlengrabbenweefche gar manchmal mit voller Schlippe in die Lindenhütte eingelehrt: Bald hatte sie einen Brotknust, bald ein Speckstück, mal einen Topf voll Mus oder Butter, dann wieder ein Becken voll Mehl, und so bald dies, bald das.

* Es ist so schlimm und wird so schlimm und wird alle Tage schlimmer — und immer kein Brot und immer kein Brot und immer und immer und immer!

Doch — was geschah?

War die Weesche fortgegangen, grub unsere Mutter unter Seufzen die Kostbarkeiten schleunigst hinter unserm Hause tief, tief in die Erde, und wir — hungerten weiter. Weil uns die Weesche sonst mit ihren Gaben hätte „was antun“ können. Die Eltern waren nun mal in dem alten häßlichen Bahne groß und alt geworden und konnten sich mit dem besten Willen nicht davon befreien.

Die Weesche pflegte ihre Gänge zur Lindenhütte regelmäßig in der „Eulenflucht“* zu machen — wie ich heute annehme, lediglich deshalb, weil die linke Hand nicht wissen sollte, was die rechte tat. Allein die Leute im Dorfe wußten's besser: „Heren und Eulen können das reine Sonnenlicht nicht vertragen!“ raunten sie und rieten unsern Eltern, bei der Ankunft der alten Here flugs drei frische Kerzer. angezündet auf den Tisch zu stellen.

Der Rat befolgten die Eltern freilich nicht. Drei Kerzer auf einmal anzubrennen, war ein Luxus, der weit über ihr Vermögen hinausging.

Eines Tages im Hochsommer erwischt die Müh-
lengrabenweesche mich auf der Straße und zieht mich eilends in ihr Haus. Die alte Bertramsche, die zufällig dahergekommen ist, hat uns argwöhnisch nachgestarrt und dann zu der alten „Hüm-

* Eulenflucht, Dämmerstunde.

melken“ gesagt: „Jetzt wird das kleine Friedesfinchen aus der Lindenhütte behert!“ Und die alte Hünmelfe ist sogleich im Dorfe herumgesaußt und hat gesummt und gebrummt, bis alle Leute es wußten.

Alß hätte ich denn nun zu erzählen, welcher Art das Beheren gewesen ist.

Die Weesche führte mich in ihre Stube, drückte mich mit beiden Händen auf die Tischbank, strich mir das Haar zurecht und sagte in ihrem eigentümlich quäkenden Tone: „Nun wart' hier einen Augenblick, Friedesfinchen!“

Sie rasselte mit den Schlüsseln, stieg in den Keller hinab und hatte, als sie nach einer Weile wieder heraufkam, die ganze Schürze voll rotwangiger Äpfel. „Gucke, Kind,“ quäkte sie, „so rotblütige Äpfel im Hochsommer — ist das nicht was Rares? Nu, nu, auf die Schürze! Willste auch lieber erst einen probieren? Sieh, diesen da! Wenn du so rote Backen hättest, Dirn, und nicht so wittschen aussähest... Wünschste es dir wohl, deinen Geschwistern auch, denn ihr seid mir die liebsten Kinder von ganz Hilgenthal und habt noch nie mit Steinen hinter mir hergeworfen... I nu, knack ihm doch die roten Backen weg! Stehst ja da wie eine verhagelte Petersilie! Lüftert dich denn der Äpfel nicht?“

Und ob er mich lüfterte! Knack — knack —

Knack, und der Apfel hatte seine rotblütige Wange eingebüßt, noch ein paarmal Knack — Knack — Knack —, und von dem rotbackigen Apfel war nur noch ein bleicher, kahler Grieb's übrig.

Was die gute alte Weesche mir gewünscht hatte, erfüllte sich sofort: Ich sah nicht mehr so wittschen aus, mein bleiches Gesicht war ganz rot geworden, glänzte wie der Apfel gegläntzt hatte, — so behauptete wenigstens die gutmütig grinsende alte Weesche, als sie nun die übrigen Apfel in meine Schürze rollte.

Ich bedankte mich vielmals und ging geschwind nach Hause, Knackte jedoch, während ich ging, ohne Aufhören.

Als unsere Leute die „Rötchen“ sahen und als sie hörten, wer sie gespendet hatte, wurden sie blaß vor Schrecken: „Hast doch nicht etwa einen gegessen?“

Natürlich mußte ich auf die beängstigende Frage den Kopf hängen lassen. Stücker fünf hatte ich im Leibe.

„Hast du doch von den Äpfeln gegessen, Kind?“ rief die Mutter in heller Angst. „Ums Himmels willen — wenn's nun ein Unglück gibt! Hast du es nicht gehört? Zünemanns Nieschen hat die Weesche auch Apfel gegeben — und die Äpfel haben sich in Eidechsen verwandelt — und da ist das Kind sterbenselend geworden. Damals wäre

die Weesche fast umgebracht worden, und da hat sie mir doch recht leid getan, denn sie kann gewiß selbst nichts dazu, daß sie so veranlagt ist.“

Ich hatte die schöne Rötchenfarbe wieder verloren, sah den Tod schon vor Augen, blieb aber still und stumm. Da meinte die Mutter, vielleicht könnten wir dem Unheil noch vorbeugen, und ich mußte mit ihr auf den Dachboden steigen und die Äpfel in den Winkel rollen. Worauf sie Strohhalme und Tannenreiser kreuzweise um die Äpfel herum legte und eine heimliche „Baute“* tat. Ich hatte aber in den folgenden Tagen ein beständiges Grauen und Gruseln: Fühlte ich doch die unheimlichen Eidechsen mit ihren vielen Beinen schon richtig in mir herumkrabbeln.

Nun, aller Wind legt sich, aller Dreck fegt sich. Als Tag um Tag verging und sich keine Eidechsen bemerkbar machten, wurde in mir plötzlich wieder die Lust wach, die Rötchen noch einmal zu besuchen. Ich benutzte eine passende Gelegenheit, huschte die Leiter hinauf und setzte mich mit pochendem Herzen, die Hände vor den Knien ineinander gefesselt, neben den verdächtigen Äpfeln nieder. Wie lieblich lagen sie da, wie appetitlich glänzten und lockten die roten Backen! Mir lief das Wasser im Munde zusammen, an Adam im Paradiese

* „Baute tun,“ Gegenmittel anwenden bei Behexen besonders das Besprechen.

bachte ich und fing an zu simulieren: Sollte es wirklich Eidechsen geben, wenn ich noch einen äße? „Ach was!“ rief ich mir herzhafte zu und verknackte in der Geschwindigkeit drei Apfel und nicht die kleinsten.

Da sich mein vorzügliches Befinden gänzlich gar nicht änderte, verging mir auch die Angst und Reue bald wieder; kühn wiederholte ich andern Tags den heimlichen Angriff. „Eine wahre Sünde ist's ja,“ tröstete und entschuldigte ich mich, „all die prächtigen Rotbacken so verfaulen zu lassen.“ Stieg also auch am dritten, vierten, fünften und sechsten Tage auf den Boden. Den Geschwistern sagte ich aber nichts davon, so herzlich gern ich die Apfel mit ihnen geteilt hätte. Ich wollte sie nicht mit in Gefahr bringen und wollte doch auch verhüten, daß mich eins verriet. Am siebenten Tage kam die Mutter zufällig an dem Apfellager vorüber und ließ vor Schreck fast das Linsenbecken fallen, das sie trug. Mein Gott, wo waren die „Nötchen“ geblieben? Die ganze Lindenhüttenfamilie stürmte und stob auf der Mutter Rufen die Leiter hinauf. Keiner konnte sich das Verschwinden der Apfel erklären. Kopfschüttelnd tauschte man die verschiedensten Ansichten aus, und schließlich ward es als sehr wahrscheinlich angesehen, daß die Apfel wieder — weggeht, vielleicht gar als Eidechsen oder Mäuse weggelaufen seien.

Kurz hernach, zur Zeit der „Ulenflucht“, saßen wir Kleinen, Lorch, August und ich mit unserem wimmernden Christinchen, hungrig und durstig vor der verschlossenen Haustür und warteten sehnsüchtig auf die Rückkunft der Eltern, die heute für Bornrießens Weizen schnitten.

Die Linde stand da wie im Traum, aber die Kuh im Stalle brummte, die Ziege meckerte, das Ferkel quiekte, unser Christinchen schluchzte — kurz, der Hunger pfiff aus allen Löchern. Da strich eine Eule durch die Luft, und von der hülgen Beke herauf kam die Weesche gegangen.

Hättest die alte wackere Hexe nur sehen müssen, wie liebevoll sie sich zu uns herabließ, unsere Wangen streichelte, unser kleines Christinchen herzte und küßte! Und dann — wie ihre Hände in die Rocktasche gingen, und was da alles für kostbare Sachen zum Vorschein kamen: Brotrinden, Zucker, Apfel, gedörrte Zwetschen, und was weiß ich. „S, i,“ machte sie fortwährend, als wir schon alles unter den Zähnen hatten, „ihr armen Würmer — wie leid ihr mir tut! Müßt den ganzen Tag bis in die Ulenflucht hinein immer so verlassen sein, wie die Rücken ohne Glücke, wie die Nacht ohne Mond. Ja, ja, 's ist hart, wenn die arme Mutter alle Tage wie 'n Pferd mit 'raus muß und sich nicht um ihre lieben Kinderchen kümmern kann. Dann kommt der Wolf und frißt sie alle auf.“

Da uns über diesem Bedauern unsre Verlassenheit erst recht zum Bewußtsein kann, so fingen wir nun alle an zu weinen, als wäre unser Elend wunder wie groß. Plötzlich richtete sie den Finger auf und horchte nach dem Dorfsteiche hin, wo die Unken läuteten. Und sie lachte und rief:

Unk, Unk, Unk, nicht mehr jung,
Hätt' ich einen Mann genommen
Wär' ich nicht in den Teich gekommen.
Unk, Unk, Unk, nicht mehr jung."

Sie lachte wieder und nickte hinab und nickte uns zu und erzählte, die Unken wären verwünschte Jungfrauen, die zur Strafe im Teiche leben mußten, weil sie nicht hätten freien wollen. Schon lachten wir auch und aßen, daß es schmakzte. Die Weesche kramte indes noch immer mehr Rinden aus ihrer Tasche und nötigte: „Eßt nur, Kinder, eßt nur, wenn's schmeckt! 's ist Hasenbrot, und der Hase wird morgen schon wieder was haben. Ich seh's gleich und bring's euch! — Aber, ihr Kinder, so holztrocken, das rutscht und glitscht nicht gut in der Kehle runter. Ei, da ist ja ein Milchtopf auf dem Zaune. Wartet, ihr sollt essen und trinken, als wäret ihr in den Bergen bei den sieben Zwergen. Friedesinchen, geschwind der Kuh ein Futter aufgesteckt!“

Ich sprang, und während ich einen Armvoll Gras und Klee in die Krippe warf, setzte sich die

Weesche unter die Kuh und ließ die Milch so flink in den Topf strullen, daß sie bald über den Rand schäumte. Mit liebevollstem Quäken nahm sie dann Christinchen auf den Schoß, setzte ihm den Topftüt an die Lippen, und das durstige Kind trank in langen, tiefen Zügen.

Indem kam unsere Mutter den Berg herauf. Ich glaubte deutlich zu bemerken, wie sie zurückprallte und erblaßte; sie ließ sich aber nichts aus, nahm nur mit merklicher Hast das Schwesterchen aus dem Schoße der Weesche und preßte es an sich.

Arglos lächelnd sah die Alte zu, und nachdem sie noch dies und das geraunt und geraten hatte, wünschte sie gute Nacht und ging, als gerade eine Eule aus der Linde flog.

Nun konnte die Mutter ihre Erregung nicht mehr bemeistern. Drei Kreuze machte sie nach der Tür, drei auf den Tisch und drei an Milcheimer und Topf, die sie zugleich tüchtig ausspülte und scheuerte.

„Na, was ist denn?“ fragte der Vater, der unbemerkt hereingekommen war und die Art langsam in die Ecke stellte.

Die Mutter erzählte.

Der Vater machte mit den Armen, als schlenkerte er etwas weg und sagte: „Mutter, wenn die Kinder gesund bleiben und die Milch nicht blau

wird, glauben wir aber wahrhaftig nicht mehr an Hexerei, dann halten wir uns allein an das Wort der Schrift: Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen. Ich wollte Gott danken, wenn der gespenstische Nebel verflöge und mir der alte Stich nicht mehr durchs Herz ginge!"

Vaters helles Wort versetzte uns in freudige Spannung. Wir schiefen damit ein, wachten damit auf und freuten uns schon der kindlichen Gewißheit, daß die alte Weesche doch keine Hexe sei. Allen Leuten von Hilgenthal wollten wir's sagen, keiner sollte sich mehr unterstehen, sie als Hexe zu verschreien.

Der dritte Tag kam, — ach, do wollte es das Verhängnis, daß sich bei Christine die Anzeichen einer Krankheit einstellten und die Milch eine bläuliche Färbung annahm. O je, Weesche! Die Nachbarn liefen herbei, besahen Kind und Kuh und sprachen sich einhellig dahin aus, daß an beiden „die bösen Leute“ säßen. Frohnhöfers Dortchenpate, die sich abergläubisch, wie sie auch war, den Sachverhalt sogleich klar machte, trat vor das Kind, schlug mehrere Kreuze und flüsterte zu dreien Malen:

Zwei feurige Augen sahen dich,
Ein falscher Mund küßte dich,
Eine falsche Zunge stach dich,
Im Namen d. V., d. S. und d. h. G."

Und bei der Ruh verfuhr sie in ähnlicher Weise.
Doch die Baute schlug nicht an.

Da ward dem Vater der Rat erteilt, zum Siepoldsdorfer Schuhmachermeister Barnkote zu gehen und dem die Sache vorzustellen; der sei in solchen Fällen „kundiger“ als ein Arzt.

Also setzte der Vater einen halben Tagelohn daran und wanderte zu Meister Barnkote in Siepoldsdorf, denn er schon früher einmal in Rat genommen hatte.

Das gute Männchen nahm seinen grauen Backenbart in die Hand, hörte die Krankheitsbeschreibung an und riet eifrig: „Baute tun, Lindenhanfrieder, Baute tun! Weiter hilft da nichts.“

Als der Meister hörte, Frohnhöfers Dortchenpate hätte schon eine Baute getan, spielte ein überlegenes Lächeln über sein gutmütiges Schusterge-sicht. „Merck auf, Lindenhanfrieder,“ so nun sein ernsthafter Rat, „geh’ nach Hause, verschließ’ und verriegele alle Türen und Fenster, schneide die Wiegenkissen auf, tu’ die Federn in den Siedekessel und mach’ ein starkes Feuer an. Alsdann werden sich aus den Federn lauter hüpfende Ringe bilden, unheimlich anzusehen; zu gleicher Zeit wird die Hexe angeseht kommen und unter irgendeinem Vorwande hereinwollen. Laß sie aber um keinen Preis herein. Sie wird husten und prusten, wird klopfen und stopfen, fragen und klagen, immer

bringender, immer zwingender werden, auch allerlei mitgebrachte Gaben anbieten, endlich heulend das Haus umkreisen, um irgendwo einen Durchschlupf zu finden. Darum sei ja auf der Hut, laß vor allen Dingen das Feuer unter'm Siedekessel nicht eher ausgehen, eh die Here nicht verschwunden ist. Danach wird sie nicht wiederkehren, und das Kind wird gerettet sein."

Vater fragte nach seiner Schuldigkeit, da sagte der Schuster: „Du weißt, Lindenhanfrieder, daß ich's ums Geld nicht tue; ich tue es nur den Leuten zu Gefallen und nähme gar nichts, müßte ich nicht etwas nehmen, um die Baute wirkungsvoll zu machen."

Vater gab dem freundlichen Manne eine Kleinigkeit und sagte mit einer etwas kläglichen Miene: „Meister, ich täte gern noch mehr, wenn meine Schwester nicht die Kirchenmaus wäre..."

Indem trat die Schustersche mit einem tüchtigen Schinkenstücke vor ihn hin und sagte lachenden Gesichts: „Na, Lindenhanfrieder, tätest du schon gern noch etwas, so nimm dies Bißchen mit für deine Kinder."

Weigern und weigern half nicht — das Schinkenstück mußte getragen werden von Siepoldsdorf nach Hilgenthal.

Unterwegs grübelte der Vater viel, dachte an Himmel und Hölle und schüttelte wieder und

wieder den Kopf, denn die Baute kam ihm doch gar zu wunderbar vor. Alle Türen verriegeln, alle Löcher verstopfen... vor wem? Vor der Weesche, die doch im Grunde ihres Wesens ein so guter Mensch war? Das wollte ihm nicht so recht in den Sinn.

Wie er unter die Linde kam, trat die Mutter mit dem überschäumenden Milcheimer aus dem Stalle, lachte und rief: „Was sagst du, Hansfrieder, den Weg hättest du gar nicht nötig gehabt! Sieh, diese Milch hat die Kuh schon wieder gegeben; es fehlt ihr wirklich nichts — die ist nicht behext.“

„Aber die Kleine?“ fragte der Vater zwischen Furcht und Hoffnung.

Die Mutter lachte schon wieder und wies in Frohnhöfers Grashof: Da schlugen etliche von uns lustige Purzelbäume, und Christine krabbelte neben uns im Grase und freischte laut auf vor Vergnügen.

Da legte der Vater seinen Arm um die Mutter und sagte: „Die Vermunft ist ein langsames Ding, denn sie fährt auf einem Schneckenwagen; aber nun ist sie endlich da bei uns in der Lindenhütte und soll da bleiben.“ Dann zog er das Schinkenstück aus der Tasche und hielt es so hoch, daß wir alsbald Spiel und Tanz vergaßen und ihn jubelnd umringten.

Der Vater nahm Christine aufs Knie, zog sein Kneismesser aus der Tasche und verteilte — so viel Mäulchen, so viel Stücke. Er hatte eine ordentliche Freude in den Augen und sagte: „Wie gut, daß mir der Hase begegnet ist. Dem habe ich diesmal nicht nur das Brot, sondern auch den Schinken abgejagt.“ Dann wieder nachdenklich geworden, schüttelte er mehrmals den Kopf und sann: „Wenn ich nur wüßte, wo die Rötchen geblieben wären, denn die sind doch wahrhaftig rein wie — weggehert...“

Ich hätte auf dem harten Lehm Boden fast einen Purzelbaum geschlagen. „Die Rötchen, die Rötchen?“ rief ich, daß ihr's wißt: Die Rötchen sind samt und sonders in meinen Mund spaziert, aber von Eidechsen habe ich nichts gemerkt!“

Der Vater machte sich ganz lang und brach in ein lautes Lachen aus; er mußte lachen, daß ihm die Tränen über die Backen liefen. Das steckte die Mutter und die Geschwister an, und sie lachten alle aus Leibeskräften mit. So was war in der Lindenhütte lange Zeit nicht gehört worden. Selbst das unmündige Christinchen wurde angesteckt, lachte und jauchzte laut auf und wußte doch nicht, worüber, und da kamen wir dann noch einmal ins Lachen.

Die Mutter mußte schließlich hinauslaufen, um sich nicht tot zu lachen, und jetzt sagte der Vater:

„Die Kleine ist frisch und froh; die Kuh mag ihr Futter wieder, gibt ihre weiße Milch nach wie vor; Friedesfinchen hat alle Äpfel vertilgt und keine Eidechsen bekommen, — was bleibt da für die Hexerei übrig? Kinder, ruft die Mutter herein! An Hexerei glaube ich nun und nimmer mehr! Die Weesche, die arme, gute Weesche wollen wir hinfort auf den Händen tragen, lieben und ehren, solange sie uns der liebe Gott noch erhalten mag. Ja, Kinder, so wollen wir an ihr unser schweres Unrecht wieder gut zu machen suchen und auch im ganzen Dorfe für sie sprechen.“

Somit war der alte häßliche Hexenglaube bei uns in Wahrheit und Wirklichkeit tot gelacht. Tot war er wie eine Maus im Eulennest.

Es ist aber auch die allhöchste Zeit gewesen: Etliche Wochen später hat sich die gute alte Weesche hingelegt, ohne wieder aufzustehen.



16. Als wir meinen zehnten Geburtstag feierten.

Ich hatte eines Abends nicht einschlafen können vor lauter Glück und Freude, weil am andern Tage mein zehnter Geburtstag war.

Wie gern will man alt sein, wenn man jung ist, und wie ruft man, sind die Knochen steif geworden, nach der Jugend. Man weiß nie, möchte ich sagen, was man hat, wenn man's hat. Auch eine traurige Jugend ist Maienzeit, denn es kann einem noch alles daraus erblühen. Freilich, die drei gestrengen Herren können auch alles im Keime zerschlagen. —

In unserm kleinen Hofe hinter der Lindenhütte stand ein prächtiger alter Buchsbaum, steht

auch heute noch da, ein wirklicher Baum; nicht größer zwar als ein Mehlbeerbush, aber von einer alten knorrigen Art, wie ich ihn sonst nirgends gesehen habe, obgleich es doch kaum einen „kleinen Hof“ im Dorfe ohne Buchsbaum gibt.

Hatte unsere Mutter an einem Geburtstagsmorgen die Buchsbaumzweige aus dem kleinen Hofe geholt, auch dies und das an seiner Hecke gepflückt, ging sie zunächst zu dem Lindenbaume, der seine Festgabe ebenfalls beisteuern wollte, namentlich, wenn ein Geburtstag in seine wundervolle Blütezeit fiel. Und war's ein Mädchengeburtstag, schnitt sie von dem Myrtenbaume, der in dem einen Lindenhüttenfenster, und von dem Rosmarinbaume, der in dem andern Lindenhüttenfenster zwischen Fuchsien und Balsaminen stand, seine Zweige ab und steckte sie in den Strauß.

Ach, ich vergesse es nie, wie wonnesam es mich durchrieselte, wenn ich an meinem Geburtstagsmorgen in aller Frühe — ich wachte immer ungeweckt auf — die räucherige Bodenleiter herabstieg und die Mutter, die dann schon am Knistern der Herde in Bereitschaft stand, mir ihren duftenden Strauß mit einem roten Seidenbände an den Arm band und in ihrer lieben Weise mir Glück und Segen wünschte. Das rote Seitenband wurde von einem Geburtstage bis zum andern sorgfältig aufbewahrt und diente so manches Jahr

und zu manchem Geburtstage. Ach, ich vergesse es nie... Und kam dann am Abend der Vater nach Hause, auf dem Rücken die lange Holztracht, an der Seite den „Snappsack“*, und in der schwieligen Hand einen dicken Waldblumenstrauß... ach, ich vergesse es nie, so alt ich werden mag. Natürlich unterließ auch die Friedesfinchenpate gewöhnlich nicht, mir ein buntes Sträußchen an den Arm zu binden und mich in ihrer eigenen Art mit diesem oder jenem zu beglücken. War sie vorher nach der Stadt gewesen, um Butter und Eier zu verkaufen, so konnte ich darauf rechnen, daß ich, wenn nicht 'n geblümtes Tuch, so doch 'ne kleine blaue Tasse kriegte**, wie sie damals gerade aufkamen, oder gar auch einen strammen — „Bauernjungen“***. Oder sie buß mir ein Spiegelei in Butter und ließ mich eine köstliche Scheibe Honigbrot schmausen; denn Frohnhöfers hatten außer vielen Hühnern auch viele Bienen.

Also zehn ganze Jahre hatte ich bis jetzt vom lieben Gott beschenkt bekommen, und da galt ich

* Leinenbeutel, worin das Brot für den Tag mitgenommen wurde.

** Bis dahin trank man den Kaffee aus einöhrigen kleinen Becken.

*** Bauernjungen, auch „Achterluffen“, eine kleine Semmel mit kopfartigem Ende

unseren „Kleinen“ schon als „das Grate“*. Ich war an Stineliessens Stelle gerückt, die nun schon immer mit der Mutter ins Feld mußte, Bornriessens oder Frohnhöfers beim Hacken und Harzen half, oder nach dem „Hofe“ zum Stineliesen ging.

So schlimm haben's die „Kleinen“ bei mir wohl nicht gehabt, wie ich's bei Stineliese hatte. Aber denke ich an dies und das zurück, muß ich einsehen und sagen, ein Engel bin ich gerade auch nicht gewesen; habe ich doch eines Tages — unser Lorch hat mich später oft daran erinnert — sogar die weiße Zipfelmütze in das Kragenloch gesteckt.

Ach ja, auch die weißhaarigste und frommherzigste zehnjährige Dirn hat immer ein paar Adern voll Tyrannenblut in sich, unter dem die kleineren Geschwister zu leiden haben. Sieh nur hinein in die liebe, lustige kleine Rackerwelt — und überall, wo es lacht und heult, siehst du ein unfreiwilliges Laufen nach der weißen Zipfelmütze, die die „Großen“ in ihrem Machtbewußtsein ins Kragenloch gesteckt haben. —

Bornriessens „Kleiner“ — der arme Junge wurde, trotzdem er nur neun Wochen jünger war als ich, noch immer der „Kleine“ genannt — also Bornriessens „Kleiner“ hatte wenige Tage vorher

* Das Große.

bei einem Kuhverkauf drei Pfennige „Trinkgeld“ bekommen. Dies Kapital brachte er an meinem Geburtstage zu uns unter die Linde, und es wurde überlegt, was er mir dafür kaufen solle. Dabei gerieten wir in ein Fieber, als gäbe es dafür wohl gar ein Schloß oder doch ein wunderschönes seidenes Kleid oder ein Paar prachtvolle Spangenschuhe, mindestens doch ein geblümtes Kopftuch. So weit wir auch heruntergingen mit unseren Wünschen, es wollte doch für keinen langen. Bis auf einmal ein ganz neuer Gedanke aufblitzte: Wir wollten für das Geld Kaffeebohnen kaufen und Kaffee kochen. Das war damals in Hilgen-
thal noch eine Karität und reizte uns ganz besonders. Und während der „Kleine“ zum Krüge rannte, in dem man auch Kaffeebohnen und sonst allerhand kriegen konnte, einigten wir uns dahin: Ich gäb 's Holz und 's Wasser her, Bornriefens Sichen und Wilmine 'n Topf mit Milch, Frohn-
höfers Stineken 'n Schälchen mit Honig und Bertrams Malchen eins mit „Smand“. Im Hinblick auf den Halbabendbrotschrank wurde trotz meines ehrlichen Einspruchs einmütig entschieden: keiner solle heute von seinen Gütern sagen, sie wären sein, sondern es gehöre uns allen gemeinsam. Worüber sich wohl niemand mehr freute, als unser dralles Lorchchen, weil ja die anderen „Stücker“ viel größer und kostbarer waren als

unsere und weil es bei seinen geringen Jahren im Denken, Fühlen und Handeln noch nicht so schamhaft sein konnte wie unsereins.

Die Lindenhütte war freilich verschlossen, aber ich brauchte ja nur durch das Hühnerloch zu greifen, das neben der Hefetür über der Mauer aus dem Lehmfache gähnte, und ich hatte den Schlüssel. Das Feuer anzupinken, machte uns zwar arge Mühe, da der Zunder erst gar nicht fangen wollte; schließlich gelang es doch, und der Rauch quoll aus der schwarzen Küche in weißblauen Streifen über die Diele, die Bodenleiter hinauf und zur Hefetür hinaus. Bornrießens „Kleiner“ hatte gut ein halbes Lot Bohnen bekommen, und wir kochten einen großen Kessel voll, daß jeder mindestens drei einöhrige Becken austrinken konnte. War das ein Schlürfen und Schmausen, ein Singen, Tuchen und Lachen! Als wären wir bei einer Prinzessin zu Gaste.

Wie gewöhnlich, wenn wir so beisammen waren, fing Bornrießens Kleiner, der immer mächtige Courage hatte, von den großen Kriegen an, die unsere Väter mitgemacht hatten und von denen wir den „Hanfriederpaten“ schon oft bei Wurstsuppen hatten erzählen hören. Es hatte so 'n eigenen haarsträubenden Reiz, den Kriegsschauder über sich ergehen zu lassen, zu hören, wie alle Menschen massakriert, die Kinder an die Spieße gesteckt

oder um den Baum geschleudert wurden, zu hören, daß man sich in den „deipen Meß“* graben müsse, um von den wilden Soldatenhorden nicht gefun- den zu werden.

Als wir den großen Kessel glücklich ausgetrunken hatten, machte ich mich verstohlenerweise in un- seren kleinen Hof, und als ich wieder zurückkam, spendete ich jedem Festgenossen einen grünen, „gnatigen“ Apfel. Hui, wurde auf allen Seiten hineingebissen, daß es knallte und mir heute noch der saure Saft im Munde zusammenläuft. Dann kletterten wir auf die Mauer, die um die Beke- seite von Bornrießens kleinem Hofe führt. Auf dieser Mauer wuchs, berühmt und zu Heilzwecken im ganzen Dorfe gebraucht, das seltsame Lauch, das man sonst nur auf den Dächern findet. Daran naschten wir gern, gewiß nicht um den Wohl- geschmack, sondern wegen des merkwürdigen, fast geheimnisvollen Reizes, den das nestartig auf der Mauer liegende seltsame Gewächs auf uns aus- übte.

Na, nun hatten wir der schönen, verbotenen Ge- nüsse genug gehabt. Es schien, als meinten unsere Hühner das auch, von denen immer wieder eins nach dem andern aus dem Hühnerloche guckte, obwohl sie schon vor geraumer Zeit auf ihre Stan- gen geflogen waren. (Unser Vater hatte die Hüh-

* tiefen Mist.

nerstangen hinten auf der Diele über dem Backofen angebracht, damit die Hühner wärmer saßen und im Frühjahr zeitiger Lust zum Eierlegen triegten.)

Indes war der Kleine in den Lindenbaum geflattert. Er riß ein Blatt vom Zweige und begann einen Galopp zu blasen. Und das Tanzen steckte uns in allen Gliedern: Tuch! ging es, und ein jeder nahm, was er gerade erwischen konnte, ich einen Besen, Bornriefens Sichen eine Schute, Frohnhöfers Stineken eine Harke, unser Lorch eine Hacke — und hui, ging's um die Linde herum! In meiner Einbildung war aber mein Besen kein Besen, sondern — Wulwes Züschen, der große rotbäckige Junge von dem großen Hofe auf dem Broseberge.

Plötzlich, — mir flimmerte es vor den Augen — kam der wirkliche Wulwes Züschen an der Beke herauf und guckte lachend zu uns her. Ich warf den Besen hin und stürzte ins Haus. Siedend heiß war es mir im Gesichte aufgestiegen, und es muß feuerrot geworden sein. So ging's mir aber immer, wenn ich Wulwes Züschen plötzlich daherkommen sah; bei keinem andern Mannsmenschen, und es waren ihrer doch noch so viele im Dorfe, ist mir in meiner Kinderzeit Ähnliches passiert.

Ich also ins Haus, drücke mich einen Augenblick in den dunklen Hintergrund der Diele und

setze dann, während die anderen lustig weiterhüpfen, die Leiter hinauf. Über die „Böhne“ laufe ich und gucke durch das Wandloch, renne die Leiter zu dem Hahnebacken hinauf, wo ich verstopfen aus dem Eulenloche spähe. Da seh ich Wulves Züschen schon ganz oben im Dorfe an der Befke hinaufgehen. Mir kloppte das Herz, ich weiß nicht wie, und ich guckte so lange, bis ich ihn nicht mehr sah.

Was hatte das weißhaarige Lindenhüttenmädchen nur, daß es solch ein Herzklopfen kriegte, wenn es den großen, blanken Jungen sah? War es ein Geheimnis, das in dem zehnjährigen Mädchenherzen sich regte? Hatte sich gar schon eine Hornungsblüte gezeigt?

Es gibt ein Waldsträuchlein, das schon im Hornung blüht. —





Pfingstkuchenbacken.

Das Pfingstfest stand vor der Tür, und die jungen Burschen guckten mit prüfenden Blicken nach den blanken Birken im Hölze. Die Luft ging warm, war voll Glanz und Duft und Vogelschall. Allvernehmbar um uns rauschte die Freude. Selbst die Finken und Stare, die in unserem Lindenbräme nisteten, waren in festlicher Stimmung; deuchte es mir doch, als hätten sie sich nie zuvor so sangesfreudig und so verträglich gezeigt, wie an diesem wonnevollen, wonneahnenden Pfingstsonnabend.

Nur bei uns Lindenhüttenkindern wollte die Pfingstfreude nicht in Fluß kommen. Wir standen unter der Linde und sangen nicht und sprangen

nicht. Verstohlen blickten wir ins Dorf hinab, und jedesmal, wenn wir den blauen Atemhauch eines Backofens gewahrten, Mädchen und Frauen mit braunen, lieblich zu uns heraufduftenden Smandkuchen über die Straße eilen sahen, befiel uns eine ordentliche Verzagtheit.

Auch unsere Mutter verhielt sich so eigen still. Als alles blitzblank gescheuert und kaum noch ein Handschlag zu tun war, wandte sie ihr Gesicht von uns weg und seufzte.

Wir hatten kein Weizenmehl, daß wir hätten Pfingstkuchen backen können. Nicht ein Krümchen.

Bis Pfingsten und auch noch eine Strecke über Pfingsten hinaus war immer eine besonders „Klamme“ Zeit. „Ist die Kirsche rot, ist die größte Not,“ sagten unsere Eltern, und sie waren herzensfroh, konnten sie in dieser Zeit nur das nötige Brotkorn bezahlen. Für „weißes“ Mehl hatte es nun zu jener Pfingstzeit gar nicht mehr langen wollen. Mutter hätte ja bei ihrem Bruder gewiß einen Scheffel Weizen oder einen Kumpf Weizenmehl geborgt gekriegt; allein „weißes“ Mehl zu borgen, dagegen sträubte sich ihre Natur, eben weil es keine unbedingte Notwendigkeit war.

Um die Besperzeit, bei 4 Uhr, kam der Vater mit Hanfrieder vom Holzhau heim. Des Festes wegen hatten sie heute ausnahmsweise so früh Feierabend gemacht.

Da schien es der Mutter auf einmal ganz himmelangst zu werden: der Vater und der Junge kamen von schwerer Arbeit heim, von stiller Freude und Erwartung erfüllt — und sie konnte ihnen nicht mit dem kleinsten Stück Kuchen aufwarten! Eine große Bitternis für das Mutterherz.

Jetzt aber ist etwas Wunderbares zu berichten. In ihrem Eifer, zu rüsten und zu reinigen, fiel unserer Mutter plötzlich der alte Siedekessel ein, der, wenn er nicht im Gebrauche war, auf der unteren Böhne stand. Es war ein altes Erbstück und wurde ganz besonders in Ehren gehalten. Sollte also auch ein festliches Gesicht bekommen, und Hanfrieder sprang die Leiter hinauf, um ihn herunterzuholen. Damit er mal wieder den Tag und die Linde sähe, bemerkte der Vater dazu.

Als Hanfrieder den Erbkessel aufheben will, bricht er in einen hellen Ruf aus, der mir heute noch in den Ohren klingt. Da sehen wir ihn auch schon wieder die Leiter herabsteigen und trauen unseren eigenen Augen nicht, denn statt des Erbsiedekessels trägt er einen prallen „Pucken“ auf der Schulter. „Hurra, den hab' ich unterm Kessel gefunden!“ jauchzt er und läßt den Sack dicht vor der ganz starr dastehenden Mutter zu Boden sinken.

Die sinkende Sonne wirft ein goldenes Strahlenbündel durch das Rauchloch der Backofenwand,

und es leuchtet wie lauter Gold aus dem Sacke. Wie wir genauer hinsehen, ist's echter goldkörniger Weizen, und es liegt ein Glanz darauf, als wäre es wirklich eitel Gold. Einen Scheffel mochte es gut messen, das goldige Häuflein.

Wir guckten den Weizen an, guckten uns an, schlugen die Hände zusammen und kamen uns ganz närrisch vor. Niemand wußte, wie der Weizen unter den Kessel gekommen war.

„Kinder,“ sagte die Mutter, indem sie sinnend den Kopf schüttelte, „ich glaube, der liebe Gott hat wahrhaftig einen Engel in die Lindenhütte geschickt.“

Und der Vater grübelte: „Lebte die Mühlengrabenvveesche noch, würde ich sagen, sie hätte den Weizen unter den Kessel gehert.“ Man konnte es seinem Gesichte ansehen, wie er das meinte.

Die gute Mühlengrabenvveesche war nun freilich schon vor zwei Monden ins Grab getragen worden; an sie konnte also in diesem Falle nicht gedacht werden.

Wie wir aber noch von ihr sprechen, stürzt unser Lorch herbei und ruft in feurigem Eifer: „Ich weiß es, ich weiß es! Die Mühlengrabenvveesche hat den Sack voll unter den Kessel gelegt, als sie das letztmal in unserem Hause war.“

Die Mutter zog Lorch vor sich, fragte es

immer wieder, und es beteuerte alles noch einmal und noch einmal und tat sich nicht wenig zugute auf das Geheimnis. „Die Weefche,“ fügte sie noch eifrig hinzu, „hat mir aber streng verboten, euch etwas zu sagen; wenn ich den Mund nicht hielte, kriegte ich keinen Apfel mehr. Hernach, als sie tot war, habe ich den Sack ganz vergessen.“

„Lieber Gott, vergelte es ihr tausendmal und rechne uns unsern Unverstand nicht an!“ betete die Mutter. Ihre Augen standen voll Tränen.

Der Vater schüttelte lange den Kopf, seufzte und sagte: „Daß man die arme, gute Weefche nicht wieder rufen kann! Kinder, denkt einmal daran, wenn euch je der Unverstand verleiten will, Steine ins Nachbarhaus zu werfen. Wie müssen wir unserm Herrgott danken, daß er uns den Schleier noch von den Augen genommen hat, eh' es ganz zu spät war. Wer möchte sonst der Himmelsgabe sich freuen! Dieser Weizen sollte auf einen Acker an die Straße gesät werden, damit in der aufgehenden Saat und an dem reifen Ahrenfelde — mich dünkt, es müßte ein herrliches Ahrenfeld werden — alle Leute ihre Torheit erkennen. Aber ob sie dann nicht doch den Teufel im Weizen sähen? Wie viele sind nicht im Dorfe, die den Teufel leibhaftig gesehen haben wollen; aber hörtet ihr je von einem, der den Herrgott trotz all seiner Leibhaftigkeit gesehen

hätte? — Darum ist es besser, wir mahlen den Weizen und unsere Mutter bäckt uns Pfingstkuchen daraus. Und kommt einer zu uns, der keine Pfingstfreude hat, den lassen wir mitessen.“

Aber ein weiter Weg lag noch zwischen dem Weizen und dem Pfingstkuchen: der Weg zur Mühle jenseits des Hawekenberges im Grunde. Über eine Stunde war es bis dahin. Der Vater kraute sich hinterm Ohr und sah die Mutter an, wie wenn er sagen wollte: Mit dem Pfingstkuchenbacken kann's nun doch nichts mehr werden.

Da machte unser „Großer“ zwei große Schritte und versicherte, ganz Feuer und Flamme: „Für mich ist die Mühle keine Stunde hin. Eh' die Glocke neun schlägt, bin ich mit dem Mehle zweimal zurück.“

„Ei, Junge, dann ist um Mitternacht der Kuchen gar!“ versprach die Mutter. Aber der Scheffel würde ihm auf die Länge zu schwer werden, meinte sie, und bei Nacht und Nebel so allein durch das große Holz zu gehen, das wolle ihr doch nicht recht in den Kopf.

Jetzt zupfte ich Hanfrieder am Wams und flüsterte ihm ins Ohr, mich mitgehen zu lassen. Er hielt sehr groß auf mich, und ich wollte ihm zeigen, wie gern ich bereit war, alle Müh und Gefahr mit ihm zu teilen.

Die Eltern wollten Einwendungen machen; doch

Hanfrieder sagte: „Ich nehme unsern Schiebkarren, dann geht's ganz leicht. Bergauf muß Friedesinchen ziehen, bergab setzt es sich auf. Husch — sind wir dort und wieder da!“

So ließen uns die Eltern gewähren.

Wir sind kaum zum Dorfe hinaus gewesen, als Bornrieckens Hannepate herüberkommt, mit zwei aufeinandergeklappten großen Kuchenstücken in der Schürze. Gleich nach ihr hat auch Frohnhöfers Dortchenpate über die Hecke geguckt und ebenfalls zwei prächtige Smandkuchenstücke aus der Schürze genommen. Nicht etwa, weil wir keinen Kuchen gebacken hatten — denn das wußten sie drüben ja noch gar nicht, sondern weil es so Sitte ist, daß sich die nächsten Verwandten und getreuen Nachbarn, wenn sie Kuchen backen, gegenseitig ein Stück bringen.

Nach der Sitte hätte also unsere Mutter ebenfalls Kuchen hinüberbringen müssen, wenn auch keine so großen Stücke, wie die Paten sie gebracht hatten. Die beiden gutherzigen Frauen würden sicher gescholten haben, hätten sie jetzt erst unsere Not erfahren, gescholten wie manchmal schon: „Aber Kathrin=Sophie, hättest du uns doch 'n Wort gegönnt!“

Unsere Mutter war deshalb hänflingsfroh, daß sie ihnen unsere Not nicht zu enthüllen brauchte, ihnen vielmehr mit frohem Gesichte sagen konnte:

Der Müller hätte uns im Stich gelassen, sie könne daher erst über Nacht backen.

Darin war sie nun einmal eigentümlich, unsere Mutter; aber unser Vater hatte ganz den gleichen Zug in seinem Charakter, der lag überhaupt so in den Lindenhüttenleuten, und darin mag es auch begründet sein, daß in der Lindenhütte nie ein Bettler groß geworden ist. —

In fröhlichem Trabe hatten wir den einstündigen Weg zurückgelegt, und noch ein gut Stück vor der Ulenflucht kamen wir in der Mühle an.

Der Müller trat gerade in die Haustür, und Hanfrieder fragte gleich, wie lange es wohl dauern möchte, bis der Weizen gemahlen wäre?

„Bis Mittwoch nach Pfingsten!“ ist des Müllers Antwort, und er macht dazu ein Gesicht wie ein vollgefüllter Mehlsack. Hanfrieder, der kreidebleich geworden ist, bittet und fleht, aber nicht zu erweichen ist der Müller. Schüttelt unser Bitten und Flehen wie Mehlstaub von seinem Brusttuche und wendet uns den Rücken.

Zerknirscht stehen wir da. Das Wasser braust, die Räder klappern so laut und lustig — und wir sollten nun doch keinen Pfingstkuchen backen können? Ich weine meine bittersten Tränen, und da bricht's auch aus Hanfrieders Augen hervor. Wir dachten nicht an uns, sondern an unsere Eltern, besonders an die Mutter, die ganz gewiß nicht

ahnte, daß die junge Freude schon wieder in den Brunnen gefallen war.

Und wir starrten vor uns hin und hörten fort und fort das Rauschen des Wassers, das Klappern der Räder, das Schrillen des Mahlglockchens. Da schallt's aus dem Losen und Lönen heraus:

„In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad:
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnt hat.“

Ein bestaubter Bursche trat auf uns zu: „Ei, so traurig, Leute?“

Hanfrieder klagt ihm unser Leid, und er hört mit gespitztem Munde zu. Dann sieht er sich um, ob nicht etwa der Müller hinter ihm stände. „Müßt euch schon darein geben, denn was der Meister sagt, davon heißt die Katze kein Haar.“

Nach den Worten, die er so laut gesprochen hatte, daß sie drinnen im Hause gehört werden konnten, zwinkerte er mit den Augen und winkte.

In der Nähe des Wehres brauste und brüllte es so stark, daß man kaum sein eigenes Wort verstehen konnte. Aber den freundlichen Mühlburschen verstanden wir trotzdem. „Wenn's so bei euch ist,“ fing er an, „dürft ihr natürlich ohne Mehl nicht nach Hause kommen.“ Er klopfte sich aufs Knie, daß der Mehlstaub hoch aufwirbelte und sann einen Augenblick nach. „Der

Meister hat die Kolik und geht darum früh in die Buze — und liegt er erst, so liegt er feste. Ich verspreche euch: So wie seine Seele in der Buze ist, ist euer Weizen im Trichter — so gewiß ich Ludwig Hagenfried heiße.“

Wir sollten nur vorangehen, damit uns der Müller nicht mehr sähe. „Spätestens um zehn Uhr sollt ihr mit dem Mehle abziehen können. Ich bringe euch das Mehl ins Holz,“ sagte er. „Muß sowieso ins Holz heute nacht — na, Junge, du weißt doch, wer 'n Schatz hat, hat in der Pfingstnacht auch in den Birken zu tun.“ Er machte einen lustigen Hopser und sang in das Brausen des Wassers hinein:

„Sie hat mir Treu versprochen,
Gab mir 'nen Ring dabei;
Sie hat die Treu gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei.“

Es fiel mir auf, daß der Bursch so lustig von dem Treubruch singen konnte. Er dachte gewiß gar nicht daran, was er sang.

In diesem Augenblicke trat ein schlankes Mädchen aus der Haustür, legte die Hand über die Augen und spähte umher. Als sie uns gewahrte, kam sie rasch einige Schritte näher und rief, daß es einen hellen Klang gab: „Ludwig, Ludwig — das Glöcklein schrillt — und der Vater schilt!“

Ram aber nicht näher, sondern lief mit Klängen dem Lachen ins Haus zurück.

Ludwig Hagenfried sah ihr strahlenden Auges nach, warf sich flink unsern Sack über die Schulter, winkte beruhigend und sprang fort.

Wir zogen erleichterten Herzens bergauf und glaubten es wohl zu wissen, was für einen Schatz Ludwig Hagenfried sein eigen nannte. „Der kann wohl lachen,“ meinte Hanfrieder, „aber einen lieberen Jungen gibt's wirklich nicht, und ich gönne ihm sein Glück von Herzen.“

„Ach, Hanfrieder, ich wollte, du hättest auch so 'n reichen, schönen Schatz, dem du einen Mai-
baum bringen könntest!“ seufzte ich.

„Ich muß mich erst noch ein paar Jahre an den Wind halten,“ meinte er. „Jetzt hängt mein Schatz noch am Löffelbrette.“

Wir setzten uns dicht an den Holzrand unter das herabhängende Gezweige einer alten knorrigen Hainbuche und sahen den Rehen zu, die nicht weit von uns auf einer Breite blühender Esparsette ästen. Da fing aber der Fuchs zu brauen* an, und in dem rings aufquellenden Nebel, in den die Nacht ihren Schleier webte, verschwand Tal und Tier. In den Eichen hinter uns schrie das Käuzchen, und vom Himmel her kam ein Ton,

* „Dei Boß bröuet“ sagt man bei aufsteigendem Nebel.

der sich anhörte wie ein Meckern. „Die Himmelsziege ist das,“ sagte Hanfrieder.

Ich drückte mich näher an den Bruder, guckte rechts und guckte links und sah überall funkelnde Augen.

„Das sind ja die Johannismwürmchen,“ beruhigte er mich, „die wollen uns leuchten, daß wir den Weg sehen können.“

Eine bange Frage nach der anderen preßte mir das Grauen aus; doch Hanfrieder wußte jedesmal eine so natürliche Erklärung zu geben, daß sich alles Grauen verlor. Ich glaube aber, daß er gar nicht alles so natürlich fand und sich's nur nicht merken ließ.

Es mochten knapp zwei Stunden hin sein, als wir richtig den Mühlburschen kommen hörten. Das Lied, das er vorhin gesungen hatte, piffte er jetzt.

Ich hatte ein Gefühl, als wäre ich aus Kerker und Banden erlöst. Wir liefen ihm entgegen und wußten nicht, wie wir ihm danken sollten.

Er wehrte lachend ab und sagte: „I, ist es denn nicht Pflicht und Schuldigkeit im Leben, daß man sich einander ein bißchen Kuchen backen hilft?“

Hanfrieder nickte dankbar, hob den Sack auf und spürte nun, daß das Mehl noch ebenso schwer war wie vorhin der Weizen. „Hast du nicht geköpft?“ fragte er

„Wahrhaftig, das habe ich ganz vergessen!“ erwiderte der Junge in seiner leichtherzigen Art und lachte; „aber,“ so suchte er Hanfrieder dann zu beruhigen, „der Meister wird seinem Schaden schon wieder nachkommen. Wenn bei ihm zwei Scheffel drei Köpfe geben, kann der dritte Scheffel wohl ganz gut einmal frei sein.“

Hanfrieder schwieg still; er war über diese Rechtfertigung betroffen. Mir dagegen verursachte der Mahlkopf keine Gewissensbisse. Ich dachte, glaube ich, genau so wie der Mühlenbursche; ich fand in meinem natürlichen Gefühl nichts Böses darin, daß der reiche Müller, der schon so viele Leute betrogen hatte, mal einen „Kopf“ nicht kriegte. Er müsse ja doch alles wieder hergeben, oder, so hatte ich den Vater einmal sagen hören, auf dem Wege zur Ewigkeit unter der Hundertzentnerlast der unrechten Mahlköpfe zusammenbrechen.

Ludwigs Gedanken waren indes schon bei ganz andern Dingen. Pfingstnacht war's ja, Pfingstnacht! Er zog eine Barte unter dem Kittel hervor, tat einen Hieb in die Luft und fragte, ob Hanfrieder auch einen Maibaum nötig hätte?

Hanfrieder lachte. Sein Schatz nähme lieber eine Tracht durrer Reiser als einen grünen Maien.

Nicht weit vom Ulenhorst, einer mit alten knarrenden Eichen bestandenen Höhe, an der unser

Beg vorüberführte, hatte unser Müllergesell sich bereits vor Wochen einen stattlichen Maibaum ausersehen, den er uns durchaus zeigen wollte. Denn einen solchen hätten wir noch nicht gesehen, und einen gleich schönen gäb's in dem ganzen großen Hilgenthaler Holze nicht mehr. Und kämen hundert Burschen daher und koste es sein Leben, dieser Maibaum müsse morgen früh vor dem Kammerfenster seiner Herzliebsten stehen, und ihre Augen sollten wie zwei Finken darin herumhüpfen.

Kleine Mäuse haben auch Ohren, — und ich dachte, solch einen Maibaum möchte ich dereinst ebenfalls mal haben.

So gewaltig es uns nach Hause zog, mußten wir doch die Karre auf dem Wege stehen lassen und ihm nach dem Ulenhorste hinauf folgen. Dort standen die Bäume wie lauernde Riesen in schwarzen Röcken, und da wieder standen sie wie horchende Jungfrauen mit hellen Kleidern. Tief zog der Schauer der Waldnacht durch meine Seele, und ich hielt mich an Hanfrieder Krampfhaft fest, um nicht von einer hinter den schwarzen Bäumen herlangenden Hand ergriffen und weggezogen zu werden.

Da war es auf einmal, als hätte der Herrgott die Himmelsklappe aufgemacht, und wir sahen den Mann, der in den Mond gesetzt ist, weil er

am heiligen Sonntag eine Tracht Holz geholt hatte. Verschwunden waren die unheimlichen schwarzen Riesen, mächtige Eichen standen an ihrer Stelle. Aber die Jungfrauen mit den hellen Kleidern waren noch da und glänzten weithin durch den Wald. Durch die feinen weißen Bäume ging ein Flüstern und Regen, als wären wahrhaftig lebendige Seelen in ihnen, als wären sie wirklich verzauberte Jungfrauen.

Vom Havelkenholze her, rückwärts, wo der große Hilgenthaler Wald an das kleine Volkerswalder Gehölz stößt, kam plötzlich ein langer heller Tuschzer. Ein lustiges Echo erscholl, und dann fing es beinahe an allen Ecken und Enden hüben und drüben zu jauchzen an. Sogar die Eulen jauchzten mit, die da oben in dem von ihnen getauften Horste ein und aus flogen.

Da konnte sich auch unser Müllergesell nicht mehr halten, auf einen Eichenstufen sprang er, schwang die Art und schrie „Tuch!“ und „Tuhu!“ und wieder „Tuhu!“ und verlangte gar, daß wir mitjauchzten, was aber zu viel verlangt war.

Ja, damals konnte in den Wäldern die Liebesfreude so laut jauchzen, weil man die Maibäume noch nicht zu stehlen brauchte. Heute wird man in der Pfingstnacht in den Wäldern gewiß niemand jauchzen hören. Heute jauchzen nur noch die Eulen. —

Als wir den Maibaum gesehen hatten, den Ludwig Hagenfried vor seiner Liebsten Kammerfenster pflanzen wollte — es war wirklich der schönste unter allen, die da standen — fuhren wir mit unserm Kuchenmehl in hellem Trabe weiter.

Auf der breiten Trift am Hawekenberge, über der sich der Mann im Monde so recht behaglich ausdehnen konnte, glaubte ich in meinem Graus und Schrecken auf einmal den „alten Herrn“ zu sehen, der vor 100 Jahren in die Herrngrund gebannt war; aber wie die Leute erzählten, ging der immer ohne Kopf und mit einem Gewehr an der Seite. Und der Mann, der da unter den Eichen diesseits der Trift herkam, hatte einen Kopf und kein Gewehr. Und — — ach nein aber auch! Es war ja unser lieber, guter Vater, den die Sorge getrieben hatte, uns entgegen zu kommen.

Gerade in der Geisterstunde hielten wir vor der Lindenhütte. Unsere Mutter, die in Sorgen gewartet hatte, schob das Fenster auf und rief mit beklommener Stimme: „Kinder, seid ihr da?“

Ich drückte mir die Maibüsch, die Hanfrieder zu guter Letzt noch auf das Kuchenmehl gebunden hatte, in die Arme, Vater nahm die knisterdürren Buchenstangen, die er an der Trift aufgelesen hatte, von der Karre; Hanfrieder aber machte sich an den Sack und tat, als könne er ihn nicht heben, als wäre es Kuchenmehl von gut einem

Malter Weizen. Da lachten wir und jauchzten auf und faßten mit an. Nun wußte die Mutter, daß alles gut war und schob geschwind das Fenster zu.

Das gab denn nun eine gar fröhliche Pfingstnacht, an der sich alle Sterne mit freuten. Der Rauch quoll vom Backofen in breitem Strome über die Diele zur Obertür hinaus, daß die Hühner auf der Stange unruhig wurden, der Hahn etwas Unverständliches in seinen roten Hängebart kollerte und sich anders setzte, wahrscheinlich um noch besser sehen und nachdenken zu können, was dies ungewöhnliche nächtliche Leben und Treiben in der Lindenhütte zu bedeuten hätte. Wie der Soldat in der Schlacht an der Kanone, so stand der Vater vor dem Backofen. Hanfrieder trug noch immer mehr Holz herbei, die Mutter knetete, und Friedesinchen goß die Milch in den schneeigen Teig und rührte mit dem Holzlöffel in dem großen, blumigen Smandbecken.

Na, und als der Lindenhüttenhahn, der inzwischen wieder eingenickt war, dem Frühmorgen zujauchzte, trug unsere Mutter bereits den ersten Pfingstkuchen auf den ausgestreckten Armen in die Stube. Es war ein Herdkuchen, nach alter Art auf dem bloßen Backofenherd gebacken, und er war braun und knusperig und roch wie das Knusperhäuschen, so recht was für Lindenhüttenkinder. Als der Hahn zum andern Male

Frähte, stapfte unser Vater mit dem zweiten Kuchen herein. Das war ein Plattenkuchen, nach der neuen Art auf einer Eisenplatte gebacken; er hatte darum ein viel vornehmeres Aussehen und war wie für Prinzessinnen gebacken. Und als der Hahn zum dritten Male Platschte und Frähte, hüpfte auch unser Hanfrieder mit einem herein. Das war wieder ein Herdkuchen, weil wir nur eine Platte hatten. Und dieser Kuchen war hoch und dick, so recht was fürs Mundausrecken, darum auch von viel größerer Dauerhaftigkeit als die vornehmen Kuchen, die heutigen Tages gebacken werden.

Als der Hahn noch weiter Frähte, rief der Vater sich lachend die Hände und sagte: „Hör' auf, Hahnemann, und lüg' den Leuten nichts vor! Mehr als drei Kuchen sind's nicht geworden!“

„Aber auch drei Staatskuchen!“ versicherte die Mutter freudestrahlenden Gesichts. „So wundervoll ist mir das Kuchenbacken noch nie geraten. So schön hoch, so schön leicht und locker! Gerade als wär' er im Himmelsbackofen gebacken, den der liebe Herrgott für die armen Leute eingerichtet hat.“



18.

Kommt man aus der
Not, so kommt der
bittere Tod.

Eines schönen Tages
stand unser väterlicher
Freund, der Herr Pa-
stor, wieder mal unterm Lindenbaume und rief
in seiner herzlichen und scherzhaften Weise: „Ei,
Friedesinchen, wie bist du aber groß geworden!
Aufgeschossen wie eine Lilie aus dürrer Erdröich,
Könnte man fast sagen.“

Als unsere Mutter ihn sah, meinte sie, er
spräche so, weil mir Rock und Hemd schon ganz
und gar zu klein geworden wären. Da es mit
meinen jüngeren Geschwistern nicht besser stand,
hielt sie dem ehrwürdigen Besuche das alte Volks-
lied entgegen:

„Auf Erden ist kein schwerer Leiden,
Wann einer sich von neuem muß kleiden:
Ein' neuen Rock, ein Wammes dazu
Und wohl auch gar noch ein Paar Schuh.“

Der Ehrwürdige lachte und erwiderte: „Seht die Lilien auf dem Felde an: sie säen nicht, sie ernten nicht, und unser himmlischer Vater ernähret sie doch...“

Unsere Eltern hatten aber jetzt schon eine gute „Bate“: Hanfrieder führte die Art und die Sense bereits so gut wie unser Vater, und wurde es dem Vater manchmal zu sauer, sagte der gute Junge: „Ruht Euch nur aus, Vater, ich werde es schon alleine zwingen.“

Margretchen, die im Schlosse diente, hatte einen Gulden Zulage bekommen und brachte der Mutter alle Sonnabend ein halbes Brot, das sie übrig hatte. Hanneliese aber kam allmählich in den Ruf, daß sie eine gar fleißige und tüchtige Näherin wäre, viel geschickter als Küsters „Kleine“ und Thies' Fekerstine, die bisher die Hilgenthaler Hemden gemacht hatten. Kein Wunder, daß Hanneliese bald die größte Kundschaft im Dorfe hatte, und die einen sie noch eher haben wollten als die andern, denn auf gute Hemden gaben die Hilgenthaler Frauen dazumal noch viel mehr, als auf die Hüte. Unsere Hanneliese fühlte sich angesichts ihrer großen Kundschaft freilich mehr geängstigt als beglückt. Sie dachte, Küsters Kleine und Thies' Fekerstine wollten auch leben, hatten die Kundschaft eher gehabt und mußten sich darum durch sie verdrängt fühlen. Die Schwester lehnte

manchen Auftrag wahrhaftig nur deshalb ab, damit ihn die andern bekämen. Sie war zu gut für diese Welt, unsere Hanneliese.

Wie wohl gelitten sie waren im Dorfe, die beiden Schwestern, und wie schön von Gestalt und Angesicht, das zeigte sich so recht, gingen sie zum Pfingstbier oder zur Kirmes auf den Lîe. Jeder große Bauernjunge wollte zuerst mit ihnen tanzen. O, ich sehe noch, wie die Schwestern strahlten und lachten, daß sie nicht einen Tanz zu stehen brauchten, daß die reichsten Burschen wie die ärmsten geradezu mit einander stritten, um sie um sie als erste aus der Mädchenreihe zu holen. Es gab aber auch zu Hilgenthal auf dem Lîe nicht leicht zwei so schöne, züchtige und bescheidene Mädchen wie unser Margretchen und unsere Hanneliese.

Ach, ich seh' sie noch immer vor mir — die sanfte Hanneliese und das frohgemute Margretchen. Wie sie miteinander wetteiferten, unsere Eltern froh zu machen, alle Sorgen von der Lindenhüttentür fortzuschleichen. Seh' noch, wie der Eltern Augen leuchteten, wenn die Schwestern nach Hause kamen. Es war, als lebte unser Vater und unsere Mutter ordentlich auf und würden noch einmal jung mit ihren Töchtern, die im Dorfe so beliebt waren.

„Paßt auf,“ scherzte der Vater an einem Sonn-

tagmorgen, „Jetzt kommen wir wahrhaftig auf einen grünen Zweig.“

„Ei, wir sind ja schon drauf, Vater!“ jubelte Hanfrieder, legte den linken Arm um Margretchen, den rechten um Hanneliese und schwenkte sie lustig um sich herum, daß sie laut auflachen mußten. Ach Gott — es ist das letzte Auflachen ihres Lebens gewesen.

Es fällt mir ein alter Gesang ein:

Ach wie flüchtig, ach wie nichtig
Ist der Menschen Freude!
Wie sich wechseln Stund' und Zeiten,
Licht und Dunkel, Fried' und Streiten,
So sind unsre Fröhlichkeiten.

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
Ist der Menschen Schöne!
Wie ein Blümlein bald vergehet,
Wenn ein rauhes Lüftlein wehet,
So ist unsre Schöne, sehet!

Ach wie flüchtig, ach wie nichtig
Ist der Menschen Glücke!
Wie sich eine Kugel drehet,
Die bald da, bald dorten stehet,
So ist unser Glücke, sehet!

Mitten im Winter war's, da brachten sie unser Margretchen vom Schlosse herab in die Linden-

hütte. Sie war plötzlich bedenklich erkrankt, — und ein krankes Mädchen hatte man oben im Schlosse ja nicht gedingt.

Trotz der sorgsamsten Pflege, die unsere Eltern der kranken Schwester angedeihen ließen, ward sie doch immer kränker. Tag und Nacht mußte jemand an ihrem Bette stehen, das der Vater rasch in der Stube aufgeschlagen hatte.

Nachts versah der gute Hanfrieder zumeist den Wartedienst; er würde des gar nicht müde, pflegte er zu antworten, wenn einer kam, ihn abzulösen. Die Eltern mußten die Ablösung fast mit Gewalt erzwingen. Schließlich aber war es aus mit der anscheinend unerschütterlichen Stärke und Standhaftigkeit Hanfrieders. Margarethens schwere Krankheit hatte sich unvermerkt auch bei ihm eingemischt. Mit Aufwendung all seiner Kraft hatte er gegen den hart anpackenden Bürger angekämpft; er wollte und wollte sich nicht gewonnen geben. Da, als er die Art ergreifen will, um mit dem Vater etliche Stunden nach dem Holzhau zu gehen, sinkt er ohnmächtig um.

Nun hat natürlich auch der Vater seine Art in die Ecke stellen müssen. Er holte das Bett von der Bodenkammer und schlug es an die Stelle des Tisches, der nun seinen Platz ganz vorn in der Stube vor dem Schranke erhielt.

Zu der Stunde hat es der Vater noch nicht

geahnt, wie lang die Zeit werden sollte, eh' er wieder ins Holz gehen würde.

Der Arzt, aus Lannfeld herbeigeholt, zog eine sehr bedenkliche Miene und sprach von Typhus.

Es dauerte nicht lange, da mußte auch Hanneliese die Flügel sinken lassen. Die Eltern bereiteten ihr eine Stelle neben Margretchen. Etliche Stunden später kam die Krankheit bei Stinneliese und den drei Jüngsten zum Ausbruch. Nun blieb nichts anderes übrig, als daß Stinneliese, Lorchchen und Christine sich in die Buze legten, während der Kleine mit unter Hanfrieders Decke mußte. Anders ging es nicht zu machen; denn in der Kammer herrschte eine eisige Kälte, und über die Böhne pfiff der Wind, stäubte der Schnee.

Die Eltern fühlten sich wie auf ein sturmgepeitschtes Meer versetzt, verloren aber den Kopf nicht, sondern führten das Ruder wie sturmerprobte Steuermänner.

Der Leidenskelch sollte bis zum Rande voll werden. Nach etlichen Tagen sank auch die Mutter zusammen. Wie sehr sie mit sich rang, — sie kam nicht wieder auf, mußte sich drein ergeben. Nun war es, als hätte das tosende Meer unser Schifflein verschlungen, als ragte nur noch der Mastbaum aus der Flut.

Frohnhöfers Friedesfinchenpate brachte ein Bund Stroh und breitet es neben dem Ofen aus —

für Stineliere, das seinen Platz in der Buze der Mutter überlassen mußte. Ein richtiges Lazarett war das Lindenhüttenstübchen geworden.

Obwohl die Leute unserer Freundschaft ab- und zugingen, lag doch eine ungeheure Last auf den Schultern des Vaters. Er kam Tag und Nacht nicht von den Beinen, trug aber die schwere Last mit unverwüßlicher Ausdauer und ergebungsvollem Herzen. Wie habe ich den Vater so herrlich stark, so innerlich gerüstet gesehen in jener Zeit schwerster Not!

„Wenn nur ich und das Friedesfinchen hochbleiben,“ sagte er manchmal. Und der liebe Gott erfüllte diesen Wunsch. Das schwächliche, weißhaarige Friedesfinchen blieb munter und gesund wie ein Fisch im Wasser.

Ich mußte nun das ganze Hauswesen besorgen: mußte füttern und melken, wischen und waschen, heizen und kochen, als wäre ich die Mutter selbst. Und ich einfältiges Ding wußte mir ordentlich was auf meine Wichtigkeit.

Immer schon hatte ich danach getrachtet, einmal in schönen Schuhen mit „Kofarden“ gehen zu können, wie's die älteren Schwestern seit dem Tage der Konfirmation konnten.

Nun ich so plötzlich unumschränkte Hausfrau in der Lindenhütte geworden war, kam mit dem Bewußtsein meiner Bedeutung auch die Ver-

suchung wieder, auf stolzen Füßen zu gehen. Hanneliesens Sonntagschuhe, — die sauber gepußt auf dem Wandbrette der Bühne standen, lagen mir im Sinn. Es waren die schönsten im Hause. Aber Hanneliese hielt auch was darauf und zog sie nur zur Kirche an.

Hefstig schlug mir das Herz, als ich die Schuhe vom Brette herabnahm und anprobierte. Sie waren mir natürlich zu groß; aber ich stopfte so viel Moos hinein, bis sie so knapp saßen wie Hoffräuleinschuhe.

Wie ein Dieb in der Nacht schlich ich die Leiter herab, in die Küche hinein. Als ich nun zwischen den Töpfen und Eimern herumwirtschaftete und die Augen vor mir niederblinzeln ließ, nach den Schuhen nämlich, drängte sich mir die Überzeugung auf, daß mein verschossener Rock, die geflickte Schürze und das fadenscheinige Brusttuch zu den glanzvollen Sonntagschuhen gar nicht paßten. Also abermals auf die Bühne gehuscht und mich über die Eichenlade hergemacht, in der unser Sonntagszeug aufbewahrt wurde. Ich zog Margretchens weißen Flausrock an, hing Hanneliesens blaugeblühtes Tuch um und band der Mutter „Sonntagsnachmittagschürze“ vor, die ich natürlich erst fünfmal um die Quere wickeln mußte. Schließlich stach mir auch der Mutter schöne „Bandmütze“ in die Augen, daß ich der

Lust nicht widerstehen konnte, mich mit ihr zu Frönen.

Mit diesem Sonntagsstaate angetan, ging's nun in die Küche und — in den Stall. Ich bildete mir ein, eine richtige Gräfin zu sein und verstellte mich in Sprache und Gebärden.

Da indes eine Gräfin gar nichts zu tun hat, wenigstens nicht in der Küche und im Stall, so stieg ich in meiner Selbstschätzung bald wieder zu einer arbeitsamen Bäuerin herab und ging als solche dann mit dem Milchnapf in den Stall. So behaglich fühlte ich mich in diesem Jugenddünkel, daß ich allen Ernstes wünschte, Mutter und Geschwister möchten nur noch ein Weilchen krank bleiben; es wäre ja so hübsch warm in den Betten.

Ach, allzubald sollte mir die Vermessenheit dieses Wunsches zum Bewußtsein kommen! So nahe beieinander liegen in der Kindheit Torheit und Erkenntnis, Lust und Leid, Blüte und Frost.

Als ich mit der Milch aus dem Stalle kam, rief der Vater mit gebrochener Stimme zur Thür heraus: „Friedesinchen — Friedesinchen! Willst du Margretchen noch mal sehen, so komm schnell herein!“

Vor Schreck ließ ich den Milchnapf zu Boden fallen und stürzte in meinem komischen Anzuge in die Stube. Es ist nicht zu sagen, was ich empfand, als ich nun unser liebes Margretchen

in den letzten Zügen liegen und die Mutter in der Buße die Hände ringen sah. Schon meinten wir, es wäre vorüber, als die Schwester plötzlich die Augen mir zuwandte und „Frie—de—sin—chen!“ flüsterte. Ich trat näher; indem zog der Vater mir die Bandmütze vom Kopfe. Glühend rot stand ich am Sterbebette. „Frie—de—sinchen“ — flüsterte Margretchen in kurzen Stößen, „verdirb — den Rock nicht — — Sollst — ihn haben — — Aber — zieh ihn — nur — am — Sonntag — an — — Werde — bra—v — — Engel — — —.“

Jetzt noch drei lange, tiefe Atemzüge — da ward's still. Margretchen, das liebe Margretchen war hinübergegangen — unter die Engel.

Wie der Vater sich über Hanneliese, die vorn lag, hinüberbeugte und Margretchen die Augen zudrückte, habe ich ihn zum erstenmal in meinem Leben weinen sehen. Es war, als krampfte sich sein ganzer Körper zusammen.

„Ach, Vater, Vater — gib uns Medizin!“ wimmerten jetzt die drei Jüngsten in Todesängsten. Ich konnte den Anblick und das Wimmern nicht ertragen, stürzte unter lautem Geschrei hinaus und rief die Nachbarn herbei. Sie kamen, sahen mich höchst verwundert an und wußten anscheinend nicht, ob sie lachen oder weinen sollten. Frohnhöfers Friedesinchenpate faßte mich schließlich bei

den Armen und stieg mit mir die Bodenleiter hinauf. Da erst fiel mir mein Anzug wieder ein, und jetzt empfand ich fürwahr mehr Scham als Gram, daß ich in diesem lächerlichen Zustande vor dem sterbenden Margretchen gestanden hatte.

In der Nacht schlief ich bei Frohnhöfers. Die Pate blieb in der Lindenhütte dem Vater zur Seite.

Um Mitternacht hörte ich ihren Ruf: „Friedesfinchen, Friedesfinchen! Willst du eure Hanneliese nochmal sehen, so stehe auf!“

Mit einem Schrei sprang ich aus dem Bette.

Die Pate mußte mich halten und mich anziehen, wie wenn ich ein zweijähriges Kind wäre, denn ich taumelte und faßte alles verkehrt an.

Als wir in die Lindenhüttenstube kamen, hatte der Vater unserer Hanneliese bereits die Augen zugeedrückt. Laut aufgeschrien habe ich und bin am Bette der Mutter niedergestürzt, die in der Buße lag und alles ansehen mußte, ohne helfen zu können.

Dann mußte ich hin und die Totenfrau wecken. Ewig steht mir die schauerliche Nacht vor Augen. Von einem unsagbar schrecklichen Grauen getrieben, denn eine schwarze Gestalt lief immer neben mir, rannte ich über den gefrorenen Schnee dem Hause des Gemeindepfänders, ehemaligen Fäßbindermeisters zu, dessen Frau ja das Totenfrauenamt bekleidete.

Aus Furcht vor dem Pfänder klopfte ich nur ganz leise, leise an, mußte darum lange warten, bis mein Klopfen gehört wurde. Der Hahn auf dem Dache knirschte und kreischte, und ein Leichhuhn oben im Eulenloche des Hauses rief klagend: „Butte mie? Butte mie?“

Ich zitterte und bebte, und die Zähne klapperten mir im Munde.

Endlich kam die Totenfrau heraus, richtete eine grämliche Frage an mich und watschelte gähnend vor mir hin. „Es hat schon alle Tage so nach der Schütte gerochen,“ sagte sie in ihrer unheimlichen Weise.

Schluchzend trippelte ich hinter ihr her. Da fuhr sie mich an: „Laß das Schnucken, Dirn! Du stirbst auch — warte nur. Das ewige Heulen — davon kommen die Tränen. Paß bloß auf, daß keine Tränen auf das Totenlaken fallen! Du weißt, das fällt mir zu; sind aber Tränen darauf gefallen, kommt alle Nacht der Tote zu mir her, stöhnt, ächzt und schreit: Ich will ein trocken Laken! Ich will ein trocken Laken! Hu — glaubste, daß mir so was einerlei wäre — alle Nacht die Toten im Hause zu haben, die einen gar nichts angehen?“ —

Ich schauderte und bezwang mein zum Aufschreien drängendes Herz.

In der ersten Frühe des nächsten Morgens

kam der Pastor in die Lindenhütte. Unser Vater empfing ihn mit den dumpfen Worten: „Herr Pastor, — kommt man aus der Not, so kommt der bittere Tod!“ —

Da sind dem guten alten Herrn die hellen Tränen über die Backen gestürzt, er hat unseres Vaters Hände genommen, sie zusammengepreßt, aber lange kein Wort hervorbringen können. Doch ob er gleich nichts sagte, ist uns seine Gegenwart dennoch ein Trost gewesen, zumal da er nun um so eifriger durch die That sprach. Ebenso helläugig wie gutherzig, hatte der Gottesmann sofort wahrgenommen, daß es uns in so schwerer Todesnot völlig an Lebensmitteln gebrach, und von dem Besten, das Küche und Keller des Pfarrhauses enthielt, bekamen wir fortan alltäg- lich unser Theil.

Als das die großen Leute im Dorfe sahen, fühlten auch sie sich unwillkürlich zur Mildthätig- keit getrieben, und wir empfangen Lebensmittel in Fülle. Unsere Eltern nahmen das Dargebrachte an wie in dumpfer Betäubung.

Seitdem ich die Leichen der Geschwister neben- einander auf dem Stroh in der Kammer hatte liegen sehen, fühlte ich ein unsägliches Grauen auf meiner Seele. Der Schauer des Todes mischte sich mit dem Grauel des Aberglaubens. Mußte ich allein in die Küche oder auf den Boden, so

zögerte ich erst, dann stürzte ich mehr als ich ging und zerbrach an einem Tage so viel, wie der Vater kaum in zweien verdienen konnte. Am schrecklichsten war mir die Nacht auf der Bühne. Hörte ich nur einen Grashalm oder einen Strohspeer vom Boden risseln oder die Kaze über den Balken pfötchen, so schurrte ich zusammen, und von meinem Backbocklager kam ich am Morgen wie aus dem Wasser gezogen.

Da rief die Mutter mich an ihr Schmerzlager, strich mir mit der fieberheißen Hand mühsam die Haare aus der Stirn, schüttelte kaum merklich mit einem leisen Zuge schmerzlichen Lächelns den Kopf und sagte: „Kind, Kind, worauf graust du denn? Graust du vor den seligen Geistern, die durch unser Häuschen schweben und besser sind als wir alle?“ Sie mußte mit Schmerzen Athem holen, und ich dachte den seligen Geistern nach, die durch die Lindenhütte schwebten. Der Schauer minderte sich, es kam etwas Wunderbares über mich, das ich nicht beschreiben kann.

„Und wenn ich sterbe, Kind“ — fing die Mutter in mühsamem Flüsterton wieder an, „daß du dann nur nicht graust vor mir. Ich tu’ dir nichts; ich bin auch im Tode noch deine Mutter, nur daß ich dann im Himmel für euch Sorge statt auf Erden.“

Ich sah die Mutter an und verstand wohl

faum, was sie sagte. Die Mutter sterben? Das konnte ich mir nicht vorstellen, das war zu ungeheuerlich für mein Begreifen.

Hier möchte ich stehenbleiben mit meiner Erzählung und alle meine Sinne verschließen, denn einen Schritt weiter, schwebe ich über einem schauerlich finstern Abgrunde. — O, Mutter!

Die beiden offenen Särge waren am Begräbnistage, halb gefüllt mit weißen Hobelspänen, an unserer Mutter vorübergetragen in die Kammer, und sie wurden nach kurzer Rast wieder zurückgetragen, vor dem Lager der Mutter her, auf die Diele. Und die Mutter hörte, wie sie die Nägel einschlugen, aber niemand merkte, daß jeder Nagel sie ins Herz traf.

Auf Anweisung der Paten nahmen wir die Lichter von den Särgen und leuchteten damit in alle Ecken der Lindenhütte. Das sollte, wie sie sagten, das Grauen vor den Toten nehmen.

Der gute alte Pastor war, als die Glocken zu läuten begannen, noch einmal an das Lager der Mutter getreten und hatte sie still und gott ergeben gefunden. Nur unser Vater war zuletzt scheu um die Buße herumgegangen. Er ging und stand und grub alles in sich hinein, und man sah nur ein wenig an seinem Halse und an seinen Lippen, wie es ihn würgte.

Als nach dem Begräbnis unser tiefgebeugter

Vater mit uns Kleinen vom Friedhofe in die Lindenhütte zurückkehrte und trostsuchend an das Schmerzenslager unserer Mutter treten wollte, brach er auf einmal mit gellendem Aufschrei zusammen: Die Mutter hatte ihn mit starren, gebrochenen Augen angesehen. — — —

— War denn kein Gott im Himmel?

Ich schrie auf, umschlang die herabhängende Hand der Mutter und fühlte, sie war starr und kalt. Aber erst als Hanfrieder und Stinelièse sich jammernd erhoben und herzuwankten, ward ich gewahr, daß wir keine Mutter mehr hatten. Da war mir's, als krachten die Balken zusammen, ich sah und hörte nichts mehr.

Die Mutter ist die Sonne der Kindheit. Geht sie unter, dann kommt die Nacht, deren Sterne uns nicht mehr wärmen können.





19.

Es kommt alles wieder
herum.

Mit sechs Kindern war
unser Vater zurückgeblie-
ben. Stineliесе, eben Konfirmiert, mußte nun das
Hauswesen besorgen. Stineliесе! Unser Vater klagte
nicht, aber ich sah ihn am Sonntage und manchen
Abend auf der Bank sitzen, den Kopf auf den
Tisch gestützt, die Augen vor sich auf den Boden
gerichtet. Er pflegte überhaupt nicht viele Worte
zu machen, unser Vater. Eine durch und durch
grüblerische Natur, behielt er alles Schwere für
sich, so daß unsere Mutter ihm manchmal einen

Borwurf daraus hatte machen müssen; aber so still wie nun, meinte ich, wäre er doch nie gewesen. Wir Kinder standen in dieser Zeit oft scheu beiseite.

Wer schärfer sah, als Kinderaugen sehen konnten, der merkte, daß der Vater in kurzer Zeit um Jahre gealtert hatte. Eines Tages kam er noch lange vor Feierabend aus dem Holze, langsam, gesenkten Hauptes; es schien, als machte es ihm Mühe, über die Haustürschwelle zu kommen. Er stellte die Art in die Ecke, sah sie eine Weile stumm an, schüttelte den grau gewordenen Kopf und sagte: „Kinder, es will nicht mehr.“

Er hatte seine Kräfte übernommen; auch plagte ihn wieder die alte Gicht, die er sich, wie er sagte, in den Kriegsjahren beim Bivakieren auf der nassen kalten Erde zugezogen hatte. Für einen Mann von der Art unseres Vaters konnte es nichts Unerträglicheres geben, als seiner altgewohnten Tagesarbeit, seinen regelmäßigen Verdienste nicht nachgehen zu können. Gleich schweren, schwarzen Wolken legte sich die Sorge über ihn. Es kam hinzu, daß er nun erst recht erkannte, wie sehr der Haushalt seit der Mutter Tode zurückgegangen war. Die Kuh wollte keine Milch mehr geben, die Hühner mochten keine Eier mehr legen, die Gänse ließen die Flügel hängen, und das Schwein, das schon so gut imstande gewesen

war, lag eines Morgens tot im Stalle. Die Mutter, die Mutter, ach, sie fehlte dem Vater und fehlte uns Kindern, sie fehlte uns überall, in der Stube und im Stalle, auf dem Boden und im Keller, in der Lindenhütte und in der Welt.

Eine Mutter, wie sie in der Lindenhütte gewaltet hatte, ist wie ein Bergquell, der alles tränkt und erquickt, was zu ihm kommt, Menschen und Tiere, Gräser und Blumen, der immer gibt und sich doch nicht erschöpft.

Eine alte Schuld, die auf der Lindenhütte stand, drückte den Vater ganz besonders, denn zu Martini war der Zins an die Kirchenkasse zu entrichten. Gerät einer ins Finstere, sieht er alles schwarz. Der Vater seufzte denn auch schon über die Schande, zum ersten Male in seinem Leben den Zins nicht zahlen zu können.

Da war nun keine Spielzeit mehr für uns Kinder. Während Stinelliese an der Mutter Statt bei Bornriefens für die Ackerschuld arbeitete, mußten wir Kleinen, wenn wir aus der Schule kamen, ins Feld und Krauten oder auf unsern Ramp- und Hagenäckern arbeiten. Ich konnte über Mittag immer gerade noch eine Tracht einbringen, denn um das bare Einkommen mehren zu helfen, mußte ich nachmittags nach dem gräflichen Hofe ins Tagelohn. Das ergab allemal einen guten Groschen. Ach, du lieber Gott, ja!

Was unsereins am Abend verdient hatte, das hatte man am Mittage schon aufgeessen. Jedenfalls reichte es mit dem Verdienste Hanfrieders nicht einmal für das Brotkorn aus, weil die Kornpreise sich niemals nach den Tagelöhnen richteten.

Da kam nicht selten ein Tag, daß wir auch nicht einen Knust im Schranke hatten. Nichts aber war mir peinlicher, als wenn ich ohne Halbabendbrot ins Tagelohn mußte: nicht des Hungers wegen, sondern weil ich mich bitter schämte, wenn die andern ihre „Stücker“ aßen und merkten, daß ich nichts hatte. Armut und Not ist halb so schwer zu ertragen, braucht man sie seinen lieben Mitmenschen nicht auf die Zähne zu hängen.

Beim Kleebinden auf der Klosterbreite war's einmal — es ängstigt mich noch so oft im Traume — als ich nicht ein Krümchen in der Tasche hatte; ich war aber satt von der Angst vor der Besperstunde, und als sie endlich kam und die Leute nach ihren Besperstücken liefen und sich Freund auf den Nasenplatz setzten, hielt ich mich abseits und tat, als suche ich ein vierblättriges Kleeblatt. Dann ging ich zu den Feldrosenbüschen, an denen ich immer so eine heimliche Freude hatte. Und die blühenden Büsche lachten mich an und labten mich mit ihrem köstlichen Dufte, daß ich für eine Weile alle Not und Pein vergaß. Ich pflückte mir von ihrem Überfluß, setzte

mich zwischen den blauen Begeleuchten und den niedlichen gelben Ruhfüßchen und fing an und flocht einen Kranz, der drei Farben hatte: heckenrosig, himmelblau und bändergelb.

Vertrams Wieschen, das auch mit einlegen half, kam mir nach und aß ein großes schönes Butterbrot vor meinen Augen; es schien gar nicht zu merken, daß ich gar nichts zu essen hatte. Ich war herzlich froh darüber, habe mich nachher aber doch im stillen gefragt, ob es wirklich nichts merkte oder nicht merken wollte, um mich nicht in Verlegenheit zu bringen, oder ob 's nicht merken wollte, um nicht mit mir teilen zu müssen. Dreißig Jahre später, als die Freundin in bitterkalter Winternacht vor ihrem Manne, einem schrecklichen Saufteufel, zu mir flüchtete und ich sie wie eine Schwester aufnahm und erquickte, mußte ich unwillkürlich noch an jene Vesperstunde denken.

Ach, es kommt alles wieder herum! Wir sollten daran denken in der Jugend und sollten daran denken, wenn's uns gut geht. Es kommt alles wieder herum.

Dankbare Erinnerungen bewahre ich aus jener schlimmen Zeit noch an drei alte Frauen: die „Heinrichbetsche“, die „Dorbetsche“ und „Drägers Fegge“, und immer sind es die Oktoberstürme, die diese Erinnerungen, schienen sie einmal längere Zeit erloschen, wieder rütteln und aufwecken.

Es war schon über die Mitte des Oktobers hinaus, als ich noch mit einem großen Tagelöhnertrupp auf der Kartoffelbreite vor dem „Lüsebusche“ hockte. Rodemaschinen gab's damals noch nicht, die jüngeren Frauen, sowie die Burschen und Männer rodeten mit der dreizeinkigen Grepe, und die alten Frauen mit den Kindern lasen die Kartoffeln auf, indem sie auf den Knien hinter den Rodern herrutschten, mochte der Boden trocken oder naß sein. Peitschten aber die Stürme, die über den „Lüsebusch“ kamen, den Regen und Reif zwischen uns, so daß ich in meinem dürftigen Beiderwandsrocke schwarz und blau fror und keinen Finger mehr krumm machen konnte, haben mich die drei Alten allemal eng zwischen sich genommen, mich rechts und links gedrückt und gewärmt und mir alles vor der Hand weggelesen.

„Deine Mutter hat uns auch oft was Gutes getan,“ sagten sie und erzählten so viel und mit so viel Liebe und Anhänglichkeit von der Unvergeßlichen, daß mich ein ordentliches Glücksgefühl überkam und alles um vieles leichter fand.

So war es eigentlich die Mutter, die mich wärmte, mich tröstete. Sie hatte in den Herzen der Frauen ein Kapital zurückgelassen, von dem ich nun die Zinsen zog.

Ach, welch ein Segen ist doch eine gute Mutter! Wie nach Sonnenuntergang der Abendhimmel

noch lange in milder, schöner Glut steht, so steht das Andenken einer edlen Mutter noch lange vor den Augen der Lebenden, und der Segen ihres Lebens strahlt nach ihrem Tode noch viel länger fort in dem Leben ihrer Kinder.

Ja, daß wir's nicht vergessen: Es kommt alles wieder herum! Wie die Sonne und wie das Mühlrad.

Um jene Zeit war in Hilgenthal und der ganzen Gegend zwischen Göttingen und Münden noch ein merkwürdiger Glückspilz zu sehen. Nämlich ein märchenhaft reicher Mann, der immer in einer Kutsche fuhr, die von vier prachtvollen Schimmeln gezogen wurde. „Graf Züschen“ nannten ihn die Leute, und denkt euch, er war noch aus unserm Geblüt. Unsere Mutter und „Graf Züschen“ waren Schwesterkinder gewesen. Ihr seht mich an? Nun ja, der Mann, der mit einem Grafen von Hilgenthal als Reitknecht in die Welt gezogen war, hatte auf irgendeine Weise sein Glück gemacht. Die einen sagten, er hätte das große Los gewonnen, die andern, er hätte das viele Geld mit aus dem Kriege gebracht. Kurz und gut, aus Betens Züschen war ein „Graf Züschen“ geworden, und er spielte diese Rolle in so großartiger Weise, daß der Graf von Hilgenthal sich nicht wenig darüber geärgert haben soll. Manchmal, wenn ich auf der kalten, nassen Kartoffelbreite vor dem kleinen Hagen kniete, sah ich den „Grafen Züschen“

mit seinem Schimmelgespann die Göttinger Straße daher- und dahinsausen. Daß einen dabei auch allerhand hungrige Gedanken anfielen, ist nicht zu verwundern; mit wie wenigem hätte der unsern Vater aus all seiner Not befreien, uns aus unserer großen Armut erlösen können! Nur ein Schimmel von den vieren. —

Aber so gern er sich den Hilgenthalern zeigte, so wenig fragte er nach seinen Verwandten. Als er einmal vor dem Krüge hielt und ich mit der Kartoffelwanne vorüberkam, um nach dem Hofe ins Tagelohn zu gehen, und der Krüger ihm sagte, daß ich eins von den Lindenhüttenkindern wäre, sah er kalt über mich hin und zuckte nur einmal mit den Achseln. Ach ja, liebe Kinder, reich sein ist wohl schön, aber der Mammon ist ein Teufelseinsatz und gibt dem Teufel die Macht, die Herzen der Menschen so auszutrocknen, daß sie für das Auge Gottes nur noch leere Hülsen sind, für den Himmel nicht zu gebrauchen. Ach, und solch eine leere Hülse war auch Graf Züschen geworden. Noch viel, viel trauriger und trostloser war das, als wenn große, vornehme Leute ihr Inwendiges verlieren, die nie gelernt haben, einen armen Menschen zu erkennen.

Aber, Kinder, es kommt alles wieder herum, und das hat auch der unglückselige „Graf Züschen“ noch erkennen und erfahren müssen.



Palmsonntag.

Meine Kindheit hatte ihre Augen geschlossen. Der Tag, an dem sie ihren Abschied feiern sollte, den man als Kind in seiner Ahnungslosigkeit und Einfalt schon jahrelang wie dürstend herbeisehnt, als wäre er das Tor ins wundervolle, wonnenvolle Paradies, dieser Tag war nun endlich da und wurde alter Sitte gemäß mit drei langen Glockenschauern eingeläutet. Palmsonntag! Wie der Tag mit seinen verklingenden Passionsgesängen, seinem großen Ahnen und Hoffen, wie dieser Tag mit seinen unter Amselsang und jungem Grün sich stürmisch vorbereitenden Auferstehungsgedanken so wunderbar eigen mich berührt und rührt! Ich habe es in meiner Einfalt immer gar eigenartig schön und ergreifend gefunden, daß der

Palmsontag von unserer Heimatkirche seit jeher zur Konfirmation auserwählt ist.

Mein Konfirmationszeug lag seit Jahren fertig in der Eichenlade. Meine drei älteren Geschwister, Margretchen, Hanneliese und Stineliiese, hatten schon alles bei ihrer Einsegnung getragen. Gleichwohl sah das Kleid so gut aus, als wäre es zu meiner Konfirmation neu angefertigt worden.

Der Vater, dessen Befinden sich allmählich wieder gebessert hatte, öffnete die Lade, und ich nahm mit eigenem Gefühl die Erbstücke heraus: Ein schwarzes Kleid mit kurzen Ärmeln, wollene Armringe, ein mit Spitzen besetztes Halsgebinde, „Köllder“ genannt, ein kleines weißes Umhängetuch, eine weiße Schürze, ein halbseidenes Leibband und eine schwarze Bandmütze mit weißem Strich, der in Trauerfällen zur Stirn herniederhängen mußte. Dazu blaue Strümpfe mit bunten Zwickeln und ausgeschnittene Schuhe mit schwarzer Quaste auf dem Spann. Die Schuhe, „Hackentuffeln“ genannt, waren in meinen Augen ganz besonders bedeutsam, erhielt man doch mit dem Konfirmationstage gewissermaßen erst ein ausgesprochenes Anrecht darauf.

Ein schwarzes Sonntagskleid unserer Mutter hatte den Stoff zu dem Festkleide geliefert. Es wurde darum als ein geheiligtes Erbstück angesehen und sorgsam aufbewahrt, daß auch noch

meine jüngeren Schwestern, Lorch und Christine, darin eingesegnet werden konnten.

Die Glocken läuteten, es rauschten die grünen Bäume vor den Türen der Kirche; von Prieche zu Prieche schlangen sich die duftenden Blumen- und Blattgewinde, um den Altar standen Myrten und Palmen, und auf dem Altare brannten die großen Wachskerzen. Durch die hohen grünlichen Fenster fiel ein heller Sonnenstrahl über meine Hände, so daß ich unwillkürlich aufsehen und an den Himmel denken mußte, von dem doch die Strahlen kamen. Ob es ein Grüßen, ein Segnen aus der Seligkeit war? —

Nachdem die Gemeinde gesungen hatte, knieten wir am Altare nieder und sangen unter leiser Begleitung der Orgel:

„Mein Schöpfer, steh mir bei,
Sei meines Lebens Licht;
Dein Auge leite mich,
Bis mir mein Auge bricht.
Hier leg' ich Herz und Glieder
Vor dir zum Opfer nieder
Und widme meine Kräfte
Für dich und dein Geschäfte.
Du willst ja, daß ich deine sei,
Mein Schöpfer, steh mir bei.“

Es herrscht in Hilgenthal die gute alte Sitte, daß die Kinder das erste Abendmahl mit den Eltern gemeinsam nehmen. O lieber Gott — da

bin ich die einzige Konfirmandin gewesen, die keine Mutter gehabt hat, und es sind heiße Tränen in meinen ersten Abendmahlskelch geronnen. Auch den Vater, der so ganz allein hinter mir stand, hat's arg gepackt, und er hat nur mit Mühe festbleiben können. Es ist ihm immer so gewesen, als müsse er die Mutter zur Seite haben.

Hernach ist freilich auch die Freude zu ihrem Rechte gekommen: Ich freute mich mit meinen Kameraden, weil wir nun keine Kinder mehr wären und daß wir jetzt in Hackentuffeln gehen könnten, — ach, und ich dachte nicht daran, wie grundlos diese Freude war, ahnte nicht, wie dünnig und düster nun mein Lebenslauf werden sollte.

Was der liebe Gott mir aber auch vorbehalten haben mochte, immer und allezeit sollte die große Inschrift vor meinen Augen stehen, die unser Seelsorger mir in der Stunde meiner Konfirmation an den Markstein meines jungen Lebens gesetzt hatte:

**„Sei getreu bis in den Tod,
So will ich dir die Krone des Lebens
geben.“**

Zweiter Teil:

In der Fremde



21. Wie ich von dannen zog und die ersten fünf Jahre in der Fremde zubrachte.

Komme ich ans grüne Ufer der hilgen Beke, die so hurtig aus der finsternen Waldschlucht daherfließt, muß ich oftmals die Sichel niederlegen und mit dem Finger drohen, denn es geht mir etwas durch den Sinn. Hilge Beke, hilge Beke, was hastest du so? Ist's wo schöner, als in dem stillen, trauten Waldgrunde? Wo die Buchen und Eichen dich überschatten, Hirsch und Rehe zu dir kommen, wo aller Mund kommt und dich küßt?! Hilge Beke, hilge Beke! Nirgends findest du es schöner, heimischer, sag' ich. Freilich dein Vater Bergquell ist arm, muß dich oft etwas karg abspesen. Das gefällt dir nicht, du denkst weiter,

willst groß und reich werden, wie so viele draußen im Lande. In weiter Welt ist das ertrachtete Große zu finden, glaubst du und stürzest dich mutig hinein. Denkst du auch an die Gefahren? Hilge Befe, hilge Befe! Leicht kann die glühende Sonne dich ganz verzehren oder allerlei Menschenwerk deines Spiegels Klarheit trüben.

Wenige finden, was sie begehren, und noch wenigere behalten, was sie hatten. Hüte dich, hüte dich, kleine hilge Befe! Leicht auch können die, deren Größe du nachtrachtest, dich ganz und gar verschlucken, daß du nicht mehr weißt, wo du geblieben bist. Nun erwacht die schmerzensvolle Sehnsucht nach dem verlorenen heimatischen Waldgrunde, nach ungebundener, ungezwängter Selbstständigkeit, und kannst doch nicht mehr zurück. Darum, hilge Befe, ich rate dir, wenn du nicht mußt, — aber ich schwabe was, du mußt ja auch.

War ich nicht just so ein kleiner Bach? Was hatte ich doch für große Rosinen im Sack, als ich auszog! Wie dachte ich mir die weite Welt so schön, die Leute in der Ferne so gut und — die fremden Tische so voll! Ach Gott, und als ich ausgeflogen war, fand ich bald, daß es nirgends in der Welt so schön und gut sei wie daheim.

Am grünen Donnerstage nach meiner Konfirmation trat der Schuster Barnkote aus Siepoldsdorf ins Lindenhüttenstübchen, begrüßte den Vater

als alten Bekannten gar herzlich und sagte, er hätte gehört, in der Lindenhütte wäre wieder 'ne fixe Dirn aus der Schale — er verbesserte Schule — gehüpft. Wie es damit stände, ob sie noch zu Hause bleiben oder gleich in Dienst gehen solle?

„Danke der Nachfrage, Meister Barnkote — da ist sie!“ antwortete der Vater und deutete unter wehmütigem Lächeln auf mich.

Ich war nach unserer Gewohnheit beim Eintreten des fremden Mannes mit meinen jüngeren Geschwistern gleich hinter den Ofen getreten. Verlegen zupfte ich an meinem Schürzenbände, als ich hörte, der Mann wäre lediglich meinetwegen gekommen.

Meister Barnkote sah mich an, wie man etwa ein junges Ferkel betrachtet, das man zu kaufen gedenkt; es lag aber viel Gutmütigkeit in diesen prüfenden Blicken. „Ich bin auf der Suche nach einer jungen Magd für unsere Mutter,“ sagte er, „und glaube, Mädchen, du wärest ihr gerade recht!“ Fünf Taler bares Geld bot er, dazu ein Pfund Wolle, eine Stiege Leinwand, eine gedruckte Nesseljacke, sowie noch 'ne besondere Kleinigkeit zu Weihnachten und zum Fastlabendmarkte. „Frei Licht am Tage und freie Luft kriegt das Mädchen natürlich auch,“ setzte er noch mit drolligem Ernst hinzu.

Ich empfand eine Art stolzer Regung, denn

jetzt wußte ich, daß ich doch auch was galt auf der Welt. Fünf Taler bares Geld! So viel hatte ich in meinem ganzen Leben noch nicht beisammen gesehen. Und so viel also war ich wert.

„Da meine schwarze Hand, Lindenhanfrieder!“ drängte Meister Barnkote. „Bist du willens, so schlage ein!“

Seufzend schlug der Vater in die offene Hand und sagte: „Da ist Friedesinchen — nimm es hin, Meister Barnkote! Ich weiß — und das ist mir ein großer Trost — das Kind ist gut aufgehoben bei euch.“

„Das soll wahr sein!“ versicherte der Meister fest und herzlich, zog mich vom Ofen weg und drückte mir einen halben Gulden Mietgeld in die Hand.

Am dritten Ostertage wollte Vater selbst mich nach Siepolsdorf bringen. „Könnt ihr indes am dritten Tage nicht kommen,“ mahnte Barnkote, „so müßt ihr, soll Friedesinchen uns nicht gleich wieder weglaufen, warten bis zum Donnerstage.“

Das verstände sich doch von selbst, antwortete unser Vater, der ebenso gut wußte, wie Meister Barnkote, daß Dienstag und Donnerstag die einzigen „Wöhnedoge“ der Woche sind, an denen man in den Dienst gehen muß, wenn er Bestand haben soll.

Als Meister Barnkote weg war, tat ich einen

Freudensprung und schob leuchtenden Gesichts meinen halben Mietgulden in des Vaters Westentasche.

Raum konnte ich den Scheidetag erwarten, so groß war meine Lust, in die helle, weite Welt hinauszufiegen und Taler, Woll, Leinwand, Schürze samt der unbestimmten Kleinigkeit einzuschleusen. Mit den baren Talern gedachte ich so viel zu beschicken, daß der Vater sich in Zukunft sollte einen guten Tag machen können.

Argern mußte ich mich nur über Frohnhöfers Friedesinchenpate. Die richtete nämlich mehrmals den Zeigefinger vor mir in die Höhe und sagte: „Friedesinchen, Friedesinchen — ich will dich nicht mißtrösten; aber die Vögel, die so früh singen, holt gemeiniglich am Abend die Rahe. — Nimm dich in acht, daß du kein buntes Ferkel nach Hause bringst, die Leute hernach nicht von dir sagen müssen: „Dat hät seck 'n bunt Fickeln elanget!““*

Ich aber vertraute felsenfest auf meine Standhaftigkeit und begegnete der Warnung mit dem fecken Worte: „Habt nur keine Angst! Mich kriegt ihr in Hilgenthal in fünf Jahren nicht wieder zu sehen!“

Zum letzten Male schlief ich mit Lorch und Christine in einem Bette. Vor freudiger Aufregung hatte ich erst lange kein Auge zutun können und mochte kaum drei Stunden geschlafen

* Die hat sich ein buntes Ferkel geholt

haben, als ich mich bei meinem Namen rufen hörte. Hanfrieder stand am Bette; ich sah ihn jedoch nicht, fühlte nur den warmen Druck seiner Hand, denn es herrschte noch tiefe Dunkelheit.

„Ich geh' nun fort ins Feld,“ flüsterte er, „es ist noch früh. Sei guten Mutes, Schwester. In der Fremde kriegst du's wohl besser, als du es zu Hause gehabt hast.“ Er stockte. Es quoll mir heiß auf im Herzen; ich richtete mich empor, rieb mir die Augen. Da war er schon fort.

Ich hörte den Bruder, obgleich er sehr leise machte, die Leiter hinabsteigen und zur Haustür hinausgehen und empfand das erste leise Gefühl der Verlassenheit.

Schon wurde es auch auf der Backofenstange lebendig, der Hahn schlug mit den Flügeln und schrie: „Lindenleute, steht auf! Lindenleute, steht auf!“

Nach dem dritten Male hörte ich den Vater heraufkommen. Wie er die Kammertür aufthat, ward es hell, denn er trug einen brennenden Krüsel in der Hand. „Stineliесе, Stineliесе!“ rief er und kam zu mir. „Ach, sieh, Friedesinchen, du bist schon wach, und Stineliесе schläft noch. — Ist der Junge weggegangen und hat wieder nichts Warmes in den Leib gekriegt — Stineliесе, Stineliесе!“

Sie lag diesmal an meiner Stelle auf dem Backbock und mußte erst mehrmals heftig ge-

rüttelt werden, ehe sie erwachte. Als sie endlich die Augen aufthat, stand ich schon in Rock und Strümpfen da.

„Stineliese,“ fing der Vater wieder an, „Stineliese, du mußt anders werden, so bequem hat es uns der Herrgott nicht gemacht. Friedesinchen hat dir bislang alles vorgetan, das hört nun auf. Du bist nach Hanfrieder das Älteste — bist über siebzehn Jahre alt — Jetzt mach', daß Feuer auf den Herd kommt.“

Der Vater hatte leider alle Ursache, auf Stineliese so streng einzureden, denn sie machte sich's gar bequem und hatte allerlei Mucken, so daß der Vater oft fragte, nach wem sie wohl arden möchte.

Der Hahn machte eine Pause, aber nun fing das Rotschwänzchen an, das sich immer gern auf dem First der Lindenhütte aufhielt, und der Buchfink in der Linde antwortete ihm. Wir stiegen hinunter. Während Stineliese am Herde hantierte, über Holz und Feuer schalt und an den unschuldigen Küchengerätschaften ihren Zorn ausließ, half mir der Vater beim Einpacken meiner wenigen Habseligkeiten: zwei gute Hemden, zwei Paar Strümpfe, ein Beiderwandsrock*, eine kattunene Jacke, eine blaugefärbte Leinenschürze und ein

* Beiderwand, aus Flach- und Wollgarn gewirktes Zeug, „Lienenupiog, un Wülleninflag“ (Leinenaufzug und Wolleneinschlag). Also beiderlei Wand (Gewand), daher Beiderwand.

Knäuel Stopfgarn nebst einer Stopf- und Stecknadel — und mein Konfirmationsgesangbuch. Es war fast alles von unsern seligen Geschwistern Margretchen und Hanneliese, ward darum hoch und heilig gehalten.

Ganz zuletzt noch schnitt der Vater von dem Brote im Schranke einen Knust ab und legte ihn zwischen das in eine weiße Zuehle eingeschlagene Zeug. „Friedesinchen,“ sagte er, und seine Stimme quälte sich mühsam aus der Brust heraus, „Friedesinchen, sollte dir das fremde Brot nicht gleich schmecken, hast du hier noch etwas aus deinem Vaterhause, das nicht nur deinen Hunger, sondern auch dein Heimweh stillt.“

Er guckte durchs Fenster und unterbrach sich: „Der Himmel hat eine rote Backe gekriegt, gleich wird die Sonne aufgehen. Wir haben nun keine Zeit mehr zu verlieren.“

Ich war noch nie über die Hilgenthaler Feldmark hinausgekommen, darum wirkte der Gedanke an das fremde Dorf wie ein Zauber. Ich schob ein Fenster auf und reckte Kopf und Arm hinaus. Die Linde schauerte leise, und die vor dem Schiebefenster hängenden Zweige streichelten mir Hände und Wangen. Freundlich war's gemeint, aber glitzernder Reif stob mir um das Gesicht.

Der Vater mahnte zum Aufbruch, und nun wurde es mir doch ein bißchen heiß ums Herz.

Ich nahm den Krüsel und trat an die Buße. Unser kleiner Bruder lag darin. Er schlief bei dem Vater. Wie schön er dalag, der kleine gute Junge. Ein hübsches Rot hatte ihm der süße Schlaf auf die runden Wangen gemalt, das allerliebste abstach gegen die kleinen weißen Mäusezähne, die durch die leicht geöffneten Lippen schimmerten. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, ihm den Schlaf zu verkürzen. Leise tippte ich ihn mit einem Finger auf die Lippen und flüsterte: „Leb' wohl, mein Bruder! Wenn du erwachst, ist Friedesinchen fort.“

Ich wandte mich ab und stieg mit dem Krüsel die Leiter hinauf zu Lorch und Christine. Sie lächelten beide im Schlafe. Es mußte ein schöner Traum sein, der sie neckte. Ich hielt den Atem an, beugte mich über sie, tippte auf ihre Lippen und flüsterte ganz leise: „Lebt wohl, liebe Schwestern. Ich geh' nun fort von euch und komme gewiß in fünf Jahren nicht wieder. Da habt ihr doch nun mehr Platz im Bette“ . . .

Zwei heiße Tränen aus meinen Augen tropften auf ihr Gesicht.

Ich stieg wieder hinab und blies den Krüsel aus. Der Vater hatte mein Bündel schon unterm Arm.

Stinelliese kramte den Tisch ab. Ich trat zu ihr. „Lebe wohl, Stinelliese!“

„Du auch,“ gab sie verdrossen zurück.

Unten im Gebüsch an der heiligen Beße schmettete eine Nachtigall, und der ganze Himmel flammte.

Eine Weile schritten wir in völligem Schweigen nebeneinander her. Da ging die Sonne auf, und nun nahm mich der Vater an die Hand und sagte: „Friedesfinchen, alles, was du tust, halt dich danach, daß du jedermann kannst gerade ins Gesicht sehen. Hüte deine Augen, daß keine Flecken hinein kommen, leicht ziehen die Flecken ins Herz. Verstopfe deine Ohren und spize sie nicht, wenn dir jemand arge Reden sagen will; leicht dringt der Schall davon in dein Herz. Vor allem, Kind, vergiß den lieben Gott nicht — hörst du, Friedesfinchen, das Beten vergiß nicht! Ein rechtes Gebet klingt im ganzen Himmel wieder. Dann wird auch deine Mutter hören, wo du bist und wie du bist. Ein junger Mensch, der keinen festen Halt im Glauben an Gott hat, ist wie eine Ahre im Sturm, die geknickt wird, ehe sie reifen kann. Schäme dich nie deiner Armut, denn der arme Mann muß die Welt ernähren. Verleugne nie, daß du in der Lindenhütte geboren bist, sie enthält köstlichere Schätze als mancher Palast. Je weniger du brauchst, desto dauerhafter ist das Glück. Hänge keinen Glitter an dein Kleid und trage keinen Hut mit Federn. Dein wohlgekämmtes Haar und dein weißer Scheitel sei deine schönste Zier. Halte dich am Zaun, der

Himmel ist hoch; Früchte, die man nicht haben kann, läßt man sitzen. Und im übrigen, Friedesfinchen, halt' dich darnach, daß du kein buntes Ferkel nach Hause bringst." . . .

Noch lange vor dem Morgenläuten kamen wir in Siepolsdorf an. Barnkötens empfingen uns mit großer Freundlichkeit. Die Meisterin sagte, indem sie mir zutraulich auf die Schulter klopfte: „Sieh' mal, sieh' mal! Also das ist 's Friedesfinchen? Bist ja schon ein fixes, großes Mädchen.“

„Ja, das sagt' ich dir ja, Mutter,“ stimmte der Schuster bei und warf sich ordentlich in die Brust, „das Mädchen hat mir gleich in die Augen ge=leuchtet. Da ist Kern drin.“

Das kitzelte mich fürwahr.

Der Vater wurde sogleich ans Frühstück genötigt; ich aber mußte, ehe ich irgend etwas im Hause anrühren durfte, eiligst in die Küche, das Tragholtz aufhocken, die Eimer anhängen und gleich eine gehörige Reise Wasser* aus dem Dorfe heraufholen. Die Meisterin blieb solange in der Hintertür stehen und sah mir nach. Als ich zurückkam, mußte ich ohne weiteres beide Eimer voll wieder zur Tür hinausgießen. „So,“ meinte sie danach, indem sie mich an der Hand in die Stube führte, „nun ist alles Unruhige und Unbe=

* „Eine Reise Wasser“ == zwei Eimer voll Wasser.

ständige draußen, und du wirst nun recht lange bei uns bleiben.“

„Immer!“ versprach ich.

„Nu,“ lächelte die Frau, „wenigstens sieben Jahre, bis du 's Brautbett mitnehmen kannst.“

„Brautbett?“ lachte jetzt der Vater und leerte das Gläschen, „setz dem Dinge nur keinen Brummer in den Kopf. Hei — und doch läßt sich's wohl hören — Gott geb's.“

Nach dem Frühstück ließ sich der Vater nicht mehr lange halten; denn der Tag wäre kostbar, und er müsse nachmittags noch ins Holz und Buchen klastern. Dann nahm er meine Hände und sah mir fest in die Augen. „Nun halt' dich gut, Kind,“ sagte er tief bewegt und wandte sich rasch um, als wollte er mir was verbergen.

Der Meister ging mit ihm hinaus.

Wie mir in diesem Augenblicke zumute ward, kann ich keinem Menschen sagen. Ich meinte, Barnkote müßte den Vater wieder mit zurückbringen. Als er aber allein zurückkam, ging's mit einem Mal rundum in meinem Kopf und Herzen, das Haus ward mir zu enge — und es fehlte nicht viel, so wäre ich dem Vater nachgelaufen.

Durch freundliche Worte und allerlei leichte Aufträge suchten die guten Leute meinen Gedanken eine andere Wendung zu geben, und ich hielt mich ziemlich stark bis zum Abend. So liebevoll ging

die Frau mit mir um, als wäre ich nicht ihre Magd, sondern ihr Kind. Sie brachte mich, als die Zeit zum Schlafengehen kam, selbst auf mein Kämmerlein, half mir beim Auskleiden und redete mir zu, wie nur eine Mutter dies tun konnte. Als sie mich zugedeckt und die Kammertür hinter sich eingeklinkt hatte, sprang dennoch der Boden aus dem Fasse, und heiße Tränen quollen über meine Backen. „Vater — Hanfrieder — Lorch — Christine —“ schluchzte ich, „ach Gott, ach Gott!“

Am Morgen weckte mich die Meisterin erst, als der Kaffee schon auf dem Tische stand. Ich tat einen tiefen, tiefen Seufzer, denn ich war im Traume daheim gewesen. Hastig kleidete ich mich an, es war mir wieder wie beim Tode meiner Mutter: als wollten die Balken auf mich fallen. Die Frau Meisterin mußte mich gleichsam mit Gewalt an den Tisch ziehen. Ich versuchte auf die dringenden Nötigungen einen Bissen zu genießen, vermochte jedoch nichts herunter zu bringen. Wie ich an den Tisch getreten war, ging ich wieder davon.

Gestern machte mich die Freude satt, heute tat's der Jammer, der aus allen Türen, aus allen Fenstern, aus allen Gängen auf mich eindrang. Der Meister schüttelte den Kopf; die Frau meinte: „Nur Geduld, Vater, es wird sich schon geben, das Böglein muß sich erst ans Bauer gewöhnen, hernach singt's auch wieder.“

Allein es gab sich nicht, und das Vöglein sang auch nicht.

Frohnhöfers hatten einmal einen jungen Dompfaffen eingefangen; der sollte aufs Singen abgerichtet werden. Sie sperrten ihn in ein dunkles Bauer und setzten ihm das Schönste und Beste vor. Der Dompfaff flatterte, wenn er nicht trauernd auf dem Stabe saß, von einem Gitter gegen das andere, bis er plötzlich niederstürzte und tot war. Daran dachte ich und kam mir vor wie der Dompfaff und fühlte Mitleid mit mir selbst. Ich sagte mir: „Wäre der Dompfaff wieder freigelassen, daß er flugs hätte zurückfliegen können zu seinen Eltern und Geschwistern, ganz gewiß wäre er nicht gestorben. Ach Gott! Noch ehe es Mittag wurde, stand es felsenfest, ich könne nicht bleiben, ich müsse wieder nach Hause.

Und ich sann und sann, um einen schicklichen Grund zu finden, der mir mit Ehren forthalf; allein es wollte sich kein Grund finden lassen, wenigstens kein schicklicher. Mit einer wahren Arzensündermiene verrichtete ich mein Tagewerk, ging ich an den Tisch und von ihm.

Zwei blanke, stramme Kühe grasten auf der Weide, die gaben täglich dreimal zwei Eimer voll Milch. Wenn die Meisterin molk, schäumte die Milch allemal in den Eimern wie die Wasser eines Sturzbächleins im Grunde. Gerade das war ihr

Stolz. „Sieh, Friedesfinchen,“ sagte sie, „hast du's erst so weit gebracht, daß du mit so voll schäumenden Eimern von der Weide in die Küche gehen kannst, dann werden alle Leute nach dir gucken und sagen: ‚Sieh' mal an, ist das eine fixe Dirn.‘“

Allein nach solchen Worten schossen mir allemal die Tränen in die Augen, soviel Wasser ich auch am ersten Tage hinausgegossen hatte. Die Meisterin konnte nichts mit mir anfangen, schüttelte den Kopf und sagte: „Kind, beiß' doch mal in deinen Knust, ob's dir dann wohler wird.“

Ach, mit welcher Inbrunst ich mich über den Knust hermachte, der vorgestern noch in Vaters Händen gewesen war! Es schien auch wirklich so, als hätte der Rat der Meisterin geholfen; doch nicht lange dauerte es, da brach die Wunde meines Herzens abermals auf, und die Blut im Herzen war gewaltiger als zuvor.

Barnkotens hätschelten mich wie ein Kind am Sonntage. „Sieh mal, du kleines Küken!“ tuschelte die Frau und gab mir eine Hand voll getrockneter Zwetschen und Apfelmstücke. „Was du Pflker dir wohl für Sorge machst — bist du nicht bei uns gerade wie in der Lindenhütte?“ — und briet mir ein Spiegelei in Butter. „Wenn du jetzt lachst, Kind,“ versprach sie schließlich gar, „backe ich dir morgen einen ganzen Tropp Fettmännchen!“

Ich konnte keine Miene zum Lachen verziehen, die Fettmännchen hat sie aber doch gebacken, von feinstem Mehl, mit Butter und Zucker.

Nimm ein junges Gössel von der Gans weg, setze es unter den warmen Ofen oder in den hellen Sonnenschein, gib ihm die besten Worte, die zartesten Brennesseln, die lockersten Krumen, das süßeste Milchwasser — ach, es macht sich wenig daraus, es läßt ein ununterbrochenes Zippen und Tappen hören und findet seine Lebensfreude erst wieder, wenn es unter die wohligen Mutterflügel zurückgebracht ist.

Und just so ein Gössel bin ich gewesen. Die Lindenhütte kam mir nicht einen Augenblick aus dem Sinn. Heimweh — o Gott — Heimweh! Ein Quell, aus dem lauter Jammer fließt. „Jammer“ nennen's darum die Hilgenthaler auch. Hast du jemals, an Heimweh krank, aus kleinem Kammerfenster zu den wandelnden Sternen hinaufgeschluchzt und dich von ihnen tragen lassen in die ferne, ferne Heimat? Weißt du, wie das ist, den Jammer haben? Abgerissen sein von allem, woran du hingst? Nicht? O, so behüt' dich Gott! Aber es soll mir dies Herzeleid doch keiner verdammen, denn es macht einem die Heimat, macht einem das Elternhüttlein erst recht lieb und teuer und herrlicher gar, als alle Paläste der Welt.

Der gute Barnkote konnte sich in meinen Seelen-

zustand noch weniger hineinfinden als seine Frau. „Ich bin schon mancher Krankheit auf den Grund gekommen,“ sagte er, „aber das mit dem Friedesfinchen ist mir ein Rätsel.“

Da hatte jemand gesagt, ich bekäme zu wenig zu tun und hätte zuviel Zeit für die Gedanken. Und also hielt man mich nun mehr als bis dahin zu tüchtiger Arbeit an. „Fleißig sein heißt fröhlich sein,“ sagte die Frau. Gab sie mir aber eine Arbeit auf, griff sie selbst so eifrig zu, daß für meine Unbeholfenheit fast gar nichts zu tun übrigblieb. Mithin konnte auch dies einzige Mittel keine Wirkung haben. Es blieb, wie es war: Ich ging und stand, mit sehenden Augen nicht sehend und mit hörenden Ohren nicht hörend.

Am dritten Tage sollte ich die erste Tracht Butter nach Göttingen bringen. Ihre Butter, versicherte Mutter Barnkote mit strahlenden Augen, wäre die allergefuchteste in der Stadt. Selbst der Neid müsse ihr das lassen. Wundern würde ich mich, wie die feinen Leute sich freuten, wenn sie die Butter sähen. Ich brauchte nur zu sagen, ich käme von den Schustersleuten aus Siepolsdorf, und schon wäre meine Köße leer.

Während sie das sagte, machte sie mir ein Vesperstück zurecht, an dem sich drei Zimmermannsleute hätten sattessen können. Und als ich schon die Köße aufgehuckt hatte, stopfte sie mir

noch beide Rocktaschen voll mit getrockneten Zwetschen und Apfelfstücken.

Still und mit gesenktem Kopfe, als hätte ich eine böse Schuld auf dem Gewissen, machte ich mich auf den Weg durch aufwachsende Saaten und blühende Büsche, über mir die Lerche, neben mir die Goldammer, die mir zujauchzten: „Freue dich! Freue dich, du kleines weißhaariges Mädchen! Freue dich doch mit uns!“

Ja, ach ja, wenn ich's nur gekonnt hätte!

Als ich in das weite, breite Leinetal hinausfah, aus dem die stolzen Thürme von Göttingen hoch aufstiegen, wurde mir ganz eng ums Herz. Ich wandte mich um nach den Hilgenthaler Bergwäldern, ließ meine Augen von den Weserbergen hinüberschweifen nach dem breit aufsteigenden Harzgebirge und kam mir vor wie eine Mücke im All. Ach, die Welt war ja so unendlich groß und weit, mußte ich mich da nicht ganz und gar verlieren? Ein Schwarm Feldsperlinge flog daher und über mich hinaus in der Richtung nach dem Hegebusche weiter, hinter dem Hilgenthal liegt. Und ich tat einen tiefen Seufzer. Nach Hause, nach Hause — war mein einziger Gedanke.

Mir schwirrte es vor den Augen, als ich in das große, vielgestaltige Häusergewirr der Stadt mit den himmelanragenden Thürmen kam. An der Gronerstraße blieb ich zaghaft stehen und getraute

mir nicht, die vorübereilenden Leute nach dem rechten Wege zu fragen. Junge Herren mit kleinen feinen Käppchen und schmarrigen Gesichtern spazierten an mir vorüber, guckten mich an, guckten übermütig in meine Röze und stolzierten lachend weiter. Ach, sie hatten gut lachen!

Eine behende Frau kam des Wegs, die eine leichte Röze trug und mich unwillkürlich an Frohnhöfers Pate erinnerte. Sie sah mir meine Not an, blieb stehen und grüßte mich, als ob ich ihr schon längst bekannt wäre.

Ich hatte es gut getroffen, denn es war die „Professorenfrau“, die für die Professorenfamilien die Einkäufe besorgte und gar die Hauptkundin meiner Meisterleute war, auch auf die Butter schon gewartet hatte. Das traf sich gut, und ich mußte gleich mit ihr gehen. Sie fragte mich nach Haus und Huhn, bedauerte mich, daß ich so früh die Mutter verloren und wunderte sich immer wieder: „Bei den Schustersleuten in Siepolsdorf also dienst du? Nein, wie sich das trifft und wie gut das für dich ist, da du noch nicht weißt, wie bitter das Brot bei fremden Leuten schmeckt. Da kannst du wirklich Gott nicht genug danken, Kind, daß du zu so guten Leuten gekommen bist. Bei der Schusterschen hast du 's wie im Himmel. Tu nur, was du ihr an den Augen absehen kannst. In

Siepolzdorf mußt du dir dein Brautbett verdienen.“

Ich antwortete nicht viel darauf — dachte aber: Ich habe es dem lieben Gott anheimgestellt, und der wird es schon fügen, daß ich wieder — nach Hause kann.

Auf dem Rückwege rief ich den Lerchen unterm Himmel und den Hasen im Getreide zu: „Ach, in eurer Stelle flöge oder liefе ich noch heute nach Hilgenthal!“ Ja, ich konnte gar nicht begreifen, daß die Lerchen und die Sperlinge und die Krähen und die Hasen in dieser Gegend sich wohl fühlten, konnte nicht verstehen, daß sie nicht alle, alle sofort aufpackten und nach Hilgenthal zogen.

Um die Besperzeit traf ich wieder bei meiner Herrschaft ein. Der Meister sowohl wie die Meisterrin zeigten sich sehr erfreut über meine unverhofft rasche Rückkehr, und ihr Lob erschallte in den liebevollsten Tönen.

Doch mich hatte der Jammer so sehr in Stricken, daß ich — weiß Gott — die Meisterleute zehnmal lieber schelten und schimpfen gehört hätte; dann hätte ich mich doch verantworten und sagen können: „Nun, weil ihr so garstig seid, will ich wieder nach Hause.“

Auf einmal rief die Meisterrin: „Aber Friede=

finchen, du hast ja dein Schinkenstück noch gar nicht angerührt!“

Daran hätte ich gar nicht gedacht, schluchzte ich unter heißen Tränen, hätte auch keinen Appetit gehabt.

Abends im Bette betete ich einmal über das andere, während die Tränen flossen: „Ach lieber Gott, gib doch, daß ich wieder nach Hause komme!“

Am andern Tage sah mich Mutter Barnkote lange kopfschüttelnd an, und ich hörte, wie sie hernach zu ihrem Manne sagte: „Das Mädchen vergeht wie der Tag!“

„Wollen's nochmal ansehen bis morgen,“ riet der Meister und sah mich forschend an, ob etwa die „bösen Leute“ an mir säßen. Er könne noch nicht recht dahinter kommen, 's wäre ein ganz besonderer Fall.

Ich wartete und wartete, ob Gott mein ständiges Gebet erhören und mir wieder über den Berg helfen würde. Darüber kam der fünfte Tag, und ich mußte abermals mit einer Tracht schöner, süßer Goldbutter nach der Stadt.

Es war ein Frühlingstag mit blauem Himmel und hunderttausend weißen Gänseblümchen. Man mußte meinen, der Frühling hätte sich auf die Seite meiner Meisterleute gestellt, um mich froh

zu machen. Ach, ich sah und hörte nichts von seiner Herrlichkeit!

Der Verkauf meiner Goldbutter ging wiederum äußerst schnell vonstatten; so konnte ich mir auf dem Rückwege Zeit nehmen und nach einem Grunde suchen, der mich fortbrachte von Siepolsdorf. Auf einmal hatte ich einen, freilich einen, der mir die Schamröte ins Gesicht trieb. Rasch schritt ich aus und kam noch vor der Besperzeit bei den Meisterleuten an.

„Der Vater — — hat — — — hersagen lassen, ich — — müsse wieder nach Hause!“ keuchte ich in atemloser Hast.

Die Schusterleute sahen mich und sich höchst erstaunt an, schüttelten die Köpfe und nötigten mich lächelnd an den vollbesetzten Tisch.

Allein ich wehrte mit Hand und Munde und blieb dabei: „Ich muß nach Hause, und ich muß gleich nach Hause!“

„Nein, Friedesinchen, du mußt bei uns bleiben.“

„Ach nein, nein, laßt mich doch! Der Vater ist — — krank!“

„Ach, du lieber Gott,“ bedauerten jetzt die arglosen Leute „was fehlt ihm denn?“

„Er hat — er hat — er hat einen — schlimmen Fuß!“

Die Lüge war geboren und getauft.

Die guten Leute wußten nicht, was sie dazu sagen sollten. Endlich meinte der Meister: „Gewiß sitzen auch an dem schlimmen Fuße die bösen Leute!“ Er wolle ihn aber schon wieder kurieren — ich möchte deshalb nur getrost bei ihnen bleiben.

Als sie sich erst aufs Bitten legten, hatten sie verspielt. Ich beharrte dabei, nach Hause zu müssen, ja, ich fing sofort an, meine geringen Habseligkeiten einzupacken.

Was sollten die gutmütigen Schusterleute machen? Wie sollten sie mich halten? Mit zehn Ketten hätte ich mich nicht halten lassen — das sahen sie wohl ein.

Sie ließen mich gehen, wie man ein liebes Kind gehen läßt, sie gaben mir obendrein die herzlichsten Segenswünsche und Grüße mit auf den Weg. Die gute Meisterin fuhr sich sogar mit der Schürze über die Augen. Soviel Liebes und Gutes tat mir jedoch nicht wohl — es war mir sehr peinlich, und lieber wäre ich unter dem Eindrucke einer gehörigen Tracht Prügel fortgegangen.

Wie der Berg unter meinen Füßen knirschte, wie die Bäume im Hilgenholze flogen! Und wäre der Wald kellerfinster gewesen, hätte hinter jedem Baume ein Spitzbube oder ein Gespenst gestanden, mich hätten nicht tausend Spitzbuben und Gespenster zurückgebracht. Und was graulte uns

doch sonst so vor Spitzbuben und Gespenstern! Wie gehezt kam ich aus dem Walde auf die Hilgenthaler Feldmark geschossen, und wie eine feurige Kohle glühte ich.

Erst als ich die Lichter von Hilgenthal aufschimmern sah, fing ich an zu gehen, langsam und immer langsamer. —

Was für Augen mein Vater und meine Geschwister machten, als ich wie eine Schneeflocke aus heiterm Frühlingshimmel in die Lindenhüttenstube geschneit kam, mag man sich ausmalen.

„Mädchen, Mädchen!“ rief der Vater in einem aus Sorge und Freude gemischten Tone.

Ich sah schweigsam zu Boden und hörte die jetzt auf mich herabregnenden Vorwürfe geduldig an.

Lorchen schlich sich verstohlen an meine Seite und flüsterte mir mit kläglichem Gesichte zu: „Friedesinchen, wir haben aber gerade kein Brot!“

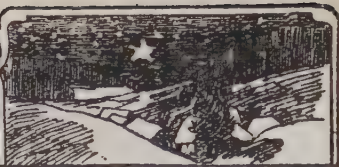
„Ach, Lorchen,“ — beruhigte ich die zaghafte Schwester, „das schadet nichts, kann ich auch kein Brot essen, kann ich nur zu Hause bleiben!“

Da tauchte das Gesicht von Frohnhöfers Friedesinchenpate am Fenster auf. Stinelièse öffnete es schnell und rief boshaft: „Ist euer Stall zurecht? Ihr könnt ein buntes Ferkel kriegen!“

Die Pate steckte den Kopf herein und schlug die Hände überm Kopfe zusammen: „Ach du meine Güte! Richtig ein buntes Ferkel angekommen?“

Friedesinchen, Mädchen! Sind denn die fünf Jahre schon herum? Ich denke, es wären erst fünf Tage."

Ich sah mit keinem Blicke auf, schwieg zu allem still und dachte nur: es ist gut, daß ich's überstanden habe und wieder zu Hause bin. —



22.

Mit dem Bindelein unterm
Arm,
Elend, daß sich Gott erbarm'.

Ich war wieder daheim und war doch nicht daheim, denn nun mußte ich alle Tage vom frühen Morgen bis zum späten Abend ins Tageslohn, gewöhnlich nach dem „Gutshofe“, hin und wieder auch nach Bornriefens und Frohnhöfers.

Unser Vater seufzte manchmal, wenn er noch lange vor Tage an meinem Lager stand und mich aus dem Schlafe rüttelte: „Wie viel besser hättest du es, Kind, wenn du bei den guten Leuten in Siepoldorf geblieben wärest. Die würden dich nicht übernommen haben, und da hättest du erst 'mal Stahl in die Knochen gekriegt, denn die haben gut eingeschlachtet und Wurst und Schinken das ganze Jahr.“

Im Herzen mußte ich ihm rechtgeben; um ihn aber nicht noch mehr zu bekümmern, legte ich soviel Fröhlichkeit an den Tag, als könne es mir gar nicht

wohler sein. Manchmal, wenn ich abends heimkam und sah, daß es dem Vater sauer geworden war und Stinelliese nichts Rechtes gekocht hatte, backte ich ihm rasch ein Spiegelei, das er so gern aß und ihn auch so freute.

Stinelliese, die lieber jedes Ei zum Krämer brachte, ärgerte sich über alles, was ich für den Vater tat. Sie mochte wohl meinen, ich wäre so um ihn herum, damit er sage: „Friedesinchen, du bist besser als Stinelliese! Du bleibst da und versiehst das Hauswesen; Stinelliese soll auch 'mal zu den fremden Leuten hinaus und Moritz kennen lernen.“

Gott ist mein Zeuge, daß ich solche Hintergedanken nicht gehabt habe.

Stinelliese blieb bei ihrem Argwohn, und ob ich wie ein Ohrwurm um sie herumkroch, hatte ich doch keine frohe Stunde bei ihr. Da gedachte ich zerknirschten Herzens der Schusterleute von Siepolsdorf, ließ es mir aber nicht aus. Indes ging unter heißer Mühe und Arbeit ein Tag nach dem andern hin, und endlich waren wir ins Garn des Altwelbersommers gelaufen.

Eines Sonntags hörten wir ein seltsames Geschrei in der Luft: die Schleckergänse zogen über Hilgenthal hinweg dem Süden zu. Eine merkbare Erregung kam über unsern Vater, und er sagte: „Wenn de willen Gäse trecken, will de Winter von Norden recken.“

Kennst du die Empfindungen, die das Herz des Armen beschleichen, wenn der Winter heranrückt? Wenn Frost und Schnee immer dicker, Korn und Kartoffeln aber immer dünner werden? Nur dann mag dir die Erregung unseres Vaters erklärlich erscheinen. In jenem Herbst gab es viele Eicheln und wenig Kartoffeln, ein Mißverhältnis, das für die Armen allemal nichts Gutes verheißt. „Viel Eicheln, viel Schnee,“ sagte der Vater. Um so schmerzlicher mußte von vornherein der geringe Ertrag der Kartoffelernte empfunden werden. Wir hatten einen vollen Tag zu roden und brachten es doch nur auf knapp sieben Sack.

Immer mehr dachte ich an die schöne Stelle in Siepolsdorf, an die großen Vesperstücke, die ich verschmäht hatte, und schließlich sagte ich zum Vater, der sehr bekümmert war: „Vater, ich will wieder in Dienst gehen.“

Überrascht sah er mich an. „Ja, Kind, das wäre wohl das Rechte; denn der Lebensmittel sind wenig, und der Winter wird uns hart treffen. Ja, Kind, nimm in Gottes Namen wieder eine Stelle an.“ Man fühlte, es war ihm ordentlich leichter geworden.

Jetzt mischte sich Hanfrieder ein: „Vater, ich meine, eher könnte Stineliесе, die doch so viel stärker ist als Friedesinchen, sich um eine Stelle bekümmern. Es könnte ihr auch sonst nicht schas-

den, wehte ihr mal ein fremder Wind um die Nase.“

Stineliess Kniff die Lippen zusammen und warf mir einen sprühenden Blick zu.

Obwohl bei Hanfrieders Vorschlag eine helle Freude mich durchrieselte, dachte ich doch Stineliess einen Gefallen zu tun und sagte: „Ich möchte lieber eine Stelle annehmen als hierbleiben, denn ich kann doch noch kein Mittagessen kochen, auch unsere Kuh noch nicht ordentlich melken.“

„Das lernt sich, Friedesinchen!“ meinte Hanfrieder und nickte mir ermunternd zu. Indes gab Vaters Wort den Ausschlag, daß Stineliess doch die Erfahrenste sei und darum bleiben müsse.

Ich war damit zufrieden, denn ich dachte an meine verscherzte Stelle in Siepolsdorf und meinte, ich würde es wieder so gut kriegen.

Am nächsten Tage hörten wir, der Kanzlist Kruterjahn aus Göttingen wäre im „Krug“ und kundschaftete nach einer Magd.

Kanzlist? Das mußte doch etwas sein, und so gleich ging der Vater hinunter in den „Krug“ und bot mich an. Es dauerte auch nicht lange, da kam der Herr selber mit unserem Vater zur Lindenhütte herauf. Es war ein gar feiner Herr, und er hatte ordentlich einen Brill auf. Mir klopfte das Herz; hätte vor Angst in ein Mausloch kriechen mögen. Allein meine Angst war unnötig, denn

der Herr Kanzlist Kruterjahn zeigte sich als der leutseligste Herr von der Welt. So gesprächig und liberalig, auch so spaßhaftig — daß es gar nicht zu sagen ist. Hatte auch für unseren Vater im „Kruge“ gleich was zum besten geben wollen, was der aber nicht angenommen hatte. Kurz und gut: Als der Herr Kanzlist nach einer halben Stunde die Lindenhütte verließ, hielt ich einen blanken halben Gulden in der Hand. Zu Martini, so war abgemacht, mußte ich den Dienst antreten.

Als der Tag kam, schnürte der Vater mir zwei Hemden, zwei Röcke, zwei Paar Strümpfe, eine Schürze und eine Jacke zusammen, steckte den Knust zwischenhinein und sagte nur mit Mühe seine tiefe Rührung verbergend: „Nun reise mit Gott, Kind, krieg’ den Jammer unter, bezwing’ die Welt und halte auf deiner neuen Stelle wenigstens ein volles Jahr aus, daß du dir nicht neuen Schimpf zuziehst.“

Da mir die Stadt von Siepolsdorf her schon bekannt war, ging ich den drei Stunden langen Weg mit meinem Bündel unterm Arme ganz allein. Um Mittag des Martinitages kam ich vor dem Groner Tore an. Erst nach langem Umherirren wagte ich einen vorübergehenden Mann nach der Karspüle zu fragen, der mir auch freundlich zurechthalf und sogar „Sie“ zu mir sagte.

Ich wußte nicht, wie mir geschah, wurde ganz

rot und meinte, ich wäre schon was geworden. Die Jugend und die Armut sind darin eins, daß sie ein feines Gehör für die Art der Anrede haben.

Ich schämte mich aber doch, als ich zu dem alten Manne aufsah, und ließ mir das „Sie“ wahrhaftig nur gefallen, weil mir Scheu und Schüchternheit sieben Klammern an den Mund gelegt hatten.

Endlich hatte ich die Karospüle und das Kanzenlistenhaus gefunden, und Klopfsenden Herzens stieg ich die schmalen, kleinen Treppen hinauf.

Auf mein zaghaftes Klingeln öffnete eine Frau, die ein schreiendes Kind auf den Armen hielt. Ihr Anblick machte mich stutzig, denn sie sah ruppig und struppig aus und hatte jene grünlich trüben Augen, denen ich schon gleich nie trauen konnte. Lieber Himmel, es war die Frau Kanzenlistin selber. Ein Hagelschauer ging nieder in den Garten meiner Hoffnung. Unter einer Frau Kanzenlistin hatte ich mir etwas arg Bornehmes gedacht, merkte aber nun, mit der Bornehmheit war es nicht weit her und mit der Freundlichkeit auch nicht. „Wenigstens ein volles Jahr . . .“ hatte der Vater gesagt, — o Gott! Ich roch Mäuse, wie man wohl so sagt.

Schon der folgende Tag brachte mir den Beweis, meine Sinne hatten mich nicht getäuscht. Es war kurz vor dem Mittagessen, als mir die

Frau Kanzlistin zum erstenmal die Haare zauste. Und es war kurz nach dem Mittagessen, als mir der Herr Kanzlist gleich eine so kräftige Ohrfeige gab, daß mir für eine Weile Hören und Sehen verging.

Ich war wie aus den Wolken gefallen und schluchzte in mir: „Ach, Barnkötens Mutter, wäre ich doch bei euch geblieben!“

In der Abenddämmerung mußte ich eine „Reise“ Wasser vom Straßenbrunnen heraufholen; da traf ich einen Greis, der mich fragte, ob ich des Schreibers neue Dienstmagd sei?

„Des Schreibers nicht, des Kanzlisten“, antwortete ich mit weinerlicher Stimme.

Kanzlist und Schreiber wäre so gut ein und dasselbe wie Raff und Spreu, sagte der Mann, und ich möchte mir nur um alles in der Welt auf den Kanzlisten nichts einbilden, der zudem gar kein Hannoveraner wäre, sondern samt seinem Weibe aus Possemuckel stamme. Solche Leute wären nach oben Würmer und nach unten Ochsen mit Hörnern und Klauen. Ob mir heute mittag nicht schon die Haare gezaust wären, und ob ich nicht auch schon eine Ohrfeige gekriegt hätte.

Ich stutzte und antwortete nicht. Da fuhr er fort: „Nicht wahr, Kind, vor dem Essen hat dich die Frau gezaust und nach dem Essen hat dir der Mann eine Ohrfeige gegeben?“

Meine stürzenden Tränen überhoben mich der Antwort.

Der Greis nickte vor sich hin und begann wieder: „Sieh, vor dem Essen ärgert sich das Weib, daß du auch was essen mußt — und nach der Mahlzeit ärgert sich der Schreiber, daß du was gegessen hast. So haben's mir alle Mädchen geklagt, die vor dir dort gewesen sind. Du dauerst mich, Kind; aber die Welt ist ja nicht mit Brettern verschlossen, und darum sieh zu, daß du wieder fortkommst, — je eher, desto besser.“

Als ich dem alten Manne unter Tränen erzählte, wie schön der Kanzlist in Hilgenthal getan hätte, klopfte er mich auf die Schulter und sagte: „Man muß alles zweimal glauben: einmal, daß es wahr ist, und einmal, daß es gelogen ist.“

Das war ein schöner Trost! Ach, meine Lüge! Ach, meine Lüge!

Ich kam mir vor wie eine Maus in der Falle, und grausam wühlte der Jammer in meinem Herzen. Nun wußte ich erst so recht, was ich an den guten Schusterleuten von Siepolsdorf gehabt und wie schwer ich mich an dem Fuße unseres Vaters gesündigt hatte. Wie ein HölLENbrand loderte die böse Lüge in meiner Seele. Das ist die Strafe, dachte ich und gelobte mir, nie wieder durch eine Lüge meinen von Gott bestimmten Lebenslauf nach meinem Gefallen zu verändern.

Die Erfahrung hatte mir eine scharfe Lehre gegeben. So wollte ich nun auch jetzt nicht gleich wieder auf Flucht sinnen, sondern für meine Sünde büßen und so lange ausharren, bis der liebe Gott, zu dem ich mit Inbrunst betete, mir selber einen Ausgang aus diesem Elende zeigen möchte.

Wahre Marterwochen waren vergangen. Da ward die Frau Kanzlistin schwer krank. Anfangs meinte ich, nun würde es besser, aber o wehe! Jetzt sollte ich auf einmal eine fertige Hausfrau sein, drei kleine, verzogene Kinder versorgen, Krankensuppen und alle Mahlzeiten kochen können und was sonst in der Hauswirtschaft zu tun war. Da ging die Not erst recht an, denn ich verstand von alledem ja nicht viel. Du lieber Himmel, wo sollte ich's auch gelernt haben? Solange die Frau Kanzlistin gesund war, fiel es ihr nicht im Traume ein, mir eine vernünftige Anleitung zu geben; ich war eben nur ihr Scherwenzel.

Die Kranke wollte einmal Kamillentee trinken. Als das Wasser kochte, rannte ich zum Krankenzimmer hin und rief, während mir die Hitze des Eifers aus dem Gesicht strahlte: „Frau Kanzlistin, es kocht — soll's noch heißer?“

Na, denke ich, nun kriegt sie die Krämpfe. „Du dumme Gans,“ schimpfte sie mit überschnappender Stimme, „wenn's kocht, kann's dann noch heißer werden?“

So konnte ich ihr auch gar nichts recht machen. Rief sie mich an ihr Bett, tat mir schon jedes Haar weh; hat sie mir doch in der kurzen Zeit soviel ausgerissen, daß man Zöpfe daraus hätte machen können. Und nun noch der Herr Kanzlist! Ich zitterte schon, hörte ich ihn nur die Treppe heraufkommen. Es geschah nicht selten, daß er mich in seiner üblen Laune von einer Wand an die andere stieß. Ich dachte an Vaters Fuß und litt ohne Klagen weiter.

Die freudvolle Adventszeit war da, Christkindszügel glitten durch Dorf und Stadt, und noch immer mußte ich, verachtet, gestoßen, geschlagen, unter meinem schweren Joche einhergehen; nirgends wollte sich ein Ausweg, eine Erlösung zeigen.

Am Christabend dann trug sich etwas zu, das den Zorn meiner Herrschaft aufs höchste steigerte und eine unverhoffte Wendung herbeiführte. Die Frau Kanzlistin lag noch im Bette; es kam mir aber vor, als fehlte ihr nichts mehr, und ich freute mich schon, daß sie nun bald wieder aufstehen könne. An dem eben erwähnten Tage hatte der Herr Kanzlist sein Frühstück mitzunehmen vergessen, das ich ihm nachbringen mußte.

Da traf ich vor der Kanzlei einen feinen, vornehmen Herrn, der gar durch zwei Brillen auf mich herabguckte und mich fragte: „Sag 'mal, du kleiner Weißkopf, wie geht's denn der Frau Kanzlistin?“

„O — ganz gut!“ antwortete ich, ohne zu ahnen, was für ein Unheil ich mit der Antwort anrichtete.

„So — ganz gut?“ knarrte der Herr in sehr gedehntem und verwundertem Tone und wandte sich nach der Thür, die zur Kanzlei führte.

Ach, am Mittag dann!

Mit feuerrotem Gesicht kommt der Herr Kanzlist die Treppe heraufgestürmt, ergreift mich ohne weiteres bei den Haaren und zerrt mich fauchend vor das Bett der kaisenden Frau. „Frau — Frau — — ich kann's dir nicht sagen, was für eine — Kanaille wir im Hause haben! — — Hu — hu, ich habe dem Herrn Justizrat immer geklagt, auch heute morgen erst wieder geklagt, daß du noch so schwer darnieder lägest und wie traurig es um uns stünde, und da fällt's ihm hernach ein, diese Kreatur zu fragen, wie es dir ginge? — Hu — und was antwortet sie? Ganz gut ginge es dir — ganz gut!“

Wäre nicht der Hauswirt plötzlich dazugekommen, ich glaube, der Rasende hätte mich umgebracht.

Ich taumelte hinunter und hinaus ins Schneegestöber, und die weichen Flocken kühlten mein brennendes Gesicht. Die Tränen stockten, und ich sah in dem flirrenden, schwirrenden Grau Leute mit Christbäumen hin- und hereilen. Als schweb-

ten sie alle auf den Flügeln der Freude, der süßen, heiligen Weihnachtsfreude. Ein neuer Schmerz, unsäglich und unbeschreiblich, brach in meinem Herzen auf. Ich dachte: Jetzt wird Hanfrieder oder der Vater auch schon einen Weihnachtsbaum mitgebracht haben. O Gott, o Gott, könnte ich doch Weihnachten wieder zu Hause sein — zu Hause! Ach, wenn doch die gute Mutter noch lebte! Kein schönerer Ort wäre auf der Welt, als unsere Lindenhütte!

Wieder hörte ich des Kanzlisten harte Stimme nach mir rufen, und das Entsetzen trieb mich zurück an den Ort meiner Qual.

Ich solle mich heute noch zum Kuckuck scheren und den Schnee vom Hegebusche fegen, schrie er mich an.

Im ersten Augenblicke erschrak ich, daß mir die Knie bebten; doch gleich kam die Freude mit Allgewalt über mein Herz, und ich lief spornstreichs in meine Dachkammer, um mein Bündel zu schnüren. Jetzt aber rief die Frau mit ihrer spitzen Stimme: „Erst scheuerst du Treppe, Vorplatz und die beiden Stuben, dann putzest du die Stiefel und klopfst die Kleider aus, dann schälst du Kartoffeln, und dann — dann kannst du meinetwegen hingehen, wo du hergekommen bist.“

Und ich dumme Gans eilte ohne Säumen in heller Freude an die Arbeit, scheuerte, wusch und

wischte, wischte und klopfte und schälte, daß mir der Atem ausging und der Schweiß über das Gesicht rann.

Es war schon schummrig geworden, als ich marschbereit aus der schrecklichen Kanzlistenwohnung auf die Karspüle hinaustrat. Jauchzende Freude und beklemmende Angst rangen miteinander um den Sitz in meinem Herzen und liefen mit mir durch den wirbelnden Schnee der Leinebrücke zu, wo die Häuser aufhörten.

Als ich dann die Stadt hinter mir hatte, keinen Menschen mehr sah, bei jedem Schritte im Schnee steckenblieb und immer größere Dunkelheit vom Himmel fiel, kam eine große Angst über mich. „Rehre wieder um!“ rief eine Stimme in mir; aber viel andere und viel mächtigere Stimmen riefen: „Nach Hilgenthal zur Lindenhütte, wo heute abend der Christbaum brennt!“ Und ich dachte an meine Mutter, und es war mir eine Gewißheit, daß sie hoch oben im Himmel mit mir ginge. „Mutter, beste Mutter!“ schluchzte ich immer wieder.

Nun fiel mir auch mein Lebensgesang ein:

„Wie Gott mich führt, so will ich geh'n,
Es geh' durch Dorn und Hecken.“ — —

Und ich betete den Gesang und bewegte ihn lange in meinem Herzen. Und hastete keuchend vorwärts.

Als ich auf die kleine Anhöhe kam, über die man nach Rosdorf geht, erhob sich ein scharfer Wind, der mir die wirbelnden Schneeflocken unbarmherzig ins Gesicht schlug.

Ich taumelte mehr als ich ging. Es war mir, als müßte ich ersticken. Bis an die Hüften staß ich im Schnee und schrie laut auf: O lieber Gott! O Mutter, Mutter!“

In dieser höchsten Not vernahm ich helle Stimmen hinter mir. kamen sie vom Himmel herab? Hatte meine Mutter die Engel gerufen? Mein Herz klopfte zum Zerspringen.

„Heda, kleines Christkind, nimm uns doch mit!“ hörte ich eine fröhliche Stimme und blieb wie gebannt stehen.

Der Mond lugte vorsichtig aus dem Gewölk und warf er auch nur einen engbegrenzten Glanz auf die Schneefläche, konnte ich doch zwei Gestalten hinter mir wahrnehmen. An den hellen Stimmen merkte ich, es mußte ein Mädchen und ein Junge sein. Hatte mich auch nicht getäuscht.

„Denk’ ich doch,“ so nun der Junge im Näherkommen, „der leibhaftige heilige Christ wäre vor uns hingegangen.“ Als sie ganz nahe waren, sahen sie bestürzt auf mich und riefen wie aus einem Munde: „Aber, Mädchen, wohin willst du denn?“

Der Klang ihrer Stimme ging mir durchs Herz, ich atmete wie erlöst auf und antwortete.

„Nach Hilgenthal?“ staunten sie.

Ich trocknete mir die Augen und erzählte ihnen mein Schicksal. Da schlug das Mädchen die Hände zusammen und rief: „Ach, das ist ja dieselbe Stelle, von der auch ich mir schon im letzten Frühjahr ein buntes Ferkel geholt habe. Wie bist du denn an diese garstigen Leute geraten? In der Stadt und nächsten Umgegend können sie kein Mädchen mehr kriegen, so bunt sind sie. Danke Gott, daß du so leicht von ihnen losgekommen bist. — Heute nacht bleibst du bei uns und morgen erst gehst du nach Hause. Wir sind aus Rosdorf, Holzhöfers Kinder. Ich bin Lorch, mein Bruder heißt Lorenz. Wie heißt denn du?“

„Ich bin Lindemanns Friedesfinchen aus Hilgenthal.“

„Aus der Lindenhütte zu Hilgenthal?“ Sie sahen mich freudig überrascht an, und als ich ihre nochmalige Frage bejahte, griffen sie mir jubelnd unter die Arme: „Ei, wird sich unser Vater freuen, wenn wir dich mitbringen! Der kennt deinen Vater noch von den Kriegszeiten her, sie haben in der Schlacht bei Waterloo zusammengestanden. Unser Vater kommt nicht auf die Vergangenheit zu sprechen, sein guter Kamerad, der Hilgenthaler Lindenhansfrieder muß dabei sein. Er

hätte viele Menschen kennengelernt, aber keiner wäre ihm so lieb gewesen wie der Hanfrieder aus der Lindenhütte zu Hilgenthal.“

Mir hüpfte das Herz im Leibe. War das denn nicht wie ein Wunder? Unser Vater hatte uns nur ganz selten einmal etwas von seinen Kriegserlebnissen erzählt. Aber der liebe Gott erzählte nur in seiner Weise davon.

In fröhlicher Eile ging es jetzt vorwärts. Und ob es gleich immerfort stürmte und schneite, stand uns das Mundwerk doch nicht einen Augenblick still. Lorchchen sagte, Lorenz lerne in Geismar die Drechslerei, und sie hätten sich beim Kaufmann in der Stadt getroffen. Dabei mußte sie aber alle Augenblicke mahnen: „Nein, Lorenz, sei doch nicht so ausgelassen!“

Dieser Lorenz konnte sich nämlich vor lauter „Wohldagen“ gar nicht bergen, zupfte bald mich, bald die Schwester am Armel und sagte dann, der „hilge Rest“ hätte es getan. Der „hilge Rest“ (heilige Christ) ist nämlich der Knecht des heiligen Christ und geht am Christabend in wunderlicher Gestalt, mit einem Beutel, einer klingenden Glocke und einer Rute in der Hand, von Haus zu Haus, von Ort zu Ort und kundschafftet, wer gut und böse ist, damit er die Sachlage dem heiligen Christ mitteilen kann.

Obwohl mit sechs scharfen Augen versehen,

liefen wir doch beständig Gefahr, vom Wege abzukommen, so hoch häufte sich der Schnee.

Jedesmal, wenn ich bis über die Knie im Schnee staß und fast nicht herauskommen konnte, faßte mich Lorenz, der auf die Gelegenheit schon immer wartete, unter die Arme und hob mich mit einem Tauchzer heraus.

Einmal kamen wir über eine Strecke, die ganz blank war, da der Wind den Schnee an der einen Seite zu einer hohen Schanze aufgetürmt hatte. Da ließ der Junge uns stehen und rief in übersprudelnder Lustigkeit: „Halt, halt! Gar zu schön ging sich diese Strecke, die muß ich noch einmal gehen. Denn mein Meister sagt: des Guten kann gar nicht genug sein!“ Wirklich lief er den Weg noch einmal hin und her. „Ei, gar zu schön geht sich's da“, schnaubte er, als er nun wieder, glühend und dampfend, bei uns stand; und im Einverständnis mit seinem Meister meinte er allen Ernstes, wir möchten das schöne Ende auch noch einmal wiederholen.

Aber wir hatten schon genug, erhaschten den Sauferwind beim Arme und stapften weiter, versanken und krabbelten wieder hoch.

Nun hörten wir auch bereits das Klingeln des „hilgen Kests“. Jeder laut von da und dort war geheimnisvoll, und ein seltsam wonniger Schauer zog durch unsere Herzen.

Um von dem arg verummten, oft sehr groben „hilgen Reste“ nicht ertappt, vielleicht gar mit seiner Rute geschlagen zu werden, schlichen wir uns auf mancherlei Umwegen heimlich in das Haus meiner Gefährten. Vor Holzhöfers Haustür schlug mir aber doch das Herz, und Lorch und Lorenz mußten mir erst lange zureden, bis ich mit hineinging. „Wir sind keine Vollmeier, sondern nur ganz einfache Brinksitzer,“ versicherte Lorenz und zog mich an beiden Händen hinein, während Lorch nachschob.

Mutter Holzhöfer, eine rundliche und gutherzig aussehende Frau mit einem Tuch über der Stirn, trug gerade das Abendbrot, Pfannkuchen und Salat, auf. Vater Holzhöfer, der eine große Narbe über der Backe hatte, saß vor dem Tische und schaukelte einen etwa fünfjährigen Knirps auf den Knien. Um den Tisch herum saßen noch zwei Jungen und drei Mädchen.

Als der Mann hörte, ich sei vom Hilgenthaler Lindenholfrieder ein Kind, setzte er flugs den kleinen Reiter ab und zog mich gegen das Licht, um in meinem Gesichte die Wahrheit zu lesen. „Du bist Lindenholfrieders, meines alten Freundes, Tochter?“ staunte er immerfort und wußte seiner Rührung gar nicht Worte genug. „Dein Gesicht spricht nicht dagegen,“ meinte er dann, „diese Züge und diese Augen kommen mir gar

bekannt vor. Da ist so etwas Treuherziges drin, das sich nicht so leicht vergißt. Sei mir herzlich willkommen am heiligen Christabend, Kind, und laß es dir wohl sein bei uns.“

Bald kamen noch viele andere Gäste, verummte mit Ruten und Säcken und unverummte mit ganz, ganz unschuldigen Gesichtern; — aber ich hätte viel zu erzählen, wenn ich den schönen Christabend mit seinen Bräuchen, Liedern, Nüssen und Äpfeln haarklein beschreiben wollte.

Lorchen und ich schliefen in einem Bette, vertraut und einander verstehend, als wären wir schon jahrelang beisammen gewesen. Es hat aber lange gedauert, eh' uns die Freude einschlafen lassen wollte.

Ich sollte den ersten Weihnachtstag dableiben und erst am zweiten nach Hause gehen, worauf besonders Lorenz drang. Allein ich schüttelte den Kopf und wollte mich nicht länger halten lassen, denn ich war voller Unruhe.

Nachdem ich mich oftmals bedankt hatte, wollte ich hastig mein Bündel nehmen. Es war fort und nicht zu finden, und es gab mit einemmal ein helles Lachen: Lorenz war mit meinem Bündel schon voraus.

Er wollte sich's nicht nehmen lassen, mich über den Hegebusch zu bringen, damit ich nicht im Schnee stecken bliebe.

Ich muß gestehen, ich empfand eine eigentümlich innige Freude darüber. Lorenz wußte so drolig zu erzählen, daß der Weg viel zu kurz wurde. So standen wir unversehens auf der Höhe vor Hilgenthal, wo der Hegebusch den Weg in sich aufnimmt.

Er brachte mich noch durch den Wald, der liebe Junge, reichte mir dann das Bündel und sagte: „Komm' gut hin, Friedesinchen! Es möge dir recht wohlgehen — und dann denk' auch manchmal an mich zurück. Auch ich werde oft an dich denken; wünschte mir wohl, du wärest meine Schwester. — Lebe wohl, Friedesinchen!“

Er gab mir die Hand und lief schnell zurück, sah sich aber noch manchmal um und schwenkte so lange den Hut, bis die Bäume sich zwischen uns drängten. Ach, wie seltsam mir da zumute war! Es ging wie eine Ahnung durch meine Seele.

Gerade um die Zeit des Gottesdienstes langte ich im Dorfe an und konnte so ungesehen zur Lindenhütte hinaufkommen. Eine feierliche Ruhe und Stille herrschte, woraus ich schloß, daß der Vater mit allen Geschwistern in der Kirche weilte. Dennoch schlich ich mich leise und verstohlen hinter den Küchenherd, setzte mich auf die Eimerbank und erwartete unter Angst- und Freudenschauern das Ende des Gottesdienstes.

Die Hühner kamen und sahen vertraulich zu mir herauf, und nach einer halben Stunde etwa kam auch der Vater, gleich hinter ihm Lorch, August und Christinchen. Wie gebannt blieb ich sitzen und hörte nun, was sie sagten. Von dem armen Friedesfinchen in der Fremde sprachen sie und bedauerten gar sehr, daß es nicht bei ihnen sein könne. „Grämt euch deswegen nicht zu viel, Kinder, es hat's gewiß viel besser, als ihr es haben könnt,“ sagte der Vater. Sie gingen hinein. Ich wagte kein Glied zu rühren; ratlos saß ich da und sann, wie ich wohl dem Vater am besten einen Beweis von meinem Dasein geben könne. Nach einer Weile fiel mein Auge auf den Ofenschürer. Ich nahm ihn und stocherte im Ofenloche herum, erst leise, dann immer stärker.

„Wer stöckert denn da draußen?!“ hörte ich bald die Geschwister fragen. Mir flirrte und flimmerte es vor den Augen, ich mußte sie mit beiden Händen zuhalten.

Ein Stuhl schurte, die Tür knarrte, und heraus kam der Vater, kamen die Geschwister, und im selben heißen Augenblicke trat auch Stinelliese zur Haustür herein. Fronhöfers Pate kam auch noch hinzu und rief, indem sie wiederholt die Hände zusammenschlug: „Ach, Leute und Kinder, was seh' ich, was seh' ich? Hat euch wahrhaftig der heil'ge Christ ein buntes Ferkel beschert!“ —

Ich preßte mir die Hände vors Gesicht und weinte, als säße mir ein Messer an der Kehle. Vater schüttelte lange still den Kopf, dann sagte er nur: „Friedesfinchen — Friedesfinchen!“ worauf er mich bei der Hand faßte und in die Stube führte. Da ich mein Bündel bei mir hatte, fragte er nicht weiter, wie es um mich stände.



Wie ich der Mehgerhund war.

Als der Vater alles wußte, was ich ausgestanden hatte, sagte er tiefgerührt: „Es ist nun doch gut, daß wir dich wieder haben. Lieber denn ein schmaler Bissen zuhaus, als da draußen im Graus.“ Nach diesem Worte ging ein heller Schein durch die Lindenhütte, und ich ward so froh wie eine Lerche, die sich zum Frühlingshimmel aufschwingt.

Wenn nur nicht unsere garstige Stinelieste immer so spöttisch über das bunte Ferkel gestichelt hätte! Das konnte sie nicht lassen, obgleich ihr nicht entging, daß sie mein ganzes Herz wund stichelte. Eines Tages beschwachte sie mich, mit ihr in den

„Tropp“* zu gehen, und ich war auch richtig so dumm, auf sie zu hören. Die Freude über das unverhoffte Angebot raubte mir alle Überlegung, und ich war um Stineliесе herum wie ein Schoßhündchen um seine Herrin.

Als wir nun am Abend in den Tropp kamen, rief Stineliесе mitten zwischen die zahlreich versammelten Knechte und Mädchen hinein: „Mit Verlaub, ihr Leute — ich bringe einmal unser buntes Ferkel mit!“

Ha, gab das ein Gelächter, ein Quielen und Spötteln, daß mir fast die Sinne vergingen. Schnell wie ein Gedanke war ich wieder draußen. Ich preßte mir die Schürze vors Gesicht und weinte. Nichts bohrt tiefer, als wenn einen das eigne Blut vor fremden Leuten verspottet und verhöhnt.

Ich kehrte in die Lindenhütte zurück, klagte dem Vater mein Leid und schluchzte: „Ach, wenn sie mir nur nicht immer das bunte Ferkel vorwerfen wollte!“

„Du mußt am Ende doch zu Oestern einen neuen Dienst annehmen und mußt dann mindestens ein volles Jahr aushalten; hernach will ich den sehen, der dir noch das bunte Ferkel vorzuwerfen wagt,“ sagte der Vater nach langem Überlegen.

D, dann wollte ich lieber heute als morgen fort

* Spinnstube.

und wollte alles lassen und alles leiden, was vonnöten wäre, um den Spott und Hohn von mir abzuwenden.

Vater sah mich traurig an, seufzte und ging zur Ruh. Die Jüngsten schliefen schon.

Ich blieb beim schwelenden Krüsel, der an einer am Deckbalken befestigten gezahnten Stange hing, am Spinnrade sitzen, und es war nun so still, so öde und leer um mich her, daß mir mein Elend so recht zum Bewußtsein kommen mußte. Noch niemals hatte ich zuhaus über mich selbst nachgedacht; jetzt kam's auf einmal über mich, daß ich zu Hause wäre und doch keine bleibende Stätte hätte, daß ich, nur zum Elend geboren, schlimmer daran war, als sonst einer im Dorfe. An meine Schulkameraden dachte ich, wie die es alle so gut hätten, immer daheim bleiben könnten bei Vater und Mutter — und wie sie alle Abende in den „Tropp“ gehen könnten. Und ich gedachte der Zeit, da ich klein war, da die Mutter noch unter uns lebte und Hanneliese und Margretchen. Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte mein Gesicht in die Hände legen und laut aufstöhnen.

Da schlug Vater den Bügenvorhang auseinander und fragte, was mir wäre.

Ich stürzte zu ihm hin, und er zog die bebenden Arme fest um mich. So weinte ich mich aus am Herzen des Vaters. —

Kurze Zeit darauf, an einem Sonntage, stehen wir mit dem Vater um die Linde herum und begucken die Zweige, ob sie bald ausschlugen. Kommt ein Mann in großen Stulpenstiefeln am Berge herauf, lockt ein schreckliches Ungetüm von einem Hunde an sich und wendet sich auf einmal an unsern Vater mit der Frage, ob er nicht ein Kalb oder Rind zu verkaufen hätte?

„Ein Kalb nicht, ein Rind auch nicht, aber ein buntes Ferkel hätten wir zu verkaufen!“ rief das boshafte Stinelliese, ehe der Vater noch ein Wort antworten konnte.

„Ein buntes Ferkel?“ Der Mehger lachte, und der große Hund riß das Maul auf, daß die Leute unten an der hylgen Beke stehen blieben und zu uns herauf sahen. Es war Stinelliesens Glück, daß sie geschwind ins Haus huschte, denn sowohl der Vater wie der Bruder waren dunkelrot geworden im Gesicht, ein solcher Zorn hatte sie erfaßt.

Als der Mehger hörte, was es mit dem bunten Ferkel für eine Bewandtnis hatte, drehte er sich auf den hohen Absätzen und tat einen Pfiff, daß sein alter „Röe“ wunder was meinte und sogleich wieder seinen furchtbaren Hals aufriß. Der Mehger sah mich an, wie er wohl die Kälber und Rinder ansehen mochte, die ihm zum Kaufe angeboten wurden. So eine Dirn wie mich könne er

im Augenblicke just so gebrauchen wie ein gutes Kalb, sagte er, denn seine Magd hätte die Gelbsucht gekriegt. Er wäre der Metzgermeister Dienhardt aus Tannfeld, hätte das beste Geschäft in der ganzen Stadt und brauche wohl nicht erst zu sagen, daß sich so ein „mageres Spier“ in seinem Hause ein Paar ordentliche Hüften zurecht essen könne; denn auf ein Pfund Fleisch mehr oder weniger käm's da nicht an.

Unser Vater hatte nun schon immer seine Sorge gehabt über mein schwindsüchtiges Aussehen und gesagt, ich müsse eine Stelle haben, wo ich ordentlich „was in die Knochen kriegte“. Wohl hatte er schon daran gedacht, mich für Stinelliese zu Hause zu behalten, doch gönnte er mir die nahrhafte Stelle eher als der Schwester. In seiner vorsichtigen Art sagte er: „Wir wollen's uns überlegen und in ein paar Tagen Bescheid geben.“ Was er denn für'n Lohn gäbe?

„Acht Taler und zu Weihnachten 'ne Schürze.“

Aber darauf schien's unserm Vater jetzt gar nicht anzukommen; er dachte nur an das viele schöne Fleisch, das es da zu essen gäbe, und sah mich schon zu einer runden und rotbackigen Dirn auszuwachsen.

Wir erkundigten uns in den nächsten Tagen hie und da nach den Metzgerleuten; es konnte uns aber niemand etwas Sicheres sagen. Es stellte

sich auch heraus, daß der Metzger sein Geschäft noch nicht lange angefangen hatte; und so hielten wir uns in unserm gläubigen Gemüte an das, was wir hofften und wünschten.

Am vierten Fastensonntage hörte ich unsern guten alten Pastor — er war nun schon recht alt und zitterig geworden — noch einmal predigen über den Text: „Denn so der Ochsen und der Böcke Blut und die Asche von der Kuh gesprengt“ . . . Meine aufgeregten Gedanken gingen mit der Ochsen und der Böcke Blut unwillkürlich ins Metzgerhaus nach Lannfeld voraus, und in der Nacht träumte ich von lauter Ochsen und Böcken und von rotem Blut. Ja, als ich mich am andern Morgen mit meinem Bündel ganz allein auf den Weg machte, kam ich mir vor wie ein weißes Schaf, das geschlachtet werden sollte.

Den Metzgermeister sah ich nicht, aber zwei Frauen sah ich. Eine saß in der Stube, die andre stand in der Küche. Kinder schien es nicht zu geben. Der Metzger selbst war auf den Handel aus. Die in der Küche war seine Schwester, die in der Stube seine Frau. Mir fiel das Herz in die Schuhe, und ich roch schon wieder Mäuse, denn der beiden Frauen Gesichter waren wie zwei Töpfe voll kleiner Dümels. Sie hatten, wie ich gleich merken konnte, eben erst einen Stubenkrieg miteinander geführt und noch keinen Frieden geschlossen. Ich

stand auf der Türschwelle, horchte mit einem Ohre in die Küche, mit dem andern in die Stube und gab eine Antwort hierhin, die andere Antwort dorthin. In die größte Verlegenheit geriet ich so und wußte nicht, was ich tun und lassen, wohin ich gehen und wo ich stehen sollte. Antwortete ich nach der Küche, gab's in der Stube ein Keifeln und Gelächter, daß es mir durch Mark und Bein zog; antwortete ich nach der Stube, entstand in der Küche ein Rumoren und Poltern, als kämen plötzlich alle bösen Geister herein-
gefahren.

Auf einmal sprang die Frau in der Stube auf mich los, riß mich herein und schlug die Tür zu, daß es donnerte und dampfte. „Ich bin die Frau im Hause — und ich gelte ganz allein!“ fauchte sie mich an. „Hörst du, Mädchen? Ich, ich bin die Frau!“

Zitternd nickte ich.

Nun hob sie sich auf und gab mir ein kurzes Zeichen mit der Hand.

Und zitternd folgte ich ihr — zwei steile Treppen und noch eine Leiter hoch. Wir kamen auf den Dachboden, wo aus langen grauen Brettern ein Kämmerlein hergerichtet war, ein Brettstuhl und ein Bettgestell darin, die beide einen sehr wackeligen Eindruck machten. Alte und neue Spinnweben in allen Ecken, und eine große graue

Spinne ließ sich gerade auf den Kopf der Frau herab, was sie aber nicht merkte. „Mach' und tu dein Bündel dahin!“ herrschte sie mich an, trat aus dem Verschlage und zeigte nach dem Hahnenbalken: „Dort liegt Stroh!“

Die große graue Spinne kroch auf ihrem Kopfe hin und her.

Ich mußte nun die Leiter ansetzen, ein Bund Stroh herunterholen und in die Bettstelle legen, in der ich schlafen sollte.

Gegessen würde ich zu Hause wohl schon haben? fragte sie im Hinuntergehen. Ich bejahte etwas fleinlaut, denn wie hatte ich mich schon auf ein ordentliches Vesperstück gefreut.

„Hast also keinen Hunger?“

„Oh — nein!“

„Das viele Essen und Trinken ist auch nur Angewohnheit,“ meinte sie, und dann könne ich also gleich gehen und 'ne Tracht Kraut einholen.

„Woher?“ fragte ich mit weinerlicher Stimme.

„Na, vom Kirchendache nicht!“

Ich zuckte und schluckte.

„Auf der Scheune liegt die Köze!“ herrschte sie mich von neuem an, während sich die große graue Spinne auf ihre Schulter fallen ließ.

Ich schwankte fort und dachte: Daß die Menschen so gegeneinander sein können . . . Sie sah

hinter mir her und tröstete mich: „Wenn du so dumm bist wie du aussiehst, soll ich wohl noch was mit dir erleben. Ich möchte wünschen, daß du besser einpäcktest als die vorigen.“

Die vorigen?! Wieviel mochten das wohl gewesen sein? Diese Frage schoß mir durch den Kopf, und es wurde mir dunkel vor den Augen. Noch am selben Tage erfuhr ich beim Wasserholen, es wären ihrer im laufenden Jahre nicht weniger als sechs gewesen. Da durchzog mich ein Schauer und Graus. Die siebte Magd in dem einem Jahre war ich also! Mein Gott!

Na, erst wollte ich mich doch tapfer halten. Ich vertraute auch trotz meines Aberglaubens auf die Führung und Fügung Gottes und vergaß keine Stunde die Strophe meines Lebensgesanges: „Wie Gott mich führt, so will ich gehn.“

Als ich mich glücklich auf die Scheune getappt und mit kläglichster Miene die Köße aufgehuckt hatte, schoß, hast du nicht gesehen, die Schwester des Metzgermeisters auf mich los, fauchte und leiste: „Sieh, warum hast du dich nicht allein an mich gehalten! Brauchtest dann nicht gleich mit der Köße ins Feld hinaus — sieh, du Dummbart! Merke dir: was ich sage, ich, das gilt! Die alte Hexe gilt nicht soviel wie unsere Katze, verstehst du? Sie hat uns nichts gebracht, noch nicht 'mal 'n Federfittich —, die... Und will von wunder wie großem

Herkommen sein. Ach, Gott vom Hohenhagen! Eine Bornehme will sie sein, eine Fuchtel ist sie, eine Fuchtel — sieh, sieh!“

Gleich einem Wirbelwind kam der andre Dürwelsdrache auf die Scheune gestoben, — das ganze Gesicht eine zischende Teufelsfrage.

Ich hatte mich so verjagt, daß ich erst wie angepfählt dastand und dann wie ein getretenes Hündchen hinauslief. Ein Gekreisch gellte mir nach, wie wenn sich zur Nachtzeit zwei eifersüchtige Katzen umkrallen.

O, wenn die Frauen wüßten, wie spinnenhäßlich sie in ihrem Hasse sind! Ja, an die große graue Spinne mußte ich immer denken.

Mir schlotterten alle Glieder am Leibe; ich schlich zwischen den Häusern des Städtchens solange aufs Geratewohl hin, bis ich das Feld an die Hand kriegte. Wie ich nun über die weite, stille Flur hinsah, kam es mir vor, als hätte der liebe Gott mich ganz verlassen, als sähe auch die Mutter nicht mehr auf mich herab — ich mußte lang und tief aufstöhnen.

Futter sollte ich suchen für die Kühe, und die Äcker waren alle so grau und fahl; nur die grellgelben Blüten des Huflattichs schimmerten auf, wohin ich mein Auge wandte. Ich schlug die Hände zusammen und fragte die leere Luft, womit ich die

Köze füllen sollte und — und — — wie ich ein Stück Brot kriegen möchte! Der Jammer konnte, so ungeheuer er war, den Hunger nicht ersticken.

Es blieb mir nichts anderes übrig, ich mußte die Huflattichblüten mit der Sichelspitze aus dem Boden stechen.

Wie ich nun so quer über die Acker krautete, leuchtete mir plötzlich die Landstraße ins Auge, auf der ich vor zwei Stunden hergekommen war. Da erfaßte mich der Jammer in seiner Allgewalt. Ich hastete der Straße zu, stierte auf die nach Hilgenthal laufenden Fahrgleise und konnte mich gar nicht satt daran denken, daß diese vielfältigen Spuren geradewegs nach Hilgenthal führten. Ein mächtiger Trieb erfaßte mich, ihnen nachzulaufen; aber dann begann ich zu ringen mit der Versuchung und rang so heftig, daß ich zu Boden stürzte. „O Gott, nein — ich darf nicht wieder nach Hilgenthal zurückkommen,“ stöhnte ich auf. „O Vater, Vater, Hanfrieder, mein Bruder — wüßtet ihr, wie es mir ergeht! — Nein, nein, ich darf nicht — darf nicht wieder zurück!“ Ich drückte mein Gesicht auf die Erde und blieb so eine Weile wie betäubt liegen.

Da vernahm ich ein starkes Pferdegetrappel und sah, als ich mich umwandte, wie der weiße Staub gleich einer Wolke über die grüne Breite wirbelte. Ich raffte mich auf, und schon sausten vier prächtige, feurige Schimmel mit einem prunkhaften

Kutschwagen an mir vorbei, während zugleich eine Peitsche über meinem Kopf wegpfiff.

Graf Züschen, mein Ohm! Ja, wahrhaftig, der und kein anderer war's. Und er selbst auch war's, der die Peitsche im Übermut nach mir schwang, denn er führte selbst die Zügel, an denen das Silber in dem herrlichen Sonnenschein nur so funkelte und blitzte. Sein betreßter Kutscher saß neben ihm, steif und mit gönnerhafter Miene. Raum hatte ich mich von meinem Schrecken erholt, als die schier märchenhafte Erscheinung auch schon zwischen den dichten Straßenhecken verschwunden war.

Verzweifelt sank ich wieder zur Erde und weinte.

„Im Himmel ist es so schön, so schön, so schön!“ jubelte hoch, hoch her die Lerche. „Ja, weil da keine Spinnen hinkommen können!“ mußte ich in dem Jammer meiner Verlassenheit unwillkürlich denken.

Aber die Bitterkeit der Seele ist kein Boden, auf dem reine, wahre Gedanken entstehen können. Noch auf der Stelle, auf der ich dies Lerkensingen hörte, wollte der liebe Gott mir zeigen, ich hätte umgekehrt denken sollen: Auf der Erde ist es schön, weil da die Menschenkinder, die einander lieb haben, zusammenkommen können.

Während ich noch schluchzend an der Straße lag, kam den nächsten Feldweg, der auf die Landstraße zulief, einer gegangen, der pfiff lustige Me-

lodien in der Tag hinein, und wenn er nicht pfiff,
so sang er. Jetzt stimmte er an:

„Ach Schätzchen, was hab' ich erfahren,
Daß du dich willst scheiden von mir!
Willst in das fremde Land reisen,
Ja, ja, ja, reisen,
Wann kommst du wieder zu mir!“

Der Gesang kam näher und näher. Ich sprang
auf und strich mir beschämt das Haar aus dem
Gesichte.

Da blieb der Junge wie erstarrt stehen und rief:
„Barmherziger Gott! — Friedesfinchen, Friedesfin-
chen, Friedesfinchen!“

„Lorenz! Lorenz!“ rief ich nur und wischte mir
mit der Schürze rasch die Augen trocken; doch sie
quollen immer wieder über.

Ja, es war Lorenz Holzhöfer aus Rosdorf, der
mir seit dem Weihnachtsfeste schon so manchmal
im Traume erschienen war. Diese Überraschung,
diese Freude!

Ich erzählte ihm, heute wäre ich bei Dienhardts,
den Lannenfelder Metzgerleuten, Dienstmagd ge-
worden.

Mit großen Augen sieht er mich an. „Du mußt
berufen sein, Friedesfinchen, behext! Ganz und gar!
— Die Schwestertochter von meinem Meister in
Ellershausen ist gerade vor einem halben Jahre in
der gleichen Stelle gewesen, aber nur vier Tage

und drei Nächte, dann ist sie bei Nacht und Nebel aufgebrochen und wieder zu ihren Eltern gelaufen. Die haben sich nicht wenig verjagt, als sie ihr Kind so unverhofft wiederkommen sehen. Eine Farbe hat es gehabt, als hätte es schon drei Tage und drei Nächte im Grabe gelegen. Die Mutter hat dem Mädchen nur flink ein Stück Brot abschneiden müssen, so entkräftet ist es gewesen.“

Ich ließ den Kopf sinken, weinte bitterlich und fühlte doch im Grunde meines Herzens ein tiefes Glück aufsteigen, wenn ich zu dem Jungen aufsah.

„Wie du mich dauerst, Friedesinchen!“ sagte er in seinem ehrlich herzlichen Tone. „Ich wollte, ich könnte für dich dienen.“

O, wie wohl es mir tat, wie wonnig es mich durchrieselte, daß Lorenz mich bedauerte! Es war mir, als könnte ich die größte Qual ertragen, wenn nur Lorenz es wüßte. —

Indem zupfte er mich am Armel und sagte: „Da sieh und schmecke 'mal, was für prächtige Meisterleute ich habe! O, Friedesinchen, bei uns müßtest du sein!“ Er knüpfte ein blaugestreiftes Taschentuch auf und brachte ein gutes Stück Brot nebst einer tüchtigen Zulage Schinken zum Vorschein. „Nun wollen wir erst zusammen frühstücken,“ sagte er fröhlich, und ich mußte viel über die Hälfte hinnehmen, ob ich mich auch sehr dagegen sträubte.

Natürlich stand ich jetzt nicht mehr im Graben und Lorenz nicht mehr auf der Landstraße; wir setzten uns nebeneinander auf den nächsten Steinhäufen, wo es sich so weich und wonnig saß wie im Himmel.

„Weißt du was, Friedesinchen?“ sagte Lorenz, kauernd und schluckend, „’s kommt eigentlich doch recht wunderbar mit uns, wenn wir’s so überdenken. Das fügt gewiß unser Herrgott so, und er hat ohne Zweifel seine besonderen Gedanken dabei, wie mein Meister sagt. Ja, wenn das nichts zu bedeuten hat, so weiß ich’s nicht. Da müssen wir am heiligen Abend zum erstenmal zusammenkommen, und es hatte keiner vom andern was gewußt. Und da warst du gerade in derselben Stelle gewesen, aus der unser Lorch sich sein erstes buntes Ferkel geholt hatte. Und — und — ja, ich will’s nur gerade heraus sagen — hernach bist du immer im Traume zu uns gekommen. — — Und jetzt treffe ich dich wieder und finde dich wie ein Mäuslein in der Falle — ich sage, Friedesinchen, ist das nicht seltsam?“

Also geträumt hatte er auch von mir! Ei, eil! Ich hütete mich indes — ich weiß nicht, warum — ihm zu sagen, daß ich auch manchmal von ihm geträumt hatte. Ich konnte meine Augen gar nicht von ihm wegfrieden; nur wenn er’s merkte, konnte ich es. Da stützte er die Ellenbogen auf die Knie

und den Kopf auf die Hand, überlegte und sagte:

„Friedesinchen, soll ich dir einen Rat geben? Ich rate dir, wie ich meiner Schwester auch raten würde: Bei den greulichen Schlachtersleuten kannst du nie und nimmer bleiben. Zwei Kühe haben sie und keine Äcker dazu; du mußt ihr Kleeacker und ihr Kornfeld sein, das heißt, alles Futter mußt du auf fremdem Felde oder auf der Gemeinheit suchen und die Streu in den Hölzern zusammenharken und auf deinem schwachen Rücken nach Lannfeld tragen. Und dann mußt du Seife machen und den Hundewagen auf die Dörfer ziehen. Herr Dienhardt wäre gewiß der Schlechteste nicht, aber da die beiden Drachen ihm zu Hause keine Ruhe lassen, treibt er sich gewöhnlich wochenlang umher, handelt und handelt, bringt aber meistens nichts nach Hause, und Fleisch wirst du kaum zu sehen, geschweige denn zu schmecken kriegen. Nun weißt du Bescheid, Friedesinchen, und ich rate dir: Gib das Mietgeld zurück und mach, daß du wieder nach Hause kommst.“

So Schlimmes er mir auch verhiess, ach so gerne hörte ich ihn reden, konnte ich ihn doch dabei so lange ansehen. — Auf den Rat aber stieß ich einen Schreckensruf aus und grub das Gesicht in die Hände. „Nein, nein, Lorenz — um alles in der Welt darf ich nicht wieder nach Hause kommen.

O, was wollte das zu Hilgenthal für ein Gelächter, für ein Spotten geben! Nein, nein, Lorenz! Mindestens ein volles Jahr, so hat mir's der Vater auf die Seele gebunden, muß ich auf meinem neuen Plage aushalten, anders würde ich doch das schreckliche bunte Ferkel nicht wieder los."

„Aber wenn du gleich heute zurückgehst, merken's die Hilgenthaler ja gar nicht 'mal, daß du schon wieder in der Fremde gewesen bist,“ wandte Lorenz ein.

Doch ich blieb dabei, mein Jahr müsse ich aushalten und koste es mein Leben. Ein Jahr wäre ja auch nur einmal Pfingsten und einmal Weihnachten, sagte ich schließlich mit herzhafterem Tone, machte aber diese Bemerkung mehr dem lieben Jungen als mir zum Troste, weil er mich gar zu traurig ansah.

Dann möchte ich's versuchen, meinte er endlich. Er wisse aber, daß ich es keine vier Tage lang aushielte; darum wolle er sich eilig umtun und sehen, ob er nicht in Rosdorf oder Weismar eine gute Stelle für mich fände.

Nachdem der gute Junge mir noch flink geholfen hatte, daß ich etwas Grünes in die Röze kriegte, ging er traurig fort. Er mußte für seinen Meister nach der hinter Lannfeld gelegenen Glashütte. Immer wieder sah er sich um und schwenkte die Mütze.

Ich hatte das Gefühl, als wäre ein Stück von meinem Herzen gerissen. —

Kalt und modrig wehte es mich an, als ich in das Schlacherhaus zurück kam.

Raum hatte ich die Tracht abgelegt, als auch schon die Meisterin herbeistob, das Kraut musterte und heftig zu Reifen anfang, daß es lauter Huf-lattichblüten wären, daß ich die Zeit vertrödelte und in die Sichel eine Lücke gestoßen hätte.

Kam nun Fräulein Dienhardt herbeigeschossen und rief mit schmeichelnder Stimme, indem sie giftig nach der Schwägerin schielte: „Ei sieh, was für hübsches Kraut du gebracht hast, Friedesfinchen — und wie schnell du wiedergekommen bist!“

Hagel und Hölle! Ging jetzt Frau Dienhardt ins Geschirr! Man sollte nicht denken, daß eine Menschenbrust soviel Gift in sich bergen könnte.

Nachdem sie uns beiden unsere Ehrentitel ganz gehörig aufgedeckt hatte, wies sie mich fauchend in die Küche und zeigte mir zwei auf der Herdplatte stehende Kumpfe. Der eine, bedeutete sie mir, enthalte mein Mittags-, der andere mein Abendessen; dieses hätte ich, damit es warm bliebe und in der Küche nicht im Wege stände, oben auf meine Kammer zu bringen und ins Bettstroh zu stellen.

Ihre Schwägerin machte mir während dieser Verfügungen allerlei Mienen und Gebärden zu, die mich stacheln sollten, gegen die Frau aufzu-

prohen. Da ich das nicht tat, hatte ich's auch mit ihr wieder verdorben.

Als ich meinen Abendkumpf hinaufgetragen hatte und wieder herunterkam, stieß die Meistersfrau einen verbogenen und verkrachten Zinnlöffel in den Kumpf und stellte diesen auf eine Ecke der Eimerbank. Eine zickzackartige Handbewegung bedeutete mir: Das ist dein Tisch! In stolzer Haltung, als wäre sie wunder was, rauschte sie wieder hinaus. Und die große graue Spinne kroch hinter ihr her. —

Vor meinem Kumpf auf der Eimerbank Ecke fühlte ich's tief im Herzen, daß ich — der Mehgerhund geworden war. So oft ich einen Löffel voll von der wässerigen Suppe nahm, die auch nicht einen Gedanken von Fett oder Fleisch enthielt, so oft rieselte eine Träne über mein Gesicht.

So rar das Fett, so knapp die Zeit. Schon wogte die Herrin mit zwei Säcken herein, und ich mußte nach dem Laubharfen. Ich ging auf das nächste Bergholz zu, von wo man nach der Hilgenthaler Gegend sehen konnte, harfte unter den Bäumen hin und her, stopfte die beiden Säcke, wie ich's den Vater und die Mutter ehemals hatte tun sehen, und quälte mir schließlich die vollen Säcke auf den Rücken.

Es schlug gerade vier, als ich mit meiner Tracht in den Laubschuppen schwankte. Frau Dienhardt

zeigte sich zu meiner nicht geringen Freude über meine Leistung sehr befriedigt; um so heftiger aber keifte und zischte nun die Schwägerin oder vielmehr das „Fräulein“, wie ich sie titulieren mußte, obgleich sie schon gar nicht wie ein Fräulein aussah. „Sieh, sieh! — Sieh, sieh! — Sieh, sieh!“ zischte es immerfort.

Frau Dienhardt beschränkte sich darauf, ab und zu ein höhnisches Lächeln anzuschlagen, und sie hatte dies Lachen in der Gewalt! Es war, als gösse einem jemand 'n Eimer voll geschmolzenes Eis über den Rücken.

Ich war hungrig, ach so hungrig, daß ich hätte Schuhnägel essen können.

Die Frau gab mir ein Stück schimmliges Brot, und sie gab es mir in der Art, wie sie ihrem Hunde eine Rinde oder einen Knochen zuwarf. Das schimmlige Brot sah ich nicht, aber diese Art! Laut aufschreien hätte ich können vor Schmerz und Empörung. Ich wußte nicht mehr, was größer war, der Hunger nach Brot, oder der Hunger nach Liebe und Freundlichkeit, der Hunger nach guten Menschen.

Die Sonne rutschte schon auf die Weserberge, als ich wieder vor dem dunklen Lannenhügel ankam, durch den ich mich winden mußte, um in den Buchenhochwald zu kommen, wo das Laub lag. Eine Amsel sah mich wiederkehren und er-

schrak darüber so sehr, daß sie laut aufschreiend davonflog. Ach, die Amsel konnte ja nicht wissen, daß ich kein schlimmer Mensch war, konnte auch nicht ahnen, wie ich mich sehnte nach einer innigen Gemeinschaft und wie gern ich mit den Tieren des Waldes Freundschaft geschlossen hatte. „Könntest du doch auch eine Amsel sein!“ wünschte ich unwillkürlich und besah mich im Spiegel der Quelle, die ich in den Tannen entdeckt hatte. So träumte ich ein Weilchen, dann trank ich aus dem klaren, kühlen Waldwasser und tunkte mein schimmliges Stück Brot, das ich bis dahin trotz meines Hungers nicht hatte essen mögen, tief hinein.

Wie ich nun so friedsam dasaß, in das tropfende Brot biß, mich wieder tief über die Quelle bückte und Erquickung schlürfte — kam jene scheue anmutige Amsel zurück und setzte sich auf den Wipfel der gleichen Tanne, die sie vorhin im Schrecken über mein Kommen verlassen hatte, und flötete so wunderbar Weisen, das mir fast Essen und Atem verging. Während ich dann in die nahen Buchen ging und mit dem Laubharken begann, flog sie wohl auf einen andern Wipfel, sang von da aus aber in einem fort: „Eia, Friedesfinchen, vor dir fürcht' ich mich nicht! Gut bin ich dir, gut, gut. Eia! Eia!“ —

Nach dem vorzeitigen starken Frühlingssonnenschein kam der April und warf noch einmal einen

weißen Schleier über Feld und Wald. Frau Dienhardt sah wütend zum Fenster hinaus. Der April schüttelte ihr eine ganze Wanne voll Flocken ins Gesicht, warf ihr den Fensterflügel an den Kopf und pfiff ihr zum Hohne auf den Löchern des Hauses tolle Melodien.

Ich dachte: das ist ihr recht. Ja! Ich hatte einen Freund in dem stürmenden Wetter.

Denke aber keiner, ich hätte nun gemüthlich wie eine Maus in der Hede hätte sitzen können. Ach, du lieber Gott! Aschebestaubt von oben bis unten, mußte ich unzählige stäubende Aschenpucken, wie sie die kleinen Leute von Lannfeld herbrachten und für wenige Pfennige oder Groschen verkauften, auf den „Ascherboden“ schleppen, oder, gab es keine Asche zu tragen, Körbe voll gebrannter Kalksteine die Treppe hinaufquälen. Ich mußte den Ascher machen, d. h. den zusammengetragenen großen Aschenhaufen über die genähten Kalksteine schaufeln. Ich mußte nächtelang in Staub und Qualm bei dem Haufen stehen, ihn wie ein Köhler mit der Schaufel beklopfen und fort und fort die Augen offen haben, daß das innerliche Feuer nicht ausbrach. Den durchgebrannten und abgekühlten Ascher mußte ich fein harken wie Topferde und in den großen Bodenkessel hinunterschaufeln, in den vorher schon allerlei schreckliches Fett und Fleisch gekommen war. Ich mußte den Kessel heizen und

schüren, die Lauge abzapfen und wieder nächtelang die Lauge rühren — — kurzum, ich mußte Seife machen. Die schlimmste Arbeit, die ich mir für ein so zartes, junges Ding, wie ich war, denken kann. Ein Gotteswunder, habe ich mir später gesagt, daß ich, ohne die Schwindsucht zu kriegen, davongekommen bin.

Und der Mehgermeister? Ja, wo war der Mehgermeister? Frau Dienhardt sah immer wieder zu dem klappernden Fenster hinaus und stampfte wütend den Boden. Daß sie gar nicht nach dem Wetter, sondern nach ihrem Manne ausah, der schon seit beinah zwei Wochen von Hause fort war, merkte ich an den Sticheleien des Fräuleins.

Endlich hatte sie ihn aber doch herbeigeguckt. Er kam mit einer alten und einer jungen Kuh.

Die Schwester lachte und nickte ihm ermunternd zu, während die Frau ihm wie eine Furie entgegenrannte. Er tat, als sähe und hörte er weder die eine noch die andere.

Es wurde geschlachtet, und ich mußte allerlei Handreichung dabei tun. Der Anblick und Geruch des Blutes war mir schrecklich; aber der Mehgermeister machte mir's erträglicher durch seine Freundlichkeit und Nachsicht. Er hatte bei seinem blutigen Handwerk kein so grausames Herz wie die Weiber und wäre gewiß ein guter Familienvater gewesen, hätte er's zu Hause aushalten können.

Die Juden, deren es viele in Lannfeld gab, kamen und holten den Koschern Theil; was übrig blieb, mußte ich in Lannfeld herumtragen oder am Sonnabend auf einem kleinen Handwagen auf die Dörfer fahren.

Als ich das erstemal vor dem Hundewagen stand, der halb mit Fleisch, halb mit Seife beladen war, meinte ich, es hätten sich alle Engel im Himmel darüber empören müssen, — ich habe aber damals wohl nicht so scharf nach dem Himmel hingehorcht, sonst hätte ich sie vielleicht rufen hören: „Die Arbeit schimpft nicht, und wenn du auch den Hundewagen ziehen mußt; das Schimpfliche sind nur die Menschen, die dich an den Hundewagen spannen.“

Der Metzgermeister sagte, er ginge mit, da ich ja die Dörfer und Kunden noch nicht wisse, den Wagen auch schwerlich allein über das Groner Holz ziehen könne. Darüber geriet er mit seiner Frau in einen hitzigen Wortwechsel. Ich könne, rief sie fauchend, die Kundschaft ganz allein finden; hätte das Feld und den Wald auch ohne Lockhammel gefunden. Er suche nur einen Vorwand, um aus dem Hause und ins Wirtshaus zu kommen.

„Sieh, sieh,“ mengte sich Fräulein Dienhardt sogleich ein und stellte sich funkelnden Auges neben den Bruder, „wirßt dir doch von der keine Vorschriften machen lassen? Was hat sie dir denn ge-

bracht, daß sie sich so was gegen dich herausnimmt? Sieh, sieh?“

Herr Dienhardt machte schließlich eine kurze Wendung und schlug die Thür hinter sich zu, daß es durchs ganze Haus krachte.

Und ich zog den Wagen getreulich hinter ihm her und atmete auf, als wir Lannfeld hinter uns hatten.

Das erste Haus diesseits des Groner Holzes, bei dem wir anhielten, trug die Inschrift: „Zum frischen Krugel!“ Das erste Haus jenseits des Groner Holzes, in dem wir einkehrten, nannte sich einfach: „Gastwirtschaft“. Das dritte Haus zeigte über der Thür statt einer Inschrift nur einen überschäumenden Krug. Und diese Inschriften und Merkmale wiederholten sich auffallenderweise noch dreimal. Als wir den fünften Krug verließen, sagte der Meister mit schwer lallender Stimme: „Du glaubst nicht, Mä—Mädchen, wa—was für ein Sor—Sorgenbre—brecher der Branntwein ist. Zu Hau—Hause, bei den Tru —Tru—Trumpffschnauzen ha—ha—halt's der Teu—Teufel aus! Wirst auch wieder auskneifen, Mä—Mädchen? wa—was? Habe ich recht? He, ha—habe ich recht?“ Er lallte immer schwerer und sah mich mit so verglasten dicken Augen an, daß mich ein Schauer durchrieselte. Im sechsten Wirtshause blieb er wie tot liegen, und ich mußte mir nun allein zu helfen suchen.

Die Nacht war schon weit vorgerückt, als ich mit meinem leeren Wagen durchs Groner Holz nach Lannfeld zurückzog. Ein scharfer, kalter Wind wehte, Eulen schrien und Füchse bellten. Das Groner Holz war auch sonst gerade keines Menschen Freund. Vor wenigen Jahren war dicht an der Straße, die ich zog, ein Reisender ermordet worden, und noch allerlei andere unheimliche Erzählungen gingen um. Alle Haare richteten sich mir zu Berge, wenn ich daran dachte. Ich sah den Reisenden in seinem Blute liegen, hörte ihn ächzen, hörte den Räuber kommen, und in der wahnsinnigen Angst sah ich bald jeden Baum für einen Räuber oder Mörder an. Ich betete: „Wie Gott mich führt, so will ich gehn“... „Wie Gott mich führt, so will ich gehn“... weiter kam ich nicht, denn in der Todesangst wußte ich weiter nichts von dem Gesange als den Anfang.

Und der liebe Gott ließ mich nicht im Stich; er führte mich und lehrte mich das Sprüchlein: „Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.“

Hinter mir hörte ich auf einmal ein Pferd pfustern und trappeln. Ich hielt den Atem an, und — da war es auch schon dicht bei mir, das — Postpferd mit dem zweirädrigen gelben Karren. Und vom Wagen herunter rief eine freundliche Stimme: „Meine Güte, Kind, wohin willst du denn noch bei dieser Nacht?“

Ein krampfhaftes Schluchzen hielt mich gepackt, und es dauerte lange, bis ich dem menschenfreundlichen Manne, den ich ja schon von Ansehen kannte, das Nötige gesagt hatte.

Hurtig sprang er von seinem Karren herunter. „Deinen Wagen wollen wir hinten anbinden,“ sagte er, als verstände sich das ganz von selbst. Und ich mußte mich auf seinen Platz setzen, und da er gerade dabei gewesen war, ein Schinkenstück zu verzehren, mußte ich nun auch mitessen. Er merkte wohl, wie tothungrig ich war, gab mir auf einmal alles hin — und redete mir zu wie ein Vater. Ach, er ist nun lange tot, der gute Postbote von Lannfeld — nein, er ist nun lange im Himmel, und ich weiß gewiß, daß ihm auch im Himmel die Ohren klingen, da ich das erzähle.

In der Pfarre hatte ich einen Vers gelernt, der so lautet:

„Nührt dich ein starker Spruch,
So ruf' ihn dir zum Glücke
Des Tages in dein Herz
Im stillen oft zurücke.
Empfinde seine Kraft
Und stärke dich durch ihn
Zum Vorsatz, zum Entschluß,
Das Gute zu vollziehn.“

Trotz eingehender Erklärung hatte ich mir bei dem Verse nichts Rechtes denken können. Erst in

der Fremde, im Elende ist mir das Verständniß dafür aufgegangen. Der starke Spruch war mein Lebensgesang: „Wie Gott mich führt, so will ich gehn...“ — Immer wieder betete ich ihn und eroberte mir so einen Tag nach dem andern. Auch nicht eine Stunde ist hingegangen, daß nicht Hunger und Heimweh im Verein mit Niedertracht und Bosheit mich aufs grausamste angefallen und gepeinigt hätten.

Der einzige Glücksstrahl in jenen Tagen war ein Brief — ein Brief von dem guten Jungen aus Rosdorf. Da liegt er noch in der Truhe. Verlöre ich ihn, hätte ich ihn doch tausendmal im Kopfe. Jede Zeile hatte eine tiefe Furche gezogen in Kopf und Herzen. Lorenz schrieb:

„Liebes Friedesinchen!

Mit Freuden ergreife ich die Feder, an Dich zu schreiben. Ich bin, Gott sei Dank, noch ganz gesund und munter und hoffe, daß auch Dich mein Schreiben gesund und munter antreffen wird. Liebes Friedesinchen, ich habe keine Ruhe nicht, weder Tag noch Nacht. Immer muß ich an Dich denken, immer stehst Du mir vor Augen, weil ich weiß, daß Du soviel Schlimmes aushalten mußt. Ich habe nicht zu bleiben gewußt und wäre schon längst einmal wieder zu Dir gekommen. Es ist aber jetzt soviel zu tun, daß wir Tag und Nacht nicht aus

der Werkstatt herauskommen. Liebes Friedesinchen, nun habe ich's meinen Eltern geschrieben, daß sie Dir in Rosdorf eine gute Stelle ausmachen möchten, denn ich denke immer, wärst Du da, wo meine Eltern und Geschwister sind, die Dich auch alle so gern mögen, dann wärest Du geborgen und hättest nichts auszustehen. Liebes Friedesinchen, meine Meisterleute, meine Eltern und Geschwister wundern sich gar sehr, daß Du noch auf Deinem Platze so aushieltest; müßtest doch ein ganz barbarisches Mädchen sein. Ach, Du gutes, armes Friedesinchen, hast ja nicht gewußt, wohin? Und dann hast Du ja auch an den argen Spott denken müssen. Die Leute haben gut spotten. Aber nun ist das alles nicht: Lauf nur getrost weg und komme zu meinen Eltern. Sie wollen Dich behalten, bis sie eine gute Stelle für Dich wissen. Bist Du da, komme ich alle Sonnabend nach Rosdorf herübergelaufen — und nicht wahr, Mädchen, Du freust Dich auch, wenn wir uns dann so oft sehen können? O, ich habe Dir soviel zu erzählen! Weißt Du, ich bin Dir auch so gut.

Aber nun muß ich schließen, liebes Friedesinchen, denn ich habe noch ein Fenster zu machen. Und es grüßt Dich auch vieltausendmal und soviel Sterne am Himmel stehen

Dein Dich liebender

Lorenz Holzhöfer."

Ich mußte lange daran studieren, denn die Augen füllten sich fort und fort mit Freudentränen. Ich steckte den Brief unters Brusttuch, und wenn ich nach dem Krauten oder nach dem Laube ging und ganz allein für mich war, zog ich ihn hervor und las ihn immer wieder.

Von einer Art Märtyrermut beseelt, dachte ich: „Warte nur, Lorenz, sie sollen sich noch mehr wundern.“

Da ich kein Schreibwerk hatte, so ließ ich dem guten Lorenz durch den Wollkämmer, der ja von Ort zu Ort ging, hinsagen, er solle auch tausendmal bedankt sein für seinen erquicklichen Brief; ich hielt indes mein Jahr aus und mußte ich daran zugrunde gehen. Immerhin würde es eine große Freude für mich sein, wollten seine Eltern mir zu Ostern eine bessere Stelle ausmachen; ich wußte nicht, was ich ihnen dafür zugute tun sollte.

Lorenz ermüdete nicht, schickte mir noch öfter einen Brief her. Und das waren die einzigen Freuden, die mir zu Lannfeld widerfuhren. Und gewiß haben seine Briefe viel dazu beigetragen, daß ich ein volles Jahr der Metzgerhund geblieben bin. In Lorenz' Augen ans Marterholz genagelt zu sein, das deuchte mich eine süße Qual. Das Schlimmste sollte aber noch kommen.

Zu meiner nicht geringen Verwunderung hörte ich eines Tages, daß meine martervolle Ausdauer

in ganz Lannfeld Aufsehen erregte und ich der Gegenstand allgemeinen Mitleids geworden sei.

Nur diesem allseitigen Mitleid habe ich es zuzuschreiben gehabt, daß ich ungestört auf allen Aekern Krauten und in allen Wäldern harkten durfte.

Indessen einmal hatte mich der Lannfelder Pfänder doch eingeschrieben, um, wie er sich ausdrückte, meiner Herrschaft 'mal wieder einen kleinen Denkfettel anzuhängen. Aber meine Herrschaft sagte, wer sich hätte „kriegen“ lassen, der solle auch für die Strafe aufkommen.

Darin stimmten die Frau Dienhardt und das Fräulein merkwürdigerweise zum erstenmal vollständig überein. Geht es über ein armes Menschenkind her, werden alle Teufel eins.

Schon nach etlichen Tagen brachte mir der Gerichtsvogt ein Schreiben mit einem großen Siegel. Ich war zu einer Geldbuße von einem Gulden oder zu einem Tage Haft verurteilt. Wegen Flurvergehens!

Da ich nur acht Gulden fürs ganze Jahr einnehmen konnte, den fälligen Lohn bereits für meine Notdurft ausgegeben hatte, die Herrschaft sich aber aufs entschiedenste weigerte, den Gulden für mich zu erlegen, blieb mir nichts anderes übrig, als mich einen Tag ins Hundeloch einsperren zu lassen. Ja, Kinder, mein Leben hat einen Makel: ich habe

gegessen. Ich muß schweigen, denn es wird mir elend von dieser Erinnerung.

Fast wahnsinnig geworden, wankte ich aus den Kerkermauern wieder ins Freie. Ich schämte mich vor der Lerche, die da sang, schämte mich vor dem hellen Schein der Sonne und schlich auf verstohlenen Wegen nach dem Metzgerhause.

Mit spöttischem Gelächter empfangen mich die beiden Teufelinnen, und statt besänftigendes Öl in meine brennende Herzwunde zu gießen, streuten sie noch Salz und Pfeffer hinein, fragten, wie mir der Braten geschmeckt, wie lange ich den Tag über geschlafen und die Nacht gewacht hätte und so mehr. Damals habe ich gewünscht — frei gesteh' ich's — ein Donnerschlag möchte das Metzgerhaus hundert Klafter tief in den Erdboden schmettern.

Vor den Lannen auf dem Klusberge hatten wir ein Kartoffelfeld, das ich größtenteils allein hacken mußte. So sauer mir das wurde, so ging ich doch tausendmal lieber nach dem Kartoffelhacker als nach dem Laubharken. Zumal unmittelbar nach dem Gefängnis. Das Hacken auf dem Felde war eine ehrliche Arbeit, der ich mich nicht zu schämen brauchte; das ewige Krauten und Harken auf fremdem Boden empfand ich wie Schimpf und Schande.

Wie froh war ich darum, als ich nach der Ge-

fängnißhaft mit der Hacke nach dem Klusberge gehen konnte. Und doch, wie brannte mir auch jetzt noch die Scham auf der Stirn! Ich hatte gegessen! Als ich auf die Straße kam, war mir's, als schüttelten sich alle Büsche und Bäume, alle Blumen und Gräser vor meinem Anblick, als wüßten alle Tiere auf dem Felde und im Walde von der Schmach, die mir angetan war. Im Klee saßen zwei Hasen, aus dem Weizen kamen zwei Rebhühner gelaufen, und auf einer beraßten Bülte, die aus der jungen Esparsette ragte, ließen sich zwei Lerchen nieder. Alle waren zu zweien, nur ich war ganz allein. Und alle hielten ihre glänzenden Augen auf mich gerichtet, als wollten sie sagen: „Du armes, verlassenes Friedesinchen!“

Ich setzte mich am Walde nieder, lehnte den Kopf an eine Lanne und weinte wie ein verlorenes Kind. Da flog ein bunter Fink auf den Handweiser, der an der Stelle stand, wo die Lannfelder Straße sich mit der Hilgenthaler kreuzt. Und als meine Augen ihm folgten, winkte mir der Handweiser und wies nach dem Berge, über den die Straße nach Hilgenthal führt. Wie ein Blitzstrahl durchzuckte es mich; auf sprang ich und lief durch Saat und Klee, bis ich an den Handweiser kam.

Der eine Arm wies nach Lannfeld, der andere nach Hilgenthal, und an diesem las ich die Worte:

„Nach Hilgenthal eine Stunde.“ Ich stand davor und betrachtete die Inschrift mit einer wahren Inbrunst; die toten Buchstaben belebten sich, strahlten wie Feuer, hüpfen und tanzten — und fingen an zu tönen: „Nach Hilgenthal, nach Hilgenthal!“ Und ohne recht zu wissen, was ich tat, hastete ich auf dem Wege fort.

Ein Wonnenschauer durchrieselte mich, als ich wieder auf Hilgenthaler Boden kam. Die Steine hätte ich küssen mögen. Um aber nicht von den Leuten im Felde gesehen zu werden, lief ich, wo ich konnte, hinter Hecken und in Hohlwegen.

Als ich an den „Haselbusch“ kam und mein geliebtes Hilgenthal mit seinem zwiebelartigen Kirchturme aus dem waldigen Grunde auftauchen sah, fiel mir plötzlich aller Mut in die Asche. Ich blieb hinter dem Busche stehen und zerbiß mir die Lippe. Zu der Macht des Heimwehs gesellte sich noch die Gewalt des Hungers, denn die elende Mittagsuppe war zur Sättigung zu wenig und zum Verhungern zu viel gewesen. Was der Jammer nicht tat, das tat der Hunger, der eine trieb, der andre zog, und ich fühlte mich unwiderstehlich vorwärts getrieben.

Das Dorf war wie ausgestorben, und ich kam durch die Osterhöfe, zwischen deren dicken Hecken ich hinabschlüpfte, ganz unbeachtet bei der Linde an. Ein Augenblick voll unbefreiblicher Empfin-

dungen. Die gerade in wundervollster Blüten- und Blätterpracht dastehende Linde zitterte ein wenig und schüttete leise, leise, daß die in ihren Blüten schwelgenden Bienen es nicht merkten und böse auf mich würden, ihre Blütenblätter über mich, als sollt's ihr Willkomm sein.

Das traute Lindenhäuschen mit dem graugrünen Moose auf dem Dache stand da wie in stillem Traume. Vor der Tür hing das Schloß. Außer dem summenden Getümmel, das die Bienen im Lindenbaume unterhielten, vernahm ich nichts als das trauliche Raseln der Hühner. Von meinen Geschwistern keine Spur.

Ich legte meinen Arm um die Linde und flüsterte zu dem heißen Druck meiner Hände: „Lieber guter Lindenbaum, wenn sie nun nach Hause kommen, der Vater, die Brüder, die Schwestern, dann sage ihnen: ich ließ sie alle grüßen und wäre ungerufen noch gesund. Meine Hände müßten sie fühlen, wenn sie ihre Hände auf deine Linde legten.“

Unter die grünlich funkelnden beiden Schiebefenster lief ich und versuchte eins aufzuschieben, was auch mit einiger Mühe gelang. Da stand zwischen den Fuchsien und Balsaminen noch der Myrtenbaum und der Rosmarin, wie sie zu der Mutter Zeit dagestanden. Etwas dürftiger nur schienen sie geworden zu sein, auch die Fuchsien und

Balsaminen ließen die Köpfe hängen. Ach, zehn Kinderhände sind nicht so viel wie eine einzige Mutterhand!

In dem kleinen Hühnerloche neben der Haustür fand ich den Schlüssel, genau an der Stelle, wo die Mutter ihn hinzulegen pflegte.

Ein Schauer durchflog meine Seele, wie ich mich nun wieder an dem Orte fand, der mir der teuerste und heiligste war auf der Welt. Raum zu atmen wagte ich vor der traumhaften Stille, die hier herrschte und den düstern Rachelofen und den alten wurmstichigen Eßschrank so geheimnißvoll erscheinen ließ. Es lag und stand noch alles so, wie es zu den Zeiten der seligen Mutter gewesen war; nur daß die geweißten Wände sich ein wenig schwärzer gefärbt hatten und der Lehmboden schon stark weggebröckelt war. Der dickbeinige Eichentisch erschien mir lange nicht so peinlich gescheuert wie damals, und das geblümete Zeug an der Wandbuhze ließ auch zu wünschen übrig.

Gänzlich unverändert war noch der behäbige Spannstuhl neben dem Rachelofen. Bei seinem Anblick erheiterte sich unwillkürlich mein Gemüth, also daß ich rasch auf ihn zutrat, ihn kindlich streichelte und mich hineinsetzte; nicht gerade, um zu ruhen, sondern um einmal wieder den trauertesten Sitz der Lindenhütte innezuhaben. Plötzlich war mir, als ginge die Mutter durch die Stube;

mir stockte der Atern, und ich wagte mich eine Weile nicht zu rühren.

Die anfänglich in der Stube lastende Schwüle war allmählich dem Lindenblütendufte gewichen, der durch das offene Fenster hereinflutete. Unbeschreiblich weh und wohl ward mir zumute. Gar zu gern wäre ich noch ein Weilchen in dem Spannstuhle sitzen geblieben; allein es kam eine Angst über mich, daß ich emporschnellte und rasch den Schrank öffnete. Einen ganzen Laib Brot fand ich darin. Das beruhigte mich, denn wäre es nur noch ein Knust gewesen, hätte ich's bei all meinem Hunger nicht über mich gebracht, das Brot anzuschneiden. Ich schnitt, ein wenig zögernd, den Knust davon und ließ ihn in die Rocktasche gleiten. Mit zugedrückten Augen schnitt ich noch ein Scheibchen, das ich gleich verzehrte. Ach, Leute, wie das schmeckte! Wer in der Jugend nicht gehungert hat, der weiß ja gar nicht, wie süß Brot schmecken kann. Hunger und Brot — dazwischen liegt die ganze Weltgeschichte!

Auf der Diele fand ich trotz der dort herrschenden dumpfen und räucherigen Dunkelheit ein Häufchen frischer Ackerwinde, das unser Lorch und Christinchen wohl am Morgen vor der Schule im Felde gekrautet haben mochten. Ich hob eine Handvoll auf und hatte die Empfindung, als berührte ich die Hände der beiden Schwestern.

Als ich wieder zur Haustür hinausjah, standen alle unserer Hühner davor, erhoben zutraulich die Köpfe und kaskelten: „Friedesinchen, gib uns was!“ In der Küche fand ich etwas Gerste, eine Handvoll streute ich der kleinen Schar. Danach aber drückte ich mich rasch an unserem Gartenzaune hin und verschwand wieder, wie ich gekommen war.

An der Grenze der Hilgenthaler Gemarkung, vor dem dunkeln Wall des Lannfelder Hopfenberges, schlang ich die Hände ineinander und rief inbrünstig in den tiefblauen Himmel hinauf: „Ach lieber Vater da droben, erbarme dich meiner, und ist es dir nicht anders möglich, so gib doch, daß ich — — krank werde!“

So gut stand ich mit dem lieben Gott, daß ich ihn deutlich nicken sah und so aus diesem einfältigen Gebete hellen Trost schöpfte.

In der nächsten Nacht stieß ich die meiner Kammer als Fenster dienende Giebelklappe auf und blickte hinaus in die Weite und in das milde, freundliche Antlitz des Mondes. Nicht dachte ich wie in meiner Kinderzeit an das Märchen vom Mann im Monde; jetzt lag mir etwas anderes im Sinn: Der liebe Mond, so nahe und so weit, steht er nicht auch über der Lindenhütte und — über dem Hause, darin Lorenz Holzhöfer wohnt? Könnte sich's nicht treffen, daß der Vater und die Geschwister und Lorenz in eben diesem Augenblicke

auf jenen dunklen Mondfleck gucken, auf den mein Blick jetzt gerichtet ist? Eine mächtige Sehnsucht erfaßte mich; Seufzer und Schluchzer rangen sich aus dem gequälten Herzen. Und wieder faltete ich die Hände und betete mit tiefer Inbrunst: „Ach, lieber, lieber Gott, gib doch, daß ich krank werde!“

Die feste Hoffnung auf baldiges Krankwerden beruhigte, tröstete mich so sehr, daß ich bald in einen erquicklichen Schlummer sank.

Am anderen Tage traf ich zufällig mit einer Hilgenthaler Bäuerin, der Ulrichschen, zusammen, die in Lannfeld einkaufen wollte. Kennst du das eigenartige Freudengefühl, das im Herzen aufquillt, wenn man so verlassen in der Fremde leben muß und einem plötzlich ein heimatliches Angesicht begegnet? Ich konnte mich gar nicht satt sehen und satt hören an der „großen“ Frau, zumal da sie sich so vertraulich zu mir herabließ. In Hilgenthal hatten wir uns kaum gekannt und sicher nicht mehr Worte miteinander gewechselt als die üblichen Grüße notwendig erforderten, denn die Ulrichsche war der Stolzesten eine. Ja, was sich in der Heimat nicht kennt, das befreundet die freundlose Fremd'. Ja, ja! — Allerlei wußte die Frau zu erzählen, aber plötzlich unterbrach sie sich: „Weißt du's denn schon, daß am gestrigen Tage bei euch in der Lindenhütte eingebrochen ist?“

Mir stand das Herz still, so erschrak ich.

„Ich habe nicht viel darauf zugeschlagen,“ fuhr die Ulrichsche fort, „als die Leute es heute morgen erzählten; doch so viel glaube ich wohl verstanden zu haben, daß der Dieb fast die ganze Stube leergekrant hat. Es ist die Zeit gewesen, wo alle Leute im Felde waren.“

Schwer lastete die böse Nachricht auf meinem Herzen. „O dieser garstige Dieb — wenn er schon stehlen mußte, konnte er dann nicht in ein vollgefülltes Bauernhaus oder in das Grafenschloß einbrechen!“

Am nächsten Sonntage erlebte ich eine große Freude: Der Vater besuchte mich. Und ich erlebte noch etwas: Meine beiden Herrinnen waren auf einmal wie umgewandelt, zeigten sich im schönsten Einvernehmen, setzten dem Vater das beste Essen vor und strichen mich heraus, daß mir Hören und Sehen verging. Friedesinchen, die so viel gestoßene und geschimpfte Dirn, war, fehr' die Hand, das trefflichste Mädchen von der Welt geworden.

Der Vater ließ sich's wohlschmecken und war von Herzen froh. „Friedesinchen, Kind,“ rief er wiederholt aus, „du hast es gut getroffen, wie ich seh'. Gott sei Dank. Ich habe immer so eine schwere Ahnung gehabt — deinetwegen ist's nicht gewesen. Daß du nur gar nicht ein wenig röter und gar nicht ein wenig dicker geworden bist?“

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, mochte aus Mitleid mit dem Vater die Wahrheit

nicht aufdecken, hätte aber auch nicht dazu kommen können, denn die beiden Weiber waren so schlau, der Rede des Vaters immer eine andere Wendung zu geben.

Ich fragte den Vater nach der Einbruchsgeschichte, von der sich die Leute erzählten. Da ging durch sein Gesicht ein leises Lächeln: „O, die Leute sind nicht recht klug. Weil bei uns nie was passiert, machen sie aus Mücken Elefanten. Von unserm letzten Brotlaib ist uns ein ganz kleiner Knust weggeschnitten — das ist die ganze Geschichte. Wer's getan hat, wissen wir nicht. Am Ende ist's ein Schneewittchen gewesen, jedenfalls ein Menschenkind, das Hunger gehabt hat. Darum soll's ihm von Herzen gegönnt sein.“

Glühend heiß war mir's im Gesicht aufgeschossen, und ich bückte mich schnell zur Erde, als hätte ich eine Spindel fallen lassen.

Ich habe dem ahnungslosen Vater den Einbrecher nicht genannt, und so ist er eine Stunde später fröhlich und guter Dinge wieder nach Hilgenthal zurückgegangen.

Raum war der Vater aus unseren Augen, als die scheußlichen Schlangen auch schon wieder unter den Rosenblättern hervorschossen und so giftig auf sich und auf mich einbissen, daß ich mich angstvoll in die Ecke drücken mußte. Lange ließen sie es mich entgelten, daß sie die kurze Weile hatten freund-

lich tun, es sich auch 'was hatten kosten lassen müssen.

Vergeblich wartete ich von einem Tage zum andern auf die erhoffte Krankheit. In unbedachtem Frevel wollte ich sie schließlich gar erzwingen. Als der Winter kam, habe ich mich so leicht gehalten wie im Sommer; barfüßig und barhäuptig bin ich aufs Eis und in den Schnee gegangen, mit entblößter Brust ins wildeste Schneestürmen hineingelaufen. In der grimmigsten Nacht habe ich die Klappe meiner Schlafkammer aufgeriegelt, daß am Morgen dichter Schnee auf der Decke lag und Zacken und Nadeln an der Bettstatt glitzerten. Und — ich ward doch nicht krank. Kann mir's nur so erklären; der gutmütige liebe Gott wird seinen Wetterern geboten haben, Friedesinchen's Gesundheit zu schonen, was es auch in seiner Unklugheit noch anfangen möchte.

Im letzten Vierteljahre erging es mir übrigens ein wenig erträglicher als in den drei ersten, es ward mir ab und zu sogar eine scheinbar recht freundliche Behandlung zuteil. Mit Speck fängt man Mäuse und mit Regenwürmern Fische, dachten die Herrinnen und schienen mich schon für so entwürdigt und verdöst zu halten, daß ich mich durch ihr Schöntun fangen und auf ein weiteres Jahr binden lassen würde. Indes hatten mir Lorenzens Eltern schon eine Stelle in Rosdorf aus-

gemacht, und als das Jahr zur Reize ging, jauchzte ich so laut und anhaltend auf, daß alle Menschen, die am Hause vorüber kamen, stehenblieben und fragende Gesichter machten.

„Hört ihr,“ haben die Nachbarn der Metzgerleute einander zugerufen, „Friedesinzens Jahr ist um!“ Und hinzugesetzt haben sie: „Du lieber Gott, das arme Kind, wie glücklich mag es sein, daß es nun wieder ein Mensch werden kann!“

Ja, glücklich war ich, glücklich wie der trillernde Vogel in der blauen Luft! Glücklich wie ein Kind, das an der Hand des Vaters zum Osterfeuer geht! Glücklich wie ein Mädchen, wenn der Bräutigam kommt! Glücklich, glücklich wie ein Soldat nach siegreicher Schlacht!



Grüne Ostern und fröhliche Leute.

Ruchensonabend war's, als ich die Hölle verließ, in die meine Lüge mich gebracht hatte. Zwei Tage vorher, also gerade am grünen Donnerstage, friege ich noch einen Brief vom Rossdorfer Lorenz. Nun wollte mich die Freude fast von Sinnen bringen, so daß Frau Dienhardt giftig erklärte, es müsse mit mir im oberen Stockwerk nicht richtig sein.

Da liegt der Brief neben den andern in der Truhe. Die tausend Tränentropfen, die im Laufe der Jahre darauf gefallen sind, haben ihn schier unleserlich gemacht. Lorenz schrieb:

„Liebes, bestes Friedesfinchen!

Mit Freuden ergreife ich die Feder und schreibe

Dir noch geschwind die wenigen Zeilen. Nämlich alle Leute sagen es, daß diese Stelle, die meine Eltern Dir in Rosdorf auf dem Grundhofs ausgesucht haben, die allerbeste ist weit und breit, Du magst hinkommen, wo Du willst; selbst bei den Schusterleuten in Siepolsdorf soll's nicht besser sein. Liebes Friedesinchen, wie wir uns darüber freuen, das kann ich Dir gar nicht sagen. Unser Lorch und ich haben schon die Stunden gezählt, die wir noch warten müssen, bis Du kommst. Sie ist heute morgen in der Stadt gewesen und hat mir ein neues Paar Strümpfe gebracht. Weißt du was, Lorenz, sagte sie: wir beide machen uns auf die Beine nach Hilgenthal und holen unser Friedesinchen ab. Tuhul schreie ich und springe mit einem Satz über die Drechselbank — und was sagst Du, ich hätte beinah den Meister umgesprungen. Er ist aber gar nicht böse geworden, hat nur geschmunzelt und gesagt: „Na, Junge, denkst doch nicht etwa, ich wäre ein Pflaumenbaum?“

Liebes Friedesinchen, nun teile mir doch gleich mit, an welchem Tage Du kommen willst, damit wir Dich abholen können.

Es grüßt Dich tausendmal Dein

Lorenz Holzhöfer.“

Und nun will ich gleich in den hellen Ostermorgen hineinspringen und sagen, daß die Ros-

dorfer Geschwister schon gleich nach dem Frühgeläut unter unserem Lindenbaume standen.

Der wonnige Anblick ist mir unvergeßlich. Fast hätte ich Lorenz und Lorch nicht wieder erkannt, so waren sie gewachsen und so lieblich und fein sahen sie aus in der schmucken Rossdorfer Festtracht. O, ich habe sie noch so genau vor mir, wie sie dastanden, daß ich an Lorenzens hellblauem Kamisol und seiner manchesternen Kniehose noch die blanken Knöpfe zählen, selbst die Blumen in Lorchens Jacke und das Band an ihrem gewirkten Rocke beschreiben könnte. So glücklich war ich, daß ich meinte, ganz Hilgenthal müsse jetzt in Aufregung kommen über die wundersame Erscheinung bei der Lindenhütte. War denn bei den armen Lindenhüttenleuten jemals ein so schönes Paar aus wildfremdem Dorfe zu Besuch gewesen?

Außer mir vor Freuden, führte ich die lieben Gäste in die Lindenhütte, und es dauerte nicht lange, da waren Lindenleute und Rossdorfer Leute alle ein Herz und eine Seele.

Aus dem Gesichte unseres Vaters strahlte eine Heiterkeit, wie wir sie seit dem Tode der Mutter und Schwestern nicht mehr an ihm wahrgenommen hatten. Als wären's zwei liebe eigene Kinder, so hielt er sie bei den Händen: „Ei, nein, wie mich das aber freut!“ sagte er einmal über das andere. „Meinem alten treuen Kriegskameraden seine Kin-

der! Ei seht, seht — wer hätte das gedacht!“ Und dann wieder konnte er gar nicht genug rühmen: „Ihr habt dazumal unser Friedesinchen so liebevoll aufgenommen und so glücklich gemacht, — o, wie mich das gefreut hat und immer freut, wenn ich daran denke. Ja, da hat unser Herrgott gar schöne Blüten werden lassen an dem Baume der Freundschaft, daß er nun dasteht wie unser Erdbeerapfelbaum im Mai. — Na, Kinder, nun wollen wir aber auch recht vergnügt sein miteinander! Große Gastereien können die Leute in der Lindenhütte zwar nicht anrichten, aber das Beste fehlt uns ja nicht: die Liebe, die Zufriedenheit und — ein gutes Gewissen. Seid ihr damit zufrieden? Nun, nun, das glaub' ich ja, — euer Vater wär's gewiß auch; ei, hättet ihr ihn doch mitgebracht. Ist der Reif auch schon in seinen Haaren wie in den meinen?“

Und so ging's noch lange fort. Der Vater ließ den Besuch fast gar nicht von seiner Seite. Mein Gesicht glühte, als wäre ich beim Kuchenbacken, wie Hanfrieder mich neckte, dessen Gesicht aber gerade ebenso strahlte. Als der Nachmittag kam, mußte der Vater eine Weile zurückstehen; da gingen wir mit dem Hilgenthaler Jungvolke in Reih und Glied auf den freien, grünen Osteranger, um die althergebrachten ortsüblichen Osterspiele mitzuspielen.

Dazumal kamen die Alten noch ebenso gern auf den Ofteranger wie die Jungen, spielten auch bei manchen Spielen noch mit. In dem hundertköpfigen Zuschauerringe, der sich um uns bildete, sahen wir zu unserer innigsten Freude auch unsern Vater. Unverwandt leuchteten seine Augen zu uns herüber, und auf einmal sahen wir ihn selbst auch den Ballschläger schwingen. Da fühlten wir uns erst so recht im Zuge, und in lang anhaltendem Lauchzen hüpfen wir über den Rasen. Gar eigentümliche Fügungen und Verschlingungen stellten sich bei diesem und jenem Spiele heraus: Es mußten nämlich Brautpaare und Eheleute gebildet werden, wobei es sich immer wieder fügte, daß mein Gegenpart der Rosdorfer Lorenz und Hanfrieders Gegenpart das Rosdorfer Lorchchen wurde. Und das gab sich so — weiß Gott — immer völlig ohne unser Zutun.

Damals haben wir noch nicht gewußt, daß im Spiel auch ein bedeutsamer Sinn liegen kann.

Als es zu schummern anfang, wanderte alles hinauf nach dem Krähenberge, wo nun beim Flackern des „Pöschefeuers“ und unter dem Absingen unserer schönsten Lieder die „Pöscheier“ gegessen wurden.

Geschlafen wurde die Nacht nicht viel, obwohl der Vater in der Geschwindigkeit auf der Bodenkammer noch ein hübsches Laublager hergerichtet

hatte, auf dem es sich so gut lag wie auf einem Daunenpfühl.

Am zweiten Ostermorgen nahmen wir Abschied. Der Vater und die kleinsten Geschwister gingen mit uns bis vor den „Hegebusch“. Hanfrieder begleitete uns zwei Stunden weiter bis an die Rosdorfer Grenze, da wollte er eiligst umkehren; doch Lorenz hielt ihn so fest, und wir beiden Mädchen baten ihn so dringend, daß er doch nicht umkehrte, sondern mit uns nach Rosdorf hineinwanderte.

Nun war's am Vater Holzhöfer, sich wieder zu freuen über den Besuch der Kinder seines alten Kriegskameraden. Er warf seine schöne Sonntagskappe mit dem Zipfel darauf bis an den Balken und wußte nicht, was er sonst gleich noch vor lauter Vergnügen beginnen sollte. Erst mußten wir immer bei ihm sitzen und genau so viele Fragen über unsern Vater beantworten, wie Lorch und Lorenz über ihn beantwortet hatten, und dann mußten wir Kuchen essen, so viel wir nur mochten.

Am Nachmittage aber haben wir mit dem Rosdorfer Jungvolke zusammen ebenfalls wieder die alten Osterspiele aufgeführt, — und ihr neckischer Sinn wurde uns immer deutlicher. Ich fühlte etwas in meinem Herzen aufleben, das war wunderbar wie das Aufspringen der ersten Blüte am Baume — nein, ich kann und mag es nicht beschreiben.

Als die „Poscheier“ gegessen waren, nahm Hanfrieder schleunigst Abschied. Vater Holzhöfer hielt ihn lange fest und wollte ihn gar nicht gehen lassen.

Lorchen, Lorenz, ich und noch etliche Knechte und Mädchen aus dem Rosdorfer Jungvolke gaben ihm eine Strecke Weges das Geleit — mit Sang und Klang natürlich, denn Jungvolk, Osterabend und Gesang gehören zusammen wie Ostermorgen und Osterglocken und Smandkuchen und Rosmarin.

Als wir endlich auseinandergingen, glaubte ich bemerkt zu haben, daß Hanfrieder der anmutigen Lore die Hand ein wenig länger drückte als den andern, selbst als mir. Da stieg die wonnige Ahnung in mir auf, Hanfrieder hätte mit dem Händedruck ein stilles Glück eingeschlossen. —

Am andern Morgen im hellsten Ostersonnenglanz brachte mich Mutter Holzhöfer auf den Grundhof, wo ich gleich in einen ganzen Berg von Kuchen und Ostereiern kam.



25. Fünf Jahre auf dem Grundhose.

„Wir haben fünf Kinder,“ sagte die Frau vom Grundhose, eine drusselige Gestalt mit einem lieben Gesicht, bei meinem Eintritte zu mir, „und wenn du dich gut hältst, haben wir sechs.“ Ein gewichtiges Wort, das wie eine Sonne in mir aufging.

Ich wurde wirklich das sechste und gewiß das glücklichste von allen. Arbeit gab's mehr als genug, aber auf dem Rosdorfer Grundhose war die Arbeit keine Last, sondern eine Lust, da schaffte man wie ein Kind für seine Eltern.

Sie hätten fünf Kinder, hatte mir die Frau gesagt; in Wahrheit hatten sie ihrer aber nur drei, nämlich zwei halberwachsene Mädchen und einen Jungen. Die fünf wurden erst voll durch Hinzuzählung zwei Knechte. Ich sah jedoch nur einen. Wo denn der andere wäre? fragte ich. Hansjörg könne leider Gottes nicht auf sein, antwortete die Frau. Er diene schon vierzehn Jahre bei ihnen, habe aber nur die sieben ersten Jahre arbeiten können, die andern sieben Jahre sei er bettlägerig gewesen, und es sei kaum daran zu denken, er könne jemals wieder einen Handschlag tun.

Ich schlug die Hände zusammen und fragte, warum sie denn den Kranken Knecht behielten, wenn er doch nichts mehr tun könne.

„Du lieber Gott,“ entgegnete die Grundhofsmutter mit schmerzlicher Miene, „wer nähme den Armsten denn wohl auf, wenn wir ihn nicht behielten? Er hat keine Eltern, keine Geschwister, hat niemand außer uns. Freilich die Gemeinde müßte ja für seine Unterkunft sorgen; doch man weiß ja, wie's da herzugehen pflegt. Ueberdies ist auch wohl niemand näher zu ihm als wir. Sieben Jahre hat er uns in Treue und Fleiß gedient, da ist es doch nicht mehr als billig, daß wir ihm wieder dienen. Will es mir manchmal zu viel und zu schwer werden, denke ich an das schöne Wort unseres Heilandes: „Was ihr getan habt einem

meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan!“

Tief gerührt nahm ich mir vor, die gute Herrschaft allezeit hoch in Ehren zu halten, auch für den Kranken Hanjörg zu tun, was nur in meiner Macht stände.

Ich hatte ein ordentliches Verlangen, den unglücklichen Hanjörg zu sehen und ihm eine Freundlichkeit zu erweisen; allein jedesmal, wenn ich die Thür aufmachte, steckte er den Kopf geschwind unter die Decke.

„Das macht er immer so, der Hanjörg, es mag hereinkommen, wer will,“ sagte unsere Mutter und lächelte. „Er schämt sich, daß er uns so zur Last daliegen muß. Ich habe schon alles mit ihm aufgestellt; aber umsonst. Du müßtest schon ein Engel sein, um es ihm abzugewöhnen.“

Dennoch hab' ich's versucht, habe wie eine treue Schwester jahrein, jahraus dem wunderlichen Hanjörg ans Herz geredet, indes nichts über ihn vermochte. Sobald ich hereinkam, steckte er den Kopf unter die Decke.

Ein volles Spann Pferde ging auf dem Grundhofe, und wir hatten acht Kühe im Stall; es gab also Arbeit in Hülle und Fülle. Aber es gab auch genug zu essen, und das Essen war gewürzt mit Liebe und Güte, darum noch einmal so schmack- und nahrhaft. Kaffee gab's gewöhnlich nur am

Sonntagmorgen, denn wir fingen nach altem Brauch frühmorgens mit einer tüchtigen Mehlsuppe an.

Es versteht sich von selbst, daß ich, so oft es meine Zeit erlaubte, zu Holzhöfers ging. Ihr Haus war mir die zweite Lindenhütte geworden, wie ich mich auch an den Birnbaum, der statt der Linde davorstand, bald gewöhnt hatte. Konnte ich mehrere Tage wegen allzu vieler Arbeit nicht hinüberkommen, tat mir ordentlich das Herz weh.

Die Grundhofsleute sahen es auch gern, daß ich mich zu Holzhöfers hielt. „Es ist ein gutes Zeichen, Friedesfinchen, daß du Holzhöfers so gern hast und sie auf dich so große Stücke halten. Solange du bei ihnen ein- und ausgehst, sind wir gewiß, wir haben ein braves Mädchen an dir.“

Unter solch glücklichen Verhältnissen flogen mir die Jahre hin, als wären es Monde. Lorch und ich hielten je länger, je mehr zueinander wie treue Schwestern. Jauchzte sie, so jauchzte ich auch; mußte ich einmal traurig sein, war sie es erst recht. An den Sonntagabenden im Sommer saßen wir Hand in Hand inmitten des Rossdorfer Jungvolks unter den freundlichen Zielinden. An den Winterabenden gingen wir zusammen in die Spinnstube, und wo wir gingen und standen, da war Fröhlichkeit und Lachen, da gab's klingende Lieder. Die Lieder jener jungheißigen Zeit hatten merkwürdiger-

weise ein und denselben Inhalt, mochten sie den Worten nach auch noch so verschieden lauten:

„Mein Schatz hat rote Wangen,
Ach könnt' ich bei ihm sein;
Ich kann ihn nicht erlangen,
Ich kann ihn nicht umfassen,
Ich kann nicht bei ihm sein.

In meines Vaters Garten
Da steht ein schöner Baum,
Darunter wächst Vergißmeinnicht,
Das heißt, mein Schatz, ich liebe dich,
Ich liebe dich allein!“

Ja, so sangen wir. Die Lieder waren das Echo unserer Jugend- und Herzenslust.

Mein Bruder Hanfrieder, der uns oft besuchte, ja schließlich allsonntäglich von Hilgenthal herüberkam, zog mich einmal beiseite und flüsterte mir ins Ohr: „Holzhöfers Lorchchen ist das schönste und beste Mädchen von ganz Rosdorf.“

Als ich ihn darauf lachend ansah, war sein Gesicht feuerrot. Ich glaubte zu wissen, daß auch Lorchchen unsern Hanfrieder für den schönsten und besten Burschen von ganz Hilgenthal hielt. Ich sagt's ihm aber nicht; denn man muß den Burschen nicht zuviel sagen. Ich wollte ihn freilich auch nicht ganz im Ungewissen lassen und öffnete den Garten ein wenig, daß er sehen konnte, wie es um die Rosen stand. Doch da kriegte er's auf einmal

mit der Angst, nahm seinen Stock und sagte: „Lebe wohl, Schwester, ich komme nie wieder.“

„Na, warte nur, du bist mir ein wackerer Bruder!“ schalt ich und lachte ihn tüchtig aus. Es kam mir possierlich vor, daß Hanfrieder auf einmal so sehr verliebt war und mit seiner Liebe nichts anzufangen wußte.

Andern Tags in der Dämmerung, als ich auf dem Melkschemel im Kuhstalle saß, huschte plötzlich Holzhöfers Lorchchen herein und setzte sich kichernd auf den Krippenrand: „Friedesinchen, wenn du wüßtest, was ich weiß...! Aber nein, ich darf's dir ja nicht sagen — ich hab's ihm ja versprechen müssen. Wenn ich's nur für mich behalten könnte!“

Eine wonnige Ahnung stieg in mir auf; aber ich ließ mir nichts aus und erwiderte mit demselben Worte und demselben Mienenspiel: „Und wenn du wüßtest, was ich weiß...“

„Du?! Was kannst denn du wissen?“ entgegnete Lorchchen und hielt gespannt den Atem an.

„Warum sollte ich nicht auch was wissen können?“ lachte ich, lenkte aber sofort ein: „Nein, ich darf's auch nicht sagen, ich hab's ihm versprochen...“

Jetzt sah ich, daß ihr alles Blut in die Wangen schoß und ihr Busen heftig gegen die Jacke pochte.

„Lorchchen!“ rief ich und zwang mich zum Lachen. Da schwang sie sich über die Krippe, umschlang

mich mit beiden Armen und raunte mir heiß ins Ohr: „Friedesinchen, du mußt mir's sagen — hernach sage ich's dir auch.“

„Erst mußt du es sagen,“ verlangte ich.

Da preßte sie ihre glühende Wange an meine glühende Wange und flüsterte, während ich die Milch in den Eimer strullen ließ: „Lorenz rief mich gestern in den Holzstall und — nein, Friedesinchen, du lachst, ich sag's nicht. Wenn du ihn nicht möchtest, hernach machst du dich wohl gar lustig über ihn. Nein, ich sag's nicht!“

„So sag's doch,“ drängte ich und dachte vor der starken Erregung, die jetzt über mich gekommen war, gar nicht daran, daß sie es schon gesagt hatte.

Zögernd fuhr Lorchchen fort: „Er sagte, du wärest das schönste und beste Mädchen von ganz Rosdorf — und kriegte er dich mal nicht...“

„Wer sagte das?“ rief ich voller Verwirrung und Aufregung.

„Jetzt mußt du mir erst sagen, was du weißt,“ blieb Lorchchen hartnäckig und hielt mich so fest umflammert, daß ich kaum Atem holen konnte.

„Gerade das hat er auch gesagt!“ warf ich rasch hin.

„Wer?“

„Ei wer! Närrin du!“

Unsere Liebe war ans Sonnenlicht gekommen — so plötzlich und so ungeahnt wie an einem Februar-

morgen im Walde das Schneeglöckchen. Wir bargen sonst kein Geheimnis voreinander und hätten uns sicher auch dies einzige Geheimnis schon längst verraten, wenn — unsere Herzsallerliebsten nicht unsere Brüder gewesen wären und das damit zusammenhängende eigene Gefühl uns die lange Zurückhaltung aufgezwungen hätte.

Als der Mond schien, gingen wir Arm in Arm nach den Linden auf dem Tie, setzten uns unter die breiten alten Bäume und sangen wie die Nachtigallen in der Mainacht.

Die Grundhofsmutter sagte andern Tages, wir könnten schön singen, das wäre nur einmal wahr, aber so schön wie an diesem Abend hätte sie uns noch nicht singen hören, das hätte der Vater auch gesagt und die Nachbarn auch. Vor allem hätte ihnen das Lied von dem braven Husaren so sehr gefallen, dessen Schatz gestorben war; das müßten wir heute abend noch einmal singen, es ginge gar zu rührend.

Haben uns denn auch nicht nötigen lassen; sangen es an dem Abend gar zweimal, das erste mal gleich auf dem Grundhofs, und da weiß ich noch, daß unserer Frau die hellen Tränen über die Backen rannen bei der Stelle:

„Wo kriegen wir sechs Träger her!
Sechs Bauernbuben, die sein so schwer,
Sechs brave Husaren die müssen es sein,
Die tragen mein Schatzliebchen heim.“

Ich meine überhaupt, daß wir bei all unserem Liebesglück mehr traurige als lustige Lieder sangen; ob deshalb, weil uns die traurigen tiefer durchs Herz gingen, weil unsere Herzen starke Bewegung verlangten? Ob wir uns überhaupt etwas dabei dachten? Ich weiß es nicht zu sagen. Aber von einem Liede weiß ich, daß es mir plötzlich wie ein schwerer Stein aufs Herz fiel. Es war das Lied, das uns die Pastormagd gelehrt hatte, die von weither gekommen war. Das Lied, das ein Stück meines Lebens geworden ist, fing an:

Nun ade, mein herzlieb Schätzelein . . ."

Wir werden es aber später noch singen hören.

Kennt ihr das finstre Gewölk, das plötzlich wie ein Rabenschatten unter dem jungen Himmel des Glückes hinzieht? Jenes inmitten hellster Freude über uns kommende, in uns aufsteigende dunkle, dumpfe Gefühl, das wir Ahnung nennen?

Das Lied hatte so etwas wie eine dunkle Ahnung in mir geweckt, und ich mußte immer daran denken. Doch die Jugendfröhlichkeit setzte sich bald darüber hinweg.

Es ward wieder Winter, und die Spinnstuben taten sich auf. Eines Morgens, als der Schnee schon sehr hoch lag, sah mich unsere Frau mehrmals so schelmisch von der Seite an und fragte:

„Na, Friedesinchen, im Tropp ist's jetzt wohl ganz besonders schön?“

Ich sollte gerade das Ofenfeuer schüren, schürte es aber nicht, sondern rannte zur Rükchentür hinaus, als stünde ich in Feuer und Flammen. Stand ich nicht wirklich auch in Feuer und Flammen?

Nach einer Weile, als ich schon wieder neben der Frau hantierte, fing sie abermals an: „Holzhöfers Lorenz ist doch fürwahr keine Nacht zu finster, kein Frost zu hart und kein Schnee zu tief. Was mag er nur so Besonderes auf 'm Korn haben, der Junge?“

Der Bauer, der dazukam, meinte: „Wo man was Behes hat, da greift man nach — und wo man was Liebes hat, da geht man nach.“ Das mußte Mutter doch noch wissen. Damit nahm er eine Kohle aus dem Feuer, legte sie in den Pfeifenkopf, paffte, daß ihm der Dampf um die Ohren flog und summtte im Fortgehen:

„Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß.“

Er warf mir einen diebischen Blick zu und ging hinaus. — Über mich aber kam jetzt, ich weiß nicht, warum, eine große Traurigkeit.

Da legte mir die Frau ihre rechte Hand unters Kinn, hob mir den Kopf hoch auf und sagte in ihrer herzlichen Weise: „Es geht die Rede, Friede=

sinchen, Holzhöfers Lorenz käme lediglich deinetwegen — und er säße nur bei dir in der Spinnstube. Na, Mädchen, tu nur nicht so. Ist's wahr, daß ihr euch gern habt — keiner würde sich mehr freuen als ich und unser Vater. Ich gönne Lorenz 'mal 'ne brave Frau und dir 'nen braven Mann. Und will's Gott, daß ihr beide euch haben sollt — Ähnlichkeit habt ihr miteinander — so wird jeder von euch gut ankommen. Doch bis zur Hochzeit soll's noch gute Weile haben, nicht wahr? In zwei Jahren dienst du sieben Jahr bei uns — dann geben wir dir's Brautbett."

Jetzt wußte ich nicht, sollte ich lachen oder weinen? Ich habe kein Wort gesagt. Hernach, als ich ganz allein war, mußte ich mir beide Hände auf die Brust pressen, mußte ich leise schluchzen, obwohl mir war, als müßte ich jauchzen. Und Tag und Nacht ist Lorenz mein einziger Gedanke gewesen.

Wie immer im Winter ging's in aller Morgenfrühe — noch bevor der Nachtwächter seine letzte Runde gemacht hatte, zum Dreschen auf die Scheuer. Da hab' ich manchmal den Flegel so hoch gehoben, daß er fast bei jedem Schlage oben an den Balken stieß. Gesagt hat der Herr darüber nichts, was mag er aber wohl gedacht haben?

Schlug die Uhr sechs, ging ich nach der Regel von der Scheune an den Herd, um Feuer an-

zumachen. Das war aber dazumal nicht so leicht wie heute. Da konnte man oft lange stehen und pinken, ehe der Zunder zu brennen anfing. Daß man schließlich auf und davonlief und im Nachbarhause Kundschaftete, ob sie schon Feuer hätten, war etwas ganz Gewöhnliches. Kein Morgen ging hin, daß man nicht etliche Frauen oder Mädchen mit schwelenden Kohlen über die Straße eilen sah.

Auch mir passierte es an diesem Morgen, daß ich kein Feuer anfriegen konnte. So dachte ich: Lauf die paar Schritte nach Holzhöfers, gewiß haben die schon Feuer, und dann hast du auch was.

Unsere Frau pflegte erst aufzustehen, wenn der Ofen warm war. Sie sagte, ich nähme ihr alle Arbeit von der Hand, was sie denn so früh austun solle, da sie das Dreschen doch nicht mehr so könne. Da war es mir nun ganz und gar nicht einerlei, daß mir das Feuer an diesem Morgen so viele Umstände machte. „Frau, ich muß sehen, daß ich Kohlen friege!“ rief ich hastig in ihre Schlafkammer hinein und rannte durch hohen Schnee an den Häusern hin. Sah's schon an Holzhöfers Schornsteine, daß da was zu friegen war. Lorchte stand am flackernden Herde und hielt die Schürze an die Augen.

Sie stob zusammen und wandte ihr Gesicht ab. Ich schlang meinen Arm um ihren Hals und sah, daß ihr die hellen Tränen über die Backen liefen.

Ich schlug die Hände zusammen und fragte mit einem Verse aus unsern Liedern:

„Was ist's, daß du so traurig bist
Und gar nicht einmal lachst?
Ich seh's dir an den Augen an
Daß du geweinet hast.“

Kriegte aber kein Wort aus ihr heraus; sie lehnte ihren Kopf an meine Brust und schluchzte, als ob sie ein großer Jammer bedrücke. Kopfschüttelnd lief ich endlich mit den Kohlen davon.

Am Abend erst, als wir ein Weilchen ganz allein beieinander standen, hat sie mir ihr Herz aufgetan, und da — habe ich sie gehörig ausgelacht. „Ach, Friedesinchen,“ klagte sie, „ich weiß es jetzt, euer Hanfrieder hat mich doch nicht gern. Sieh, es sind nun schon über acht Tage her, daß er sich hier nicht hat sehen lassen; unser Lorenz ist unterdessen schon dreimal hier gewesen deinetwegen.“

„Lorchen,“ erwiderte ich, „bist doch nicht ganz gescheit! Laß das bloß den Hanfrieder nicht wissen, daß du dir seinetwegen so unbegründeten Kummer machst, das sollte ihm ja zu Kopfe steigen. Kommt Lorenz mehr als er, so ist das nicht zu verwundern, denn er hat einmal einen lustigeren Sinn; ihm wird's in der Drechslerwerkstatt auch nicht so sauer wie unserem Hanfrieder im Holze.“

Schon am andern Tage bekam Lorchen einen

schönen Gruß von Hanfrieder. Da glaubte sie meinen Worten. Die Überbringerin des Grußes war meine Schwester Lorch, die kam, um mir die Mitteilung zu machen, daß sie sich zu Ostern in die Pfarre zu Eberstein verdingt hätte.

Die Mitteilung erweckte ein schmerzliches Gefühl in mir. Lorch, das drusselige, kleine, ahnungslose Ding, sollte nun auch schon in die kalte, unerbittliche Fremde hinaus? Sollte vielleicht auch leiden müssen, was ich gelitten hatte? Es wallte in mir auf, und ich kriegte einen ordentlichen Zorn auf die Welt, in der es die einen so gut und die andern so schlecht haben.

Als unser Herr und unsere Frau davon hörten, machten sie beide ein sehr bedenkliches Gesicht und sagten: „Wenn das nur ein geeigneter Platz ist für das Kind! Es ist ein Mädchen hier im Dorfe, das hat gerade ein Vierteljahr im Ebersteiner Pfarrhause gedient, hat's nicht länger aushalten können, ist bei Nacht und Nebel davongelaufen. Zwar ist dem Mädchen nicht viel zu trauen; allein wenn auch nur der zehnte Teil ihrer Erzählungen wahr ist, möchten wir nicht raten, Lorch ins Ebersteiner Pfarrhaus zu tun.“

Holzhöfers sagten nicht anders.

Ich kannte zu der ehemaligen Pfarrmagd und traf sie, wie sie wohlgemut ihrer Eltern Brot aß. Herr Gott, machte die eine Beschreibung von dem

Pfarrhause. Gar nicht wiederzugeben ist's. Daß man sich tothungern und totarbeiten müsse, war noch das mindeste.

„Arme, arme Schwester!“ klagte ich. Plötzlich durchzuckte mich ein Gedanke: Lorchchen wird nicht Pfarrmagd!

Ich schickte das Mädchen nach Hause und trug ihm auf, dem Vater zu bestellen, er solle den Pfarrleuten auftragen, ich wolle eine passendere Stelle ausfindig machen.

Am folgenden Sonntage kam Hanfrieder herüber und bestellte zurück, es könne den Pfarrleuten nicht wieder aufgesagt werden, sie hätten schon den Mietgulden gegeben; übrigens könne sich Lorchchen auch gar keine bessere Stelle wünschen.

Mir stieg das Blut zu Kopfe. „Hanfrieder, ich weiß, was ich bei den Kanzleileuten und den Metzgerleuten ausgehalten habe. Vorher hieß es aber auch immer, was für schöne Stellen das wären. — Ich leide nicht, daß Lorchchen ins Ebersteiner Pfarrhaus zieht. Sie soll das Elend nicht durchmachen, das ich durchgemacht habe. Ich leid's nicht.“

„Aber, liebes Friedesinchen, was ereiferst du dich denn so?“ entgegnete Hanfrieder, „die Ebersteiner Pfarrersleute sind wirklich gute Leute.“

Ich antwortete nichts weiter, und die Sache schien abgetan. An den folgenden Tagen ging ich

viel in Gedanken, und als das heilige Weihnachtsfest kam, sagte ich zu meiner Herrschaft: „Zu Ostern muß ich gehen.“

Das hielt sie erst für Spaß; als sie aber merkte, daß es mir bitterer Ernst war, fing die Mutter an zu weinen und sagte: „Das hätte ich nicht gedacht, Friedesinchen...“

Dies kurze, schmerzliche Wort ging mir durchs Herz, und es kam, daß auch ich weinen mußte. Da sagte der Vater: „Friedesinchen, du besinnst dich wohl wieder. Siehe, es werden nun Ostern bereits fünf Jahre, daß du bei uns bist, und da sind wir so sehr an dich gewöhnt, daß wir dich nicht lassen können. Willst du dir denn das Brautbett nicht bei uns verdienen?“ Und fünf ganze Taler wollten sie mir sofort noch zulegen.

Ich schüttelte den Kopf und sagte: „Ich will für unser Lorch in die Stelle... Ich habe mich lange genug besonnen und meine, daß ich so das Rechte tu'. Keine frohe Stunde könnte ich haben, müßte ich denken, daß unser Lorch, das so viel schwächer ist als ich, alles das über sich ergehen lassen müßte, was ich erlebt habe, ehe ich hierher kam...“

Unser Herr schritt zweimal rasch durch die Stube. „Mutter, Lindemannnsches Blut müssen wir behalten, ich bin der Meinung, wir nehmen das kleine Lorch an Friedesinchen's Statt.“

Feuchten Auges sah die Frau erst mich, dann

ihren Mann an, und es dauerte eine Weile, ehe sie sagte: „Ich meine auch, so nehmen wir die Schwester, wenn sie zu uns kommen will.“

O, ich hätte den guten Leuten um den Hals fallen können. Gerade das hatte ich ja von Anfang an im stillen gehofft.

Am nächsten Sonntage ging ich nach Hilgensthal und teilte dem Vater alles mit. Groß sah er mich an, drückte mir dann die Hände und erklärte, er wolle nichts dazu sagen, sondern alles in Gottes Willen stellen.

Auf einmal schmiegte sich Christine, die jetzt im zwölften Jahre stand, an mich und flüsterte mir ins Ohr: „Nicht wahr, Friedesinchen, mir machst du auch eine gute Stelle aus, wenn ich aus der Schule komme?“

Ich schloß die junge Schwester, deren sanftes Wesen lebhaft an unsere selige Hanneliese erinnerte, fest an mich.

Als wir noch davon sprachen, kam eine krumme, dürre Frau in die Stube gehumpelt, hob mühsam das Gesicht zu mir auf und keuchte: „Bist du's wirklich, Friedesinchen? Gott, was doch aus 'm Menschen werden kann! Bist ja fürwahr so groß und rosenrot geworden, daß man sich fragen muß, ob es auch wirklich Friedesinchen ist.“

Frohnhöfers Dortchenpate war es, die vor mir stand. Auch ich erkannte sie fast nicht wieder, so

sehr hatte sie gealtert. Eine eigene Bewegung kam über mich, und ich konnte gar nicht viel sagen.

Da klopfte es ans Fenster, und ich sah zwischen zwei herabhängenden Lindenbaumzweigen das schneeweiße, zitternde Haupt unseres treuen Seelsorgers.

Vater schob das Fenster auf und rief hinaus: „Willkommen, Herr Pastor! Wollen Sie nicht ein bißchen hereinkommen?“

Der gute alte Herr hatte es aber ganz eilig und wollte nur fragen, wie es mir ginge.

Da sprang ich freudig hinaus und grüßte ihn. Er hielt meine Hände lange fest, sah mir in die Augen und sagte, während Wehmut und Heiterkeit auf dem milden Angesichte wechselten: „Sieh, ich sehe einen jungen Stamm in vollen, lieblichen Blüten; Gott behüte ihn, daß kein Spätfrost ihn vernichte!“ — Ehe er sich zum Gehen wandte, hob er noch den Finger und fragte: „Friedesinchen, denkst du auch noch an den Jüngling...?“

Ein Hustenanfall unterbrach ihn.

Mir schoß das Blut ins Gesicht. Wußte es auch der Herr Pastor schon, daß ich Lorenz Holzhöfer gern sah? Ei, so schämte ich mich denn doch, daß ich ins Mausloch hätte kriechen mögen.

„... an den Jüngling zu Raim?“ lautete dann aber das Ende der Frage.

Mit Herzklopfen noch sah ich zu dem lächelnden Greise auf, der seine Hände über meinen Kopf gleiten ließ und mich väterlich ansah.

„Du hast, will's Gott, noch einen langen Lebenslauf vor dir,“ sagte er, „der meinige geht zu Ende. Aber ob lang, ob kurz — — wenn unser irdischer Lebenslauf nur in dem Glauben endigt, daß unser Heiland uns dereinst zu einem ewigen Lebenslaufe wieder auferwecken wird. In diesem Glauben gehen unsere Füße auf Dornen und Steinen wie auf Samt und Seide. — Gott behüte dich, Friedesinchen!“ —

Der Schatten wurde schon lang, als ich den Rückweg antrat. Hanfrieder brachte mich durch den Hegebusch, und hinterm Hegebusch standen — Lorenz und Lorenz.

Na, da hat es dann natürlich noch eine gute Weile gedauert, bis Hanfrieder durch den Hegebusch zurückgekommen ist. Die Finsternis hat ihn nicht geschreckt, denn in ihm ist lauter Sonne gewesen.

Lorenz hoffte noch immer, ich würde ihm zuliebe in Rosdorf bleiben. Er kam zu dieser Zeit öfter als zuvor von Weismar herüber und gab mir die himmelschönsten Worte, ich möchte doch nicht fortgehen. Als dennoch der Tag kam, daß wir Abschied voneinander nehmen mußten, zog er mich an seine Brust und erinnerte an das Lied, das

wir oft miteinander in der Spinnstube gesungen hatten:

Hier auf dieser Stelle
Schwör' ich, Mädchen, dir —
Und du tust desgleichen
Einen Schwur zu mir.

Diesen Schwur zu halten,
Das sei uns're Pflicht;
Selbst der Tod zertrennet
Uns're Liebe nicht."

Unserem kranken Hanjörg sind die Tränen auch über das Gesicht gestürzt, als ich das letztemal in seine Kammer kam, und das hat mich noch am tiefsten ergriffen. Ich hatte in all den fünf Jahren sein Angesicht nicht ein einzigmal zu sehen bekommen; als ich ihm nun sagte, daß ich fort müsse, er aber nichts verlöre, da meine Schwester Lorchchen an meiner Stelle für ihn sorgen würde, da hörte ich plötzlich ein starkes Schluchzen, und auf einmal hob Hansjörg den Kopf über die Decke. Ich traute meinen Augen nicht und mußte sie wegwenden — so schreckhaft und jammervoll war der Anblick dieses von Tränen überrieselten Totengesichts.

Ach, lieber Gott, was hat doch der eine Mensch vor dem andern! Du mit deiner rüstigen Gesundheit und dem frischen, schönen Gesichte — denkst du wohl daran?



26. Zu Eberstein im Pfarrhause.

Da Eberstein in der Mündenschen Gegend liegt und von Rosdorf an die vier Stunden entfernt ist, konnte meine Habschaft nicht unterm Arm getragen werden; besaß ich doch schon eine wohlgefüllte große Eichenlade. Ich freute mich daher nicht wenig, als der Grundhofsvater nach der Abrechnung sich aus freien Stücken erbot, mich hinzufahren. Er könne auch gleich zwei Fliegen mit

einer Klappe schlagen, meinte er, denn da wir den Weg über Hilgenthal nehmen müßten, wolle er auf der Rückfahrt Lorch mit herbringen.

Wir brachen am zweiten Festtage in aller Frühe auf, denn wir wollten in Hilgenthal so rechtzeitig eintreffen, daß wir noch in die Morgenkirche gehen könnten. Ich freute mich so sehr auf die Osterpredigt von unserm lieben alten Pastor; hatte ich ihn doch so lange nicht mehr predigen gehört.

Ach, und nun die Fahrt durch den frischen, fröhlichen Ostermorgen! Die Lerchen stiegen zum Himmel auf, jubelten in ihrer Weise, ich meinte, mit den Engeln im Chor: „Christ, Christ, Christ ist erstanden...“ und ließen sich, wenn sie ausgesungen hatten, jählings in die aufgrünenden Saaten fallen. In den dickknospigen Obsthöfen gaben die Staare ihr Osterkonzert, in das sich freilich manchmal schrille Spazentöne mischten. Die weißen Sterne der Gänseblümchen schimmerten von Wiesen und Wegen, und auf den Brachäckern malte der Huflattich seine gelben Kleckse, die mich noch einmal an vergangenes Elend erinnerten. Mein Gott, wie schön ist doch die Welt! Und wie schön könnte es jeder haben, wie froh und zufrieden könnten wir alle sein, wenn sich die Menschen nicht gegenseitig so quälten und unterkriegten!

In Hilgenthal gab's kein geringes Aufsehen, als der blaue Ausfahrwagen mit den beiden dicken

Gäulen vor der Lindenhütte hielt. Die Friedesinchenpate war die erste, die aus der Nachbarschaft herüberkam und die Hände zusammenschlug. Dann kam Bornriezens Friedrichpate und nötigte, daß die Pferde sogleich in ihren Stall gebracht würden. Der Grundhofsvater sollte auch bei Bornriezens frühstücken, und Frohnhöfers wollten wieder, daß er zu ihnen käme. Da wurde aber der Lindenhüttenvater empfindlich und sagte: „Soviel ist in der Lindenhütte auch noch, daß wir einem lieben Gaste 'was' vorsetzen können.“

So blieb unser Herr — er wollte es auch nicht anders — in der Lindenhütte, während Bornriezens sich mit den beiden Gäulen begnügen mußten. Es dauerte aber nicht lange, da kam die Friedesinchenpate und zog heimlich eine Wurst aus der Schürze, und alsbald war auch Bornriezens Hannepate mit einem tüchtigen Schinkenstücke da, das sie ebenso heimlich zu der Wurst tat.

Zwei Stunden nach Mittag brachen wir nach Eberstein auf. Die Gäule sprangen durchs Dorf, daß ich vor den winkenden Leuten ordentlich verlegen wurde; ich wäre durch Hilgenthal lieber bescheiden zu Fuß gegangen.

Nach halbstündiger Fahrt gewahrten wir einen Mann, der am Weggraben hockte und den Kopf in die Hand gestützt hielt. Er sah aus wie ein Vagabund.

Der Grundhofvater hieb mit der Peitsche in die Luft und fragte: „Ist dies wohl der rechte Weg nach Eberstein?“

Der Mann nickte, stand auf und ging neben uns her. „Ich will auch nach Eberstein,“ sagte er, „ich bin dort zu Hause. Mir ist gestern meine Frau gestorben — sitze nun mit meinen vier Kindern allein da; ich weiß auch nicht, was das werden soll...“ Und er hielt den Armel vor die Augen.

„Brrr!“ machte mein Bauer, und der Mann mußte sich aufsetzen. Ich mußte ihn immer ansehen, und wenn er sprach, stand es ganz fest bei mir, ich müsse ihn schon lange kennen. Esklärte sich auch bald auf. Eine Reihe Birkenbäume, an der wir vorüberkamen, sagte es uns. Kein anderer als Ludwig Hagenfried war's, der uns als Mühlbursche damals in der Pfingstnacht so schön geholfen hatte. Ja, so trifft man sich! So führt das Leben die Tafel der Erinnerung.

Auch Ludwig Hagenfried erinnerte sich meiner noch und freute sich, daß es mir so gut ginge. Seit jener Pfingstnacht hätte sich vieles, vieles geändert, seufzte er. Ich dachte an die Müllerstochter, der er damals den Maibaum geholt hatte. Ich mochte ihn aber jetzt nicht danach fragen, es war auch nicht mehr nötig, wußte ich doch schon, daß sein damaliger Maibaum verdorrt war. —

Als Ludwig hörte, daß ich die Ebersteiner Pfarr-

magd würde, beglückwünschte er mich zu der Stelle und versicherte, ich käme in ein richtiges Gotteshaus und hätte es nicht besser treffen können. Es wären grundgütige Leute, die Pfarrersleute zu Eberstein.

Ich verwunderte mich, hätte doch die frühere Ebersteiner Pfarrmagd über das Pfarrhaus ein gar schlimmes Gerücht verbreitet.

Er machte ein ärgerliches Gesicht und eine abwehrende Geste. Die habe damit nur ihre eigene Untauglichkeit und Bosheit verdecken wollen. Freilich, wer am liebsten auf der faulen Seite liege, komme bei der Ebersteiner Pastorin schlecht an, denn, das müsse gesagt werden, auf die Arbeit wäre sie nur einmal; griffe aber auch überall selber mit zu.

Er hatte mir die Wahrheit gesagt, und ich sah, daß nicht allein eine rechtschaffene Magd durch eine schlechte Herrschaft, sondern auch eine gute Herrschaft durch eine schlechte Magd in Schimpf und Schande gebracht werden kann. Das Ebersteiner Pfarrhaus mit seiner schönen Ackerwirtschaft kam mir vor wie ein sonntäglicher Bauernhof. Der Pastor war ein starker Mann, von derben Knochen, aber mit einem Herzen von großer Sanftmut; ich habe ihn nie zornig gesehen. Sollte ich etwas tun, hieß er's nur in bittendem Tone, vor dem man immer eine helle Lust kriegte.

Die Pastorin hatte allerdings einen schärferen Zug in ihrem Charakter und war manchmal „hastig“. Anfangs stellte sie mir manche Falle, um mich zu erproben; bald hier, bald da fand ich Groschen oder Pfennige, die ich arglos aufnahm und abgab. Die Proben waren aber bald zu Ende. Viel später erst hat die Pastorin mir's gestanden, daß es Proben gewesen wären. Sie neigte wohl auch sonst dazu, einen 'mal in Versuchung zu führen. Standen wir zusammen vor zwei Arbeiten, die Eile hatten, ließ sie mich absichtlich zuerst zugreifen. Ich packte dann immer bei der schwersten Arbeit an, tat aber, als wäre es die leichteste. Und so ist es ihr, wie sie mir später lachend verriet, auch beim besten Willen nicht möglich gewesen, mich bei einer Bequemlichkeit zu ertappen. Na, lauter Musterhaftigkeit ist das ja freilich auch nicht gewesen; nur daß ich einmal einen angeborenen Sinn für das Schickliche hatte und gleich merkte, wo das Böglein picken wollte.

Zur Winterzeit wurde das Spinnen fleißig betrieben; die Pastorin spann selbst mit und sogar auf einem Rade mit zwei Rollen. Da ruhte ich nicht, bis auch ich das Spinnen auf zwei Rollen konnte.

Das Ebersteiner Jungvolk nahm mich ohne mein Zutun in seinen ersten Spinntrupp auf. Der Pastor lachte und sagte, ich solle nur getrost hin-

gehen; er hätte bis jetzt noch keine Ursache gefunden, die hergebrachte Art der Geselligkeit zu verdammen. Er pflegte sogar selbst unverhofft einmal in die Spinnstube zu kommen. Dann mußten ihm die Knechte und Mädchen ihre Lieder vorsingen, auch wohl ein seltsames Spiel vorführen, wofür er ihnen wieder eine schöne Geschichte erzählte. Auf diese Weise hielt der geistliche Herr das Jungvolk ganz unvermerkt im Zaume, und gewiß trug diese Anteilnahme an dem Leben des Jungvolks viel mit dazu bei, daß in den Ebersteiner Spinnstuben immer alles sehr schicklich zuging und Ausschreitungen so gut wie gar nicht vorkamen.

Auch die Pastorin ging mit ihrem Spinnrade manchmal aus, nicht nur in die großen Bauernhäuser, sondern auch in die niedrigen Tagelöhnerkaten. Kein Haus und keine Hütte war ihr zu schlecht, wenn sie nur Reinlichkeit und Sittsamkeit darin fand. Ebenso mußten die Frauen manchmal ins Pfarrhaus spinnen kommen, und da gab es nicht nur freundliche Worte und weise Lehren, sondern auch, was die Frauen so besonders schätzten, richtigen Bohnenkaffee und weißen Kuchen. Für die Leute aber brach immer eine gute Stunde an, wenn die geliebte Pastorin „spinnen kam“ oder wenn sie mit ihren Spinnrädern in die Pfarre gehen durften.

Der Pastor wußte, daß seine Marie, wenn sie

in den Häusern am Spinnrocken saß oder die Frauen bei sich im Pfarrhause hatte, lauter Fäden spann, an denen sie die Gemeinde nach der Kirche und — zum Himmel zog. Sie erreichte mit einem Spinnabend mehr als ihr Mann, wie er selber manchmal sagte, mit zehn Predigten. So kann ich wohl sagen, daß mir die Luft, in der ich nun lebte, recht wohl tat.

Eines Morgens, als ich allein in der Küche am Herde stehe, wankt eine in erbärmlichen Lumpen gehüllte Frau herein, streckt bittend ihren rechten Arm empor, von dem die Hand weg ist, und hält jammernd um einen Teller Essen an.

Ich war wie vom Schlage gerührt, und schwarze Flimmer spielten vor meinen Augen: Ich hatte in der elenden Bettlerin auf den ersten Blick meine ehemalige Herrin, die Frau des Lannsfelder Metzgermeisters Dienhardt, erkannt. Sie aber schien nicht die geringste Ahnung davon zu haben, wer die war, die sie in so erbarmungswürdiger Erscheinung um einen Teller warmer Speise anhielt. Ich mußte mit aller Gewalt an mich halten, daß ich mich der Unglücklichen nicht verriet, und atmete erleichtert auf, als die Pastorin dazukam.

Die Bettlerin hob ihren Armstumpf empor, klagte Gott und die Menschen an und erzählte unter verzweiflungsvollem Gebärdenspiel: „O, ich war eine der wohlhabendsten Frauen von Lann-

feld — wir hatten ein blühendes Geschäft — und ich habe allen Armen und Elenden, die vor meine Thür gekommen sind, Gutes über Gutes getan; aber das hat Gott nicht angerechnet, sonst hätte er mich gewiß nicht in dies Elend hineinstürzen können. O wie reich und glücklich könnten wir heute sein! Aber mein Mann ergab sich dem Trunke, unser Geschäft ging zugrunde. Als uns das Dach überm Kopfe versteigert werden soll, gerät mein Mann in einen so wilden Zustand, daß er das Schlachtbeil ergreift und alles kurz und klein schlägt. Um ein Haar hätte er dem Gerichtsvollzieher den Kopf abgehackt, was auch gar nichts geschadet hätte. Aber ein Teufel muß meinen Mann in Stricken gehabt haben, denn er läßt plötzlich von dem Gerichtsvollzieher ab, springt wie ein Löwe auf mich zu und hackt mir die Hand vom Arme!“

Schaudernd stand ich da, während die Pastorin den Kopf schüttelte und die Unglückselige mehr verstimmt als gerührt ansah! Wie diese dann auf der Eimerbank saß und in gieriger Hast die Speisen verzehrte, die ich ihr geben mußte, schoß es mir auf einmal heiß in die Augen, und ich gedachte der Zeit, da diese Bettlerin meine Herrin war und mich wie einen Hund behandelte. Ja, ja, es kommt alles wieder herum. Mir wollte fast der Verstand stehen bleiben; hernach freilich, als ich wieder ruhiger geworden war, konnte mich dies

Ende mit Schrecken nicht mehr befremden. „Es kommt alles 'mal wieder herum wie der Windmühlenflügel und wie das Efelrad.“ — —

Der Schreck über diesen Fall hat mir noch lange Zeit in den Gliedern gelegen, doch habe ich wahrhaftig nicht anders als mit heißem Mitleid an die Armste denken können.

So konnte ich denn von Glück sagen, daß ich's wider alles Erwarten so gut getroffen hatte. Ach, hätte nur das Heimweh nach Rosdorf nicht wie eine stete Flamme an meinem Herzen gezehrt!

So oft sich eine Gelegenheit fand, schickte Lorenz einen Brief, und in jedem Brief stand geschrieben:

„Tausend Seufzer, liebes Kind,
Schick' ich dir wohl durch den Wind.
Durch den Wind und übers Meer —
Schätzchen, wenn ich bei dir wär'.“

Und was hätte auch ich wohl besseres tun und schreiben können! Wehte der Wind nach der Leine hin, dann wußte ich: er trifft meinen Lorenz, und ich gab ihm tausend Grüße und Küsse mit; und kam er von der Leine her, stellte ich mich gern mitten hinein in das Säufeln oder Sausen und ließ mich von ihm küssen und horchte auf seine Grüße.

Ei ja, was tut eins bei zwanzig Jahren nicht,

wenn die Liebe treibt und alle Hecken voll Rosen sind!

Zum Brieffschreiben kam ich nur selten einmal; um so größer meine Freude, als Ludwig Hagenfried, dessen Kinder durch Vermittelung unserer Pfarrleute ein Unterkommen bei freundlichen Menschen gefunden hatten, mich eines Tages fragte, ob er nicht in Geismar eine Bestellung für mich ausrichten könne? „Will mir einen neuen Mühlburschenplatz suchen,“ sagte er, „und da werde ich wohl weit herumwandern müssen. Gern täte ich dir einen Gefallen, Friedesinchen, für deine Gutherzigkeit, die du in dieser Zeit mir und meinen Kindern erwiesen hast.“

Da konnte ich mir's Herz einmal leichter machen; ich glaube, er hat aber nur einen kleinen Teil von alledem behalten, was ich ihm aufpackte. Schon vier Tage später kriegte ich einen Brief aus Geismar, in dem Lorenz schrieb, ein Müllersmann aus Eberstein hätte ihm von einem gewissen Friedesinchen viel erzählt und ihm damit etwas so Liebes angetan, als wäre ihm ein wundervoller Geburtstagsstrauß an den Arm gesteckt worden. Seitdem müsse er alle Tage singen und jauchzen, daß dies Friedesinchen sein Friedesinchen wäre. Lorenz war immer noch beim alten Meister, der ihn wie seinen Sohn hielt. Zuletzt aber hieß es in dem Briefe: er könne es nun auf dem lieben alten Flecke nicht

mehr aushalten, — ich möchte doch den Ebersteiner Drechslmeister fragen, ob der nicht einen strammen Gesellen brauche. Darauf mußte ich ihm hinschreiben, der Ebersteiner Drechslmeister hätte kaum für sich selbst ausreichende Arbeit, geschweige denn für einen Gesellen. Ich würde aber auch nicht lange mehr in Eberstein bleiben und teilte ihm mit, warum.

Ich hätte meiner jüngsten Schwester, dem lieben Christinchen, versprochen, ihr, wenn sie aus der Schule wäre, ebenso wie unserm Lorch eine gute Stelle auszumachen. Und ich hätte es im stillen unserer seligen Mutter gelobt. Der Zeitpunkt wäre nun gekommen, und ich wüßte keinen besseren Ort für die junge, unerfahrene Schwester, als das Pfarrhaus zu Eberstein.

Als die Ebersteiner hörten, daß ich einen neuen Dienst suche, wurden mir von allen Seiten Stellen angeboten, und ich hätte mir die beste aussuchen können. Aber ich glaubte sie alle ausschlagen zu müssen. Nicht nur nach einer andern Stelle ging mein Sinn, sondern auch nach einem andern Dorfe, und das hatte noch seinen besonderen Grund.

Ein guter, braver Junge in Eberstein hatte mich gefragt, ob ich seine Frau werden wolle. Als ich ihm sagte, daß das nicht ginge, hatte er sich's erst recht in den Kopf gesetzt. Einziger Sohn auf einem hübschen kleinen Hofe mit Ruhgespann und

gewiß auch kein häßlicher Mensch, der leicht überall ein passendes Mädchen mit Vermögen hätte kriegen können, wollte er doch keine andere haben, als „Pastors Friedesinchen“. Die Pastorin neckte mich oft, wenn er, was wohl alle Tage geschah, mit seinen blanken Rühen am Pfarrhause vorüberkam. Am Pfingstbier war er der erste, der mich zum Tanz forderte. Und im Spinntropp war er's, der mir den Wocken drehte. Wie es hieß, hatten seine Eltern gar nichts dagegen, wenn er mich nähme. Die Leute hielten es sogar schon für ausgemacht, daß wir beide einmal ein Paar würden. Der gute Junge tat mir leid, und ich dachte es ihm leichter zu machen, wenn ich ihm aus den Augen käme. Meine lieben Rosdorfer Grundhofsleute hatten eine nahe Verwandtschaft in Lutterbekken, zwei Stunden von Eberstein, die bot einen ordentlichen Eifer auf, um mich zu kriegen, und sicherte mir ein eigenes Stück Leinland zu. So fügte sich's, daß ich mich für diesen Ort entschied.

Die Pfarrleute meinten erst, ich triebe Scherz, als ich vom Weggehen sprach; als sie sich aber von meinem Ernste überzeugten, lobten sie zuletzt doch meinen Entschluß und nahmen ohne alle Weitläufigkeiten unser Christinchen an meiner Stelle zur Magd an.

Am dritten Tage nach dieser Abmachung kam unsere liebe Frau Pastorin hastig vom Hofe herein

und rief: „Friedesinchen, draußen steht ein fremder Bursch, der fragt nach dir. Ist das am Ende der wahre...?“

Zögernd, mit einer glühenden Röte im Gesicht, ging ich hinaus. Und es war wirklich mein treuer Junge, der da vor mir stand.

„Lorenz!“ rief ich. „Friedesinchen!“ jauchzte er — und lange und innig drückten wir uns die Hände. Fast hätte ich ihn nicht gleich wieder erkannt, so groß und schön stand er vor mir. Hatte er sich doch auch schon einen kleinen Schnurrebart wachsen lassen, hell und weich wie feinsten Glachs, daß ich beinahe stolzer darauf war als er selber.

Als die Pfarrfrau hörte, der fremde Bursch sei wirklich der Wahre, kam sie lachend herzu und zog meinen ganz betroffenen Lorenz ins Haus hinein. Und nachdem sie ihm zu essen vorgesetzt und herzlich zugeredet hatte, machte sie, daß sie hinauskam und ließ sich in einer ganzen Stunde nicht mehr sehen.

Da saßen wir nun beisammen, ganz glücklich, und draußen gröhlte der Hahn, als müßte er's allen Leuten erzählen. Innig freute ich mich, zu hören, daß in Rosdorf noch alles auf dem alten Fuße stände, und froh hüpfte ich auf, als Lorenz erzählte, wie wohl sich unser Lorchchen auf dem Grundhofs fühlte und wie groß und blühend es schon geworden wäre.

Nun aber wurde mein Junge auffallend einsilbig, und bei Kleinem kam heraus, unser Hanfrieder würde mit Schwester Lorchchen bald Hochzeit halten, da Stineline den Schäfer von Hilgenthal freie.

Auflachend rief ich: „Ei, Lorenz — und das erzählst du mit so trübseligem Gesichte? Ist's dir etwa nicht recht, daß unser Hanfrieder euer Lorchchen zur Frau nehmen will? Ist dir am Ende die Lindenhütte nicht vornehm genug?“

Jetzt hättet ihr sehen sollen, wie lebendig er wurde! „Friedesinchen, hätten wir nur gleich noch so 'ne Lindenhütte, so 'n Häuschen, das so traulich versteckt hinter einem prachtvollen Lindenbaume liegt und zwischen Apfel- und Zwetschenbäumen! Friedesinchen, ich denke, wir könnten wohl die längste Zeit Brautleute gewesen sein und auch bald einen eigenen Hausstand beginnen. Brauchtest dir keine neue Stelle mehr zu suchen, meine ich“...

Mir zitterte das Herz. „Lorenz, ich habe bereits das Dinggeld von Lutterbecken“...

„D, bring' es wieder hin!“ rief er, „aber nein, es ist besser, ich bringe es hin!“ rief er hinterher und sprang auf, als wollte er gleich von der Stelle wegstürmen nach Lutterbecken.

Ich zog ihn wieder auf seinen Stuhl, kam mir gar ein bißchen klüger vor als er und sagte: „Mein

Junge, ich glaube, du hast noch vieles nicht bedacht“... Und es war so. Mein Lorenz war ein bißchen ein lustiger Vogel und hatte sich um die Zukunft noch keine großen Gedanken gemacht. Wollen aber zwei so arme junge Leute einen Ehestand gründen, muß die Kutsche mit den Gedanken vorher kommen, sonst kommt sie sicher nach, und statt des Glückes setzen sich die Sorgen und Nöte zu ihnen; und die Liebe behält nicht 'mal ein Plätzchen auf dem Bocke. So klug hatte mich das Leben schon gemacht, so viel scharfer Wind war mir schon um die Nase geweht.

Lorenz mußte mir rechtgeben und einsehen, daß es gut und notwendig wäre, noch ein paar Jahre mit der Hochzeit zu warten. Er stand auf, seufzte, fand aber seinen Frohmut wieder in dem Entschlusse: „So will ich unterdessen in die Welt gehen und dort mein Glück versuchen! Gewiß wird es mir anderswo eher gelingen!“

So schwer es mir aufs Herz fiel, dachte ich doch, es wäre gut für ihn und für uns, sähe er sich erst noch ordentlich um in der Welt. Er würde, meinte ich auch, in der Fremde mehr verdienen und eher etwas erübrigen können, als in der Heimat. Und ich bezwang mein Herz, ermutigte den Liebsten in seinem Vorsatze und sagte: „Wohin du auch gehst, meine Gedanken werden immer und allezeit mit dir gehen und bei dir sein, ob du's gut triffst oder

schlecht.“ Und wir weinten beide und küßten uns — und dann ging er rasch davon. Ich konnte ihn vom Pfarrhause an noch eine Strecke übers Feld wandern sehen. Er kehrte sich immer wieder um und schwenkte den Hut.

Nun war auch der Tag da, an dem ich meine lieben Pfarrleute verlassen sollte. Mir war es weh ums Herz; gab es doch auch sonst noch viele liebe Menschen, treue Freundinnen, deren Herzen ich in den paar Jahren gewonnen hatte, von denen ich nun voraussichtlich fürs ganze Leben scheiden mußte.

Ich dachte daran, wie traurig und trostlos es doch um ein armes Mädchen bestellt ist, das von einem Ort zum andren ziehen muß, ohne eine bleibende Statt zu finden. Ach, wie sehnte sich mein Herz nach einer festen Heimat, nach einem Stückchen Erde, wo ich mich mit meinem Lorenz hätte anbauen können fürs Leben.

Als ich dann unser Christinchen an der Seite unseres Vaters daherkommen sah und in ihrem Gesichte den Preis las, für den ich mein Opfer brachte, wurde es mir wieder leicht und wohl. Das Bewußtsein, zum Wohle geliebter Menschen ein Opfer gebracht zu haben, ist Sonnenschein der Seele, ist ein Stück Glück.

Der Vater blieb eine Nacht im Ebersteiner Pfarrhause und ging am andern Morgen mit

mir nach Lutterbekken. Da ich ihn gern einmal ganz allein bei mir haben wollte, ließen wir den Knecht, den meine Lutterbekker Herrschaft geschickt hatte, mit meinen Habseligkeiten vorausfahren. Der liebe Gott lächelte uns zu in seinem Frühlingssonnenschein; wir fühlten, er meinte es gut mit uns. In den Wäldern grüntem die „Palmen“, und auf den Wiesen schimmerten die weißen Gänseblümchen. Die Palmen erinnerten an meinen Konfirmationstag, die Gänseblümchen führten mich zurück in die frühesten Kindertage, und was die Palmen und Gänseblümchen nicht weckten, das weckte der Anblick des Vaters. Alle Jahre noch, wenn ich einen solchen Frühlungstag erlebe, ergreift mich auf einmal die Erinnerung an jenen Gang mit dem Vater, und es geht mir ein zuckendes Weh durch die Seele.

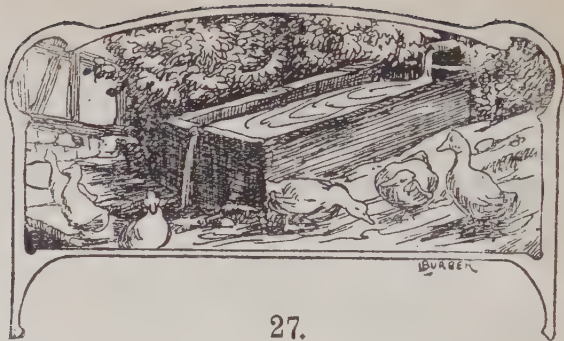
Sah ich ihn an, wie er trotz seines schon ganz grau gewordenen Kopfes noch so rüstig ausschritt, trotz seines herzhaften Sprechens nicht einmal mit dem Atem zu Kurz kam, mußte ich unwillkürlich die Hände ineinanderlegen, einen Blick zum Himmel hinauftun, Gott im stillen danken und ihn anflehen: Erhalte uns den Vater noch lange am Leben, lieber Herrgott! Ach, wie köstlich, wenn man noch Vater sagen kann!

„Ja, Friedesinchen, es werden nun in der Lindenhütte, so Gott will, große Veränderungen vorgehen,“ sagte der Vater, „Stinelièse wird, wie du

weist, unsern Schäfer freien, und Hanfrieder gedenkt uns dafür das Lorchchen aus Rosdorf zu holen. Stinelliesens Hochzeit wird wahrscheinlich schon zu Johanni sein, und danach wird Hanfrieder auch bald Anstalt machen. Ich kann wohl sagen, auf das Lorchchen freue ich mich ordentlich, das ist nicht mit dem Herzen betrogen, artet ganz auf seinen Vater. Keiner im Regiment hatte das Herz so auf dem rechten Flecke wie mein guter Kamerad Holzhöfer — das soll wohl jeder sagen, der ihn gekannt hat. Na, so darf man doch hoffen, der alte Hanfrieder Lindemann wird der zukünftigen Frau der Lindenhütte nicht im Wege sein, wird seine alten Tage in Frieden beschließen.“

Der Vater hustete ein wenig, lächelte und fragte, wie es denn mit mir und Lorenz stände? Ich schützte mein Herz aus, und der Vater sagte mit einem leisen Seufzer: „Möge Gott geben, daß auch ihr glücklich werdet miteinander und — und — ein Heim findet, darin ihr euer Glück bergen könnt. Es gilt immer erst dicke, harte Steine zu schmelzen, will ein armes Brautpaar das Bohnrecht haben in einer Gemeinde. Horstmanns Annedörte, die einen Brackensteiner freien wollte, hat bei unsern Hilgenthalern vergeblich ums Bohnrecht angehalten; die Bauern können immer noch die Schneidersleute mit ihren hinterlassenen fünf armen Würmern nicht vergessen.“

Das Alter sieht Gespenster, die Jugend sieht Engel. Wäre nur erst der Hochzeitstag da, dachte ich, das Wohnrecht wollten wir schon kriegen. Sollte denn die ganze große Welt nicht Raum haben für uns zwei, die wir nicht mehr beanspruchten, als man in den Schatten eines Lindenbaumes bauen kann?



27.

Bei Mönnemanns an der Tränke.

Also befand ich mich nun auf dem Mönnemannschen Hofe zu Lutterbeken, „bei Mönnemanns an der Tränke,“ wie man allgemein sagte, weil nämlich hinter dem Hause eine Bergquelle in einen langen hölzernen Trog herabfließt, an den des Abends die Kühe getrieben werden. Fast war es mir, als befände ich mich wieder bei meiner lieben Herrschaft in Rosdorf, so sehr ähnelten sich die Höfe und Leute, nur sollten Mönnemanns es noch mehr machen können als meine Grundhofsleute, und das wollte was sagen.

Ich hatte hier noch ein größeres Recht als auf dem Rosdorfer Hofe, denn was dort die Frau in der Küche und in der Milchammer tat, das war hier alles meine Pflicht, ohne daß mir dafür eine andere Arbeit geschenkt worden wäre. Die

Mönnemannsche, eine behäbige, stillvergnügte Frau, saß den ganzen lieben langen Tag in der Stube und spann Wolle. Sie schien mit dem Spinnrade völlig verwachsen zu sein und ohne Wollespinnen gar nicht leben zu können. Nur am ersten Tage ging sie mit mir in die Küche und in die Kammer, dann ist wohl ein ganzes Vierteljahr vergangen, eh' sie sich 'mal wieder in der Küche blicken ließ. Fragte ich um etwas, so nickte sie oder schüttelte den Kopf, das eine so freundlich wie das andere; viel sprechen liebte sie nicht. So mußte ich sehen, wie ich fertig wurde, und ich wurde fertig; ja, ich fühlte mich ordentlich, so unumschränkt in dem großen, schönen Hause schalten und walten zu können.

Manchmal war es mir, als lebte ich in einem verzauberten Hause, denn auch der Herr sprach fast nie ein Wort, tat alles, was er tat, stillschweigend und schien doch ebenso glücklich und vergnügt wie seine Frau. Wollte er aus dem Hause, so machte er regelmäßig einen Umweg an dem Küchenschranke vorbei; kam er ins Haus zurück, schlug er regelmäßig denselben Weg ein.

In dem Küchenschranke stand eine bauchige Kruke, und in der Kruke — ja, was war wohl in der Kruke? Ein schöner goldiger „Hilgenthaler“ war darin — Brantwein aus der gräflichen Brennerei zu Hilgenthal. So herzlich erfreut ich

immer über jeden Hilgenthaler war, der mir in der Fremde unversehens begegnete, so leid tat es mir, daß ich einen solchen „Hilgenthaler“ in der Küche finden mußte.

Unser Herr konnte aber nicht mehr von ihm lassen. Die Kruke, die er alle Morgen füllte, faßte gerade so viel wie eine Kanne, und obwohl er nur ganz allein davon trank, so war sie doch alle Abend leer, daß sie umgestülpt kaum noch einen Tropfen auf den Nagel gab. Doch unser Herr hatte eine starke, gesunde Natur und konnte etwas vertragen. Man merkte nur, daß er durstig war, aber nicht, daß er getrunken hatte. Beim Bollzapfen der Kruke auf der „Böhne“, wo das Faß lag, pflegte er zugleich einen guten „Happen“ mit herunterzubringen und neben die Kruke zu legen; er nahm aber nur immer einen Mund voll. Kam er das nächstemal vor den Schrank, hatten entweder die Kinder oder der Knecht den Happen weggeschnappt. Er guckte dann jedesmal um die Kruke herum, wischte sich über den Mund und sagte nur: „Hm, aß alle weer weggesnappet!“ Weiter regte er sich darüber nicht auf. Daß ich die schönen Hap-pen sollte weggeschnappt haben, wird er wohl nicht gedacht haben; stand mir doch alles offen, wenn ich hätte „sneuern“ wollen.

Ein wunderbarer Mann war der Vater unserer Frau, der alte Tolle. Höre ich zu Anfang des

Winters die Dreschflegel zum erstenmal wieder im Dorfe klappern, tritt er mir jetzt noch leibhaftig vor die Sinne mit seiner etwas gebeugten, aber sehnigen Gestalt, seinem bedächtigen Gesicht, seinen weißen Haaren und seinem vielsagenden — Schweigen. Ja, auch seine stärkste Eigentümlichkeit war, alle Arbeit stillschweigend zu tun, um nichts zu fragen und doch immer das Richtige zu treffen. Obwohl er sich hätte einen guten Tag machen können, da er seinen Hof bereits übergeben und noch ein großes Vermögen für sich hatte, konnte man ihn Tag für Tag, ja, man darf schon sagen Nacht für Nacht auf den Hof an der Tränke kommen und hier für zwei tüchtige Tagelöhner schaffen sehen.

Dazumal mußte noch die ganze Frucht, fast immer eine gute Scheune voll, mit dem Flegel in der Hand ausgedroschen werden, und darüber ging gewöhnlich das ganze Winterhalbjahr hin. Daß es immer pünktlich ging, pünktlich anfing und pünktlich aufhörte, dafür sorgte schon der alte Tolle. Jeden Morgen Schlag zwei kam er — da die Haustür verschlossen war — zu unserem gleich an die Hausdiele stoßenden Pferdestalle herein und weckte den Knecht, der in der Buze vor der Krippe schlief. „Hennerk!“ — „Sau!“ — Während der Knecht aus der Buze kroch, ging Großvater Tolle auf die Diele, steckte die am Treppenverschlage

hängende Leuchte an und rief zur Treppe hinauf: „No, Sineken!“ Das galt mir. Dann ging er in die große Stube und rief — ich höre noch immer seinen ewig gleichen trockenen Ton: „’t hāt twee eslon!“ *

Meistens hörte ich den Alten schon, wenn er die Thür am Pferdestall aufmachte, und mochte ich auch des Abends bis über zehn Uhr gesponnen haben, so war ich doch gewöhnlich schon auf den Beinen, wenn er mich anrief. Dann ging ich vor den Pferden hin in den Kuhstall, wo’s so wohligh warm war, durch ein Wandloch in die Scheune, wo man die wohlige Wärme erst gar sehr vermisse. Vom Scheunentore her trieb einem der Wind oft feines Schneeestäube ins Gesicht.

Es dauerte keine Viertelstunde, so waren wir alle vier beisammen. „Gu’n Morgen!“ Weiter sagte keiner ein Wort, der Schwiegervater nicht, der Herr nicht und der Knecht nicht.

Ich mußte anfangs manchmal für mich hirlachen, weil es mir so drollig vorkam, daß man niemals ein Wort zum andern sagte, obgleich man doch gar nicht böse miteinander war. Unversehens lachte ich mal hell auf, bis ich allmählich auch schweigen gelernt hatte. Es ging alles wie ein Uhrwerk, den einen Morgen wie den andern. Der Knecht stieg die Leiter hinauf, warf die Bunde aus der Luke,

* Es hat zwei geschlagen.

wir banden auf, legten eine Lage an — und dann ging's los im Viertakt, munter und mächtig: „Bartholomä, Bartholomä, Bartholomä, Bartholomä!“

Hei, da wurden einem die Backen bald wieder warm und rot! Mein Schlag klang gewiß nicht matter als der Dreimännerschlag. Einmal aber weiß ich — wir hatten am Abend vorher Fastlabend gefeiert — da wehrte ich mich vergeblich gegen die große Müdigkeit und obwohl ich immer noch den Takt hielt, fing ich plötzlich an zu träumen. Ich sah eine schwarze Katze über die Lage laufen und schlug auf die Katze und stob ineinander, nahm mich aber sogleich wieder zusammen, und der Takt, der nun allerdings schon ein wenig zu holpern anfang, kam sogleich wieder in Ordnung. „Bartholomä, Bartholomä...“ Gesagt hat niemand ein Wort. Aber da konnte ich 'mal den Flegel hoch böhren!

Es wurde alle Morgen bis zum Kaffeetrinken ein Schock, 60 Bund, gedroschen, nicht mehr und nicht weniger. War das heraus, so hängte man seinen Flegel an die Wand und ging von der Scheune, ohne auch nur eine einzige Silbe gesprochen zu haben. Der Schwiegervater stapfte stracks nach Haus, denn er aß oder trank nie etwas bei uns; unser Herr machte, daß er an den Küchenschrank kam, und ich heizte ein und kochte Kaffee.

Sah man beim Kaffeetrinken durchs Fenster, so konnte man den Schwiegervater, auch im ärgsten Winterwetter, bald wieder auf den Hof zurückkommen sehen. Er ging dann in den Schafstall, und es war ordentlich rührend anzusehen, mit welcher Sorgfalt er den großen Haufen Schafe fütterte, tränkte und pflegte. Mich wollte es beinahe wundern, daß die Schafe und Lämmer dabei immer noch so laut blökten und bläkten, daß sie sich nicht auch gewöhnten, ihre Angelegenheiten stillschweigend zu besorgen.

Wie im Winter auf dem Hofe, so war der Schwiegervater im Sommer auch immer der erste und der letzte im Felde. Kam die Erntezeit, gab's natürlich keinen tätigeren und keinen schweigsameren Menschen auf unsern Äckern, ja im ganzen Lutterbecker Felde als den alten Vater Tolle. Manchen Bauern in Lutterbecken hörte ich sagen: „Ja, wenn wir so'n Schwiegervater hätten...“

Manchmal, wenn sich's darum handelte, wieviel Tagelöhner mitgenommen werden sollten, pflegte er plötzlich aus seinem Schweigen herauszufallen: „Wenn eck mant Sinechen be meck herw, denn bruke eck kemmesten mähr.“* Er hielt sehr groß auf mich; ob er's auch nicht sagte, leuchtete es doch aus allem hervor, und mir war es eine

* Wenn ich nur Sinchen bei mir habe, dann brauche ich keinen mehr.

Freude, bei diesem alten Manne mit dem wunderbaren Arbeitsgeiste in so großem Ansehen zu stehen. Band er am heißen Erntetage für zwei, war es mir auch eine Lust, für zwei einzulegen und ihn aufs dritte Bund zu kriegen. „Neken, nöu maut eck ja 'n halb Ort geben!“* rief er einmal, als ich, während er ein Bund mit dem Bindelstocke band, hin- und herstürzend drei Bund voraus hatte. Es war nämlich so alte Sitte im Dorf, daß der Garbenbinder in diesem Falle ein halbes Ort Branntwein zum besten geben mußte, was allerdings mehr scherzweise gesagt als wirklich getan wurde.

Eine liebe, immer vergnügte und immer willige Helferin hatte ich übrigens in unserm Minchen, der zwölfjährigen Tochter unserer Herrschaft, die den Geist ihres Großvaters geerbt haben mochte und mir schon manches von der Hand wegarbeitete. Wenn wir Heu wandten oder in Haufen brachten oder Klee oder Korn zum Einfahren banden, war's allemal, als fegte der Wind über den Acker, wie ein Feldnachbar sagte; nicht selten blieben die Leute stehen und sahen uns verwundert zu.

Kam's an die Besperzeit, so pflegte der Alte, den ich nie etwas essen und trinken sah, oft zu sagen: „Kindere, dat Besper gönn' 'ck jöck woll,

* Mädchen, nun muß ich ja ein halb Ort (vierter Teil einer Kanne) Branntwein geben.

ower de Lied nech!“* Hatte einer eine Distel im Finger, so sagte er: „Dei lotet man sittin bet Sunndag, denn hew je Lied taun utpötern.“**

Da gab es dann kein gemächliches Hinsetzen wie auf den Nachbaräckern, da wurde rasch etwas in die eine Hand genommen, während man mit der andern schon wieder einlegte, drehte oder harkte. Und so sehr war der Geist des Alten über mich gekommen, daß ich es auch gar nicht anders gemocht hätte.

Hatten wir ein großes Feld vor uns, dessen Anblick unsere Augen und Hände hätte ermüden und unsere Lust hätte dämpfen können, so überschlug er gleich, wie weit wir bei fleißigem Zugreifen bis zum Abend kommen mußten. Bald nach Beginn der Arbeit pflegte er eine Furche, einen Stein, Busch oder Horst zu bezeichnen und zu versichern: dort würde Feierabend gemacht und wenn's auch noch so früh wäre. So selten er sprach, so sicher war aber auch sein Wort, so gewiß ging kein Haar davon und dazu.

Und das war ein Sporn, vor dem es immer wacker fleckte. Manchmal, wenn wir im Felde Feierabend machten, stand die Sonne noch hoch

* Kinder, daß Vesper gönne ich euch wohl, aber die Zeit nicht.

** Die laßt nur sitzen bis Sonntag, dann habt ihr Zeit zum 'rausziehen.

am Himmel, und wir hatten doch schon mehr hinter uns gebracht als unser Aekernachbar, der mit einem ganzen Trupp Tagelöhner ein gleichgroßes Stück bearbeitete. Und ich war gewiß nicht so stumpf und müde, als hätte ich in einem solchen Trupp schneiden, hacken oder harren müssen. Oft mußte ich da an die weißen Tauben denken, die mir und Stinelliesen einmal bei dem Kartoffelhacken vor dem kleinen Hagen geholfen hatten.

Ging das Kornschneiden an — damals wurde noch aller Roggen und Weizen sorgsam mit der Hepe (Sichel) geschnitten — so mußte ich die Grubesche, die alte Kiepenhüsesche und die kleine Göbelsche bestellen, die uns auch gewöhnlich beim Flachsbrechen und beim Waschen halfen. Wir waren ihre Ackerleute, und sie mußten entweder eine gewisse Morgenzahl in Aekford schneiden oder sie gingen mit uns in den „Zein“, das heißt, sie schnitten für einen bestimmten Tagelohn, nämlich vier Groschen nebst Essen und Trinken. In hiller Zeit kriegte auch Großmanns Wilmine noch Bescheid, ein Mädchen, nicht viel älter als ich, aber ein mannsmenschartiges großes „Gorre“.*

Soviel ich auf die Grubesche, Kiepenhüsesche und Göbelsche hielt, weil alle drei Prachtfrauen waren, die auch auf mich nichts kommen ließen, so wenig konnte ich das große Gorre ausstehen.

* Wüßtes, unförmiges Weib.

Immer hatte sie die Oberlippe hochgezogen und wußte jedem was; sah hinter allen Knechten her und gab andern die Schuld, wenn sie ganz und gar kein Glück bei den Burschen hatte. Sie wisse gar nicht, soll sie 'mal zu den Frauen gesagt haben, was die jungen Knechte immer von mir ein Rühmens machten, denn ich hätte ein so langes Gesicht wie ein — Kirchenfenster.

Meine braven drei Mütter haben's ihr aber immer ganz gehörig wieder 'rausgegeben. Es wettete manchmal nicht schlecht, wenn die vier zusammen waren. Einmal mußte gar unser alter Schwiegervater dazwischenkommen; mit geheimnisvoller Miene, als wenn er Baute täte*, rief er den Zankhähnen oder vielmehr „Hühnern zu:

„Friede, nicht zanken,
Haltet in Schranken
Des Hornes Wut;
Reicht euch die Hände
Und sprecht behende:
Wir sind nun wieder gut.“

Schon die einfache Tatsache, daß Großvater Tolle sprach, übte eine merkwürdig hemmende und besänftigende Wirkung auf die erregten Gemüther aus. Ich erinnere mich, daß der wunderbare Alte mit diesem Sprüchlein nicht nur bei uns, sondern

* bespräche.

auch bei der Nachbarschaft und sonst im Dorfe solche Wunder wirkte. Heute noch, höre ich zwei häßlich miteinander zanken und streiten, meine ich immer, Großvater Tolle müßte daherkommen und mit seinem Zaubersprüchlein — Baute tun.

Derartige treffende Leibsprüchlein liebte man in Futterbeken überhaupt sehr. Auch meine wackern drei Mütter hatten immer ein Sprüchlein zur Hand. Waren wir beim Essen und gab's was besonders Gutes, so spaßte die kleine Göbelsche:

„Dat is gaut in mienen Rachen,
Andre möget hülen oder lachen.“

Im Ernst war das Sprüchlein auf den gierigen und habgierigen Reichen gemünzt, der nur an sich denkt.

Die alte Kiepenhüfische hatte auch manch merkwürdiges Wort an sich, und kam einmal etwas Besonderes, traf sie immer den Nagel auf den Kopf, nur daß es sich nicht reimte. Um so besser reimte sich's bei ihrem Manne, der ihr übrigens nur Knapp an die Schultern reichte, aber ein großes Herz hatte. Er kam jeden Morgen, den Gott werden ließ, in aller Frühe mit raschem, kurzem Schritt auf unsern Hof, stieg gleich auf den Futterboden und kam nicht eher wieder herunter, bis er an der alten Futterlade, die er mit dem Fuße treten mußte, eine ganze Stiege Futter, das sind

zwanzig Bund Stroh und Klee oder Heu oder Esparsette, geschnitten hatte. Als er nun mehrere Morgen aufeinander zum Kaffee bloßen Maß* hingesezt bekommen hatte, hörte ich ihn auf einmal ganz vergnügt rufen:

„Guten Morgen, Herr Maß!
Schon wieder am Platz?
Ich habe mir verheißen,
Dich nicht wieder zu heißen.
Kriege ich keine Butter,
So schneide ich heute und morgen keine Stiege Futter.“

Na, seitdem ist der Maß nicht mehr als Jungeselle auf den Tisch gekommen.

Unter den Lutterbeker Mädchen hatte ich nach kurzer Zeit zwei gar liebe Freundinnen gewonnen: Wiegmanns Wieschen von dem kleinen Hofe, der uns gegenüber auf der anderen Seite der Straße lag, und Gruben Minechen, die Pastormagd. Wir drei hatten kein Geheimnis voreinander; erhielt ich einen Brief von meinem Lorenz oder fiel mir 'was Besonderes ein, waren sie die einzigen, die es erfuhren. Wieschen, eine Kreuzbrave, aber sehr zurückhaltende Natur, hatte leider nichts in ihrem Aeußeren, was in die Augen stach, und wurde trotz ihres hübschen, kleinen Ackerhofes von den jungen Knechten fast gar nicht beachtet. Minechen dagegen war

* Junger, fließender Käse, auch „Hotte“ genannt.

schlank und schön von Gestalt, lustig und offenerzig, und kamen die Knechte an der Pfarre vorbei, konnte man wohl merken, wie ihre Augen nach dem Mädchen gingen. Aber Minechen durfte nirgends hin, nicht in die Spinnstube, nicht auf den Lanzboden. Der Lutterbeker Pastor war ein ganz anderer als der Hilgenthaler und der Ebersteiner, konnte das Jungvolk nicht leiden und hielt alles, was es tat, selbst das starke Singen, von vornherein für Sünde und Schande. Weil er nicht, wie seine Amtsbrüder aus Hilgenthal und Eberstein, unter die Jugend ging, in gar keinem herzlichen Einvernehmen mit ihr stand, so hatte er auch gar keine Macht über sie. Und weil er als stadtgeborener und von fern gekommener Herr das Dorfvolk gar nicht kannte, auch nicht kennen lernte, machte er sich ein Bild zurecht, in dem alle Farben schwarz oder schwefelgelb waren, wie etwa das Bild von Sodom und Gomorrha gewesen sein könnte.

Die Lutterbeker Kirmes war, und als ich die Trompeten so wundervoll durchs Dorf schmettern hörte, dachte ich an meinen Lorenz in der Fremde, und ich setzte mich auf meine Kammer und weinte. Dann las ich seine letzten Briefe noch einmal. Es war seit einiger Zeit ein so eigener, schweremutsvoller Zug in allen seinen Briefen; er schrieb, immer und immer müsse er an mich denken und hätte

keine Ruhe bei Tage und bei Nacht. Einmal gar klagte er, daß er kein rechtes Glück hätte und lieber tot wäre...

Ich weinte mich satt und schrieb ihm einen langen Brief und schrieb darin, er solle doch wieder der alte lustige Lorenz sein und nicht verzagen, ich hätte mir nun schon soundsoviel erspart, und ich wäre ihm treu bis in alle Ewigkeit, und der liebe Gott würde gewiß noch alles gut machen.

Ich war noch nicht mit dem Briefe zu Ende, als die beiden Freundinnen zu mir heraufgestürzt kamen.

Gruben Minechen war außer sich vor Freude, weil der Pastor gleich nach der Kinderlehre eine Reise angetreten, die Pastorin aber darein gewilligt hatte, daß Minechen bis zur Dämmerung auf den Lie ginge. Da mich die beiden so sehr bestürmten, so bezwang ich mein Herz und ging mit ihnen, nicht um zu tanzen, sondern nur um ein bißchen zuzusehen. Ich hatte nur meinen guten Beiderwandsrock an, während Wieseken und Minechen in hübschen gedruckten Rattunkleidern waren.

Es sollte aber anders kommen; kaum waren wir gesehen, als auch schon mehrere flotte Burschen auf uns zustürmten. Ich wehrte mich, ich bat, ich könne nicht tanzen und dürfe nicht tanzen. Aber was half's! Schon hatte mich der Kühnste bei den Händen, und ich mußte mit in das wirbelnde

Volk, ich möchte wollen oder nicht. Gruben Mineschen, die schon zweimal herum war, nickte mir zu, lachte und jauchzte und schwamm förmlich in Lust und Wonne.

Aber wo war Wiegmanns Wieseken? Ach, sie stand noch ganz allein an der Seite und blickte verlegen in das Gewirbel hinein. Kein Knecht sah nach ihr, kein Tänzer nahte ihr. Ich bat den meinen, mich loszulassen und meine gute Freundin „herzuzufriegen“; er zuckte die Achseln, lachte und wirbelte mich von neuem herum. Beim folgenden Tanze ging es ebenso, und dann — und dann — ach Gott! — sah ich den guten, braven Jungen von Eberstein auf den Saal kommen und merkte wohl, wie er mich gleich aufs Korn nahm.

Ich sah mich um, suchte, wie ich unbemerkt vom Saale kommen könnte; aber Gruben Mineschen, die meine Absicht sogleich gemerkt hatte, hielt mich am Rocke fest. Lieber Gott, ja, dachte ich dann, sollte ich dem armen Menschen, der gewiß viel Herzenskummer hatte, nicht wenigstens für einen guten Tag standhalten, nicht ruhig einmal mit ihm tanzen?

Da war er auch schon bei mir, ganz rot und verlegen, und kaum, daß er ein Wort sagen konnte. Ich tat so unbefangen wie möglich, reichte ihm die Hand und grüßte ihn, wie man einen lieben alten Bekannten grüßt.

Die Lutterbecker Burschen waren aufmerksam geworden, und als die Musikanten abermals anfangen und der Ebersteiner mich bei der Hand nehmen wollte, kam ihm wie der Blitz ein anderer zuvor.

Das ärgerte mich, und ich riß mich los, setzte über die Bank, brach durch die Maibüsche und lief davon. Der arme Mensch soll dann noch obendrein eine gehörige Tracht Schläge getauscht haben. Das hat mir doch recht leid getan.

Am andern Morgen kam Wiegmanns Wieselken zu mir und klagte, während ich die Kühe molk, unter bitteren Tränen, sie hätte keinen Tanz getan und immer stehen müssen. Ich war empört über die Lutterbecker Knechte und schalt:

„Und so Burschen, wie ihr seid,
Ihr seid so recht falsch,
Sie wachsen auf der Wiese
Wie das Unkraut im Klee.“

Da antwortete auf einmal einer:

„Und so Mädchen, wie ihr seid,
Ihr seid so recht stolz.
Sie wachsen in dem Garten
Wie die Rosen am Busch.“ —

Die Kürassiere lagen gerade wieder auf vier Wochen im Dorfe, und wir hatten auch einen im Quartier. Und der Schelm war's, der jetzt aus dem Loche guckte, durch das man zur Winterszeit aus dem Kuhstall in die Scheune hüpfen konnte.

Wieseken war heftig zusammengeschnürt und rannte mit feuerrotem Gesicht aus dem Stalle hinaus.

Der Kürassier, ein baumlanger und fauststarker Kerl — er hatte sich schon zum drittenmal laufen lassen* — drehte lachend seine langen buschigen Schnurrbartsenden und fragte, was denn das Mädchen so geweint hätte?

„Ach,“ so sagte ich, „die abscheulichen Jungens haben sie gestern auf dem Pfingstbiere immer stehen lassen, das kränkt sie so und mich auch.“

„Was? so 'n prächtiges Deer? I, na, das kann sie aber auch wohl ärgern!“ ruft er, und ich seh' es seinem gutmütigen Gesichte an, daß er in der That entrüstet ist. Als ich mit meinem schäumenden Milcheimer unter den Kühen wegkomme, steckt er den Kopf noch einmal aus dem Wandloche und ruft: „Du, sag' ihr man, käme sie heute wieder nach 'm Tie, solle sie aber nicht zu stehen brauchen, hätte ich gesagt, der Kürassier Ilse. Donner und Bliz! Sag' ihr das man, dem armen Deer, hörste!“

Nun mußte ich aber doch lachen.

Und was meint ihr? Wiegmanns Wieschen hat an diesem zweiten Pfingstbiertage wirklich nicht

* Zur Zeit des hannoverschen Königreichs konnten bekanntlich die wohlhabenden Söhne des Landes, wenn sie wollten, Stellvertreter kaufen und für sich dienen lassen.

einen Tanz zu stehen brauchen. Alle Kürassiere haben mit ihr getanzt, am allermeisten unser Kürassier Ilse.

Dafür habe ich ihm aber auch am dritten Morgen ein Extrafrühstück vorgesetzt. Und was soll ich noch weiter sagen?

Als dem Kürassier seine Dienstzeit um war, ist er stracks wieder nach Lutterbeken gegangen und hat um meine Freundin gefreit. Und da er sich mit seiner dreimaligen Stellvertretung ein schönes Kapital erübrigt hatte, so sagten die alten Wiegmanns auch gar nicht „nein“. Also hatte unser braver Kürassier einen hübschen kleinen Ackerhof und ein treues Weib; meine gute Freundin aber hatte einen Mann, um den sie selbst die schönsten Mädchen des Dorfes beneiden konnten.



28. Bettelmänner und Hochzeitsleute.

Eines Tages steuerte der Pastor sehr geschwind auf Mönnemanns Tränke los und kam zu mir ins Backhaus, wo ich gerade das eben gargewordene Brot aus dem Ofen zog. „Kennst du einen gewissen Ludwig Hagenfried aus Eberstein?“ fragte er mit harter Stimme und fuhr auf mein „Ja“ fort: „Dem ist vor einigen Tagen die Frau gestorben.“

„Die Frau? Die ist ja schon vor zwei Jahren gestorben!“ verwunderte ich mich.

„Was? Was? Schon vor zwei Jahren gestorben?“ rief der Pfarrherr außer sich. „Da habe ich also einen richtigen Vagabunden gefangen. — Dachte ich's doch! Ha! Ha! Kommt da herein, lügt mich an, seine Frau wäre ihm vor etlichen Tagen gestorben, hätte ihm vier kleine Kinder und so große Armut hinterlassen, daß er nicht aus noch ein wüßte. Nicht 'mal die Begräbniskosten könne er aufbringen und müsse seine arme Frau über der Erde lassen, wenn sich nicht mildtätige Christen=

herzen seiner erbarmten und ihm etwas Geld gäben!“

Der Pastor warf den Kopf zurück, kniff die Lippen zusammen, holte heftig Atem und stürmte davon, ohne unsern Herrn, der verwundert aus der Haustür trat, zu grüßen.

Bald nachher sah ich den Bauermeister und den Gemeindevorsteher mit dem Unglückseligen aus dem Pfarrhause kommen. Sie wollten ihn einstweilen ins Spritzenhaus sperren, wie ich den Bauermeister sagen hörte. Da trat ich zwischen sie und bat eindringlich um Milde für den armen Sünder, den ich nur als einen durchaus gutherzigen Menschen kennen gelernt hätte.

Ludwig Hagenfried, der totenbleich, still und mit gesenktem Kopfe zwischen ihnen ging, sah mich an und schüttelte den Kopf.

Etliche Wochen darauf wurden wir vom Amtsgericht in Münden gegen ihn als Zeugen aufgerufen. Da habe ich in mehreren Nächten fast kein Auge zugetan, denn die Gerichtsstätte hielt ich für den furchtbarsten Ort der Welt.

Mehr als dreißig Zeugen aus den verschiedensten Dörfern des Umkreises waren auf dem Gerichte versammelt — und allzusammen zeugten gegen den unglücklichen Ludwig Hagenfried. Aus meinem Zeugnis haben die Gerichtsherren allerdings nicht

flug werden können, die Worte sind mir wie schwere Bleistücke auf der Zunge liegen geblieben.

Ubrigens wären die vielen Zeugnisse gar nicht nötig gewesen, denn als Ludwig Hagenfried, bleich und elend, von dem Gerichtswärter hereingeführt und von dem Richter gefragt wurde, was er zu den belastenden Aussagen zu erwidern hätte, stöhnte er: „Ach Gott, sie haben alle recht gezeugt — ich bin ein verworfener Mensch!“

Und dies in heißem Aufschluchzen untergehende Wort erschütterte Zeugen und Gerichtsherren — das konnte ich deutlich sehen, obgleich meine Augen voll Tränen standen. Mit einer ganz anderen Stimme als vorhin, mit einer Stimme, in der das Mitleid zitterte, stellte der Richter, ein Flugäugiger Mann in weißem Haar, die Frage an Ludwig Hagenfried, wie er nur auf einen solchen Abweg geraten sei?

Der Unglückliche sah den Richter an, sah wieder auf die Erde, seufzte und sagte: „Daß mir Gott meine Frau nahm, das war der Anfang von meinem Unglück, denn sie sorgte für alles und hielt alles zusammen, und ich hatte einen Halt an ihr, denn ich war manchmal leichtsinnig und ließ mich leicht verführen. O, sie hätte nicht sterben müssen! Seitdem habe ich wohl das ganze Land durchlaufen, aber nirgends mehr Glück gehabt.“ Er stockte und begann wieder: „Es war mir auch

noch etwas anderes im Wege... Ich war vor Jahren Mühlbursch in einer Mühle zwischen Hiltenthal und Volkerswalde und ließ mir da etwas zuschulden kommen, das der Müller mir ins Wanderbuch geschrieben hat. — Wenn das die fremden Müller lasen, war's allemal aus mit meiner Hoffnung."

Das Geständnis knickte mir's Herz, meinte ich's doch fast zu wissen, welcher Art sein Verschulden gewesen war: er hatte unseren Weizen nicht geköpft, sich also durch seine allzu große Gutmütigkeit unglücklich gemacht — was hätte es anders sein sollen! Es mußte aber wohl noch etwas anderes gewesen sein.

„Meiner Scham wegen“, setzte Ludwig seine Erzählung fort, „und um das Mitleid der Leute eher zu erwecken, verfiel ich darauf, mich bei den Leuten, die ich um Unterstützung anging, auf den Tod meiner Frau zu berufen. Und als dieser Vorwand gut wirkte, blieb ich dann schon in meiner Hundserbärmlichkeit dabei. Gibt man dem Teufel erst den kleinen Finger, nimmt er bald die ganze Hand. Nun bin ich ein verlorener Mensch.“

Er preßte sich beide Hände vors Gesicht und sank in sich zusammen.

„Nicht verloren, Hagenfried! Nur ausreuten und neu pflanzen!“ rief festen Tones der greise Richter.

Nach Verbüßung einer kurzen Gefängnishaft ist Ludwig Hagenfried mit seinen vier Kindern nach Amerika gezogen. Die Ebersteiner und Lutterbeker rieten lange hin und her, womit er die großen Überfahrtskosten wohl bestritten haben möchte. Niemand konnte dahinter kommen. Die Pfarrleute zu Eberstein allein wußten es, und von ihnen habe ich's hernach erfahren. Der edle Greis, der über den armen Sünder zu Gericht saß, ist es gewesen, der ihm eine freie Überfahrt ausgewirkt hat. Ich glaube, auch die Ebersteiner Pfarrleute haben ihr Theil dazu beigetragen.

Sie haben zwei Briefe von dem Ausgewanderten erhalten, und in beiden hat er unter vielen Danksayungen versichert, daß es ihm und seinen Kindern wohlginge. Auch hat jedesmal ein Gruß an mich darin gestanden, und die Grüße haben den quälenden Vorwurf in mir erstickt und gemacht, daß ich wieder froh sein konnte.

An jenem Gerichtstage hatte ich aber noch ein anderes Wiedersehen, das meine Seele viel tiefer faßte und erschütterte. Mit mehreren Leuten aus Eberstein, auch die gute Schäfersche war mit unter den Zeuginnen, ging ich in ein Gasthaus, wo die Ebersteiner immer ausspannten.

Während wir nun rund um den Tisch herum saßen, uns den Kaffee und das mitgebrachte Butterbrot schmecken ließen, kam ein langer gebeugter

Mann herein, der einen verschossenen Herrenrock an und einen wirrhaarigen Zylinderhut aufhatte und dessen beide Stiefel bedenklich das Maul aufsperrten.

Die Ebersteiner stießen sich an: „Kennst du den?“

Es war mir, als hätte ich ihn schon irgendwo einmal gesehen; ja, wie ich den Mann, der sich schweigend in eine Ecke setzte und den Kopf in die Hand stützte, nun näher betrachtete, glaubte ich einen so eigentümlich bekannten Zug in seinem fahlen Gesichte zu erkennen, daß ich mich unwillkürlich ergriffen fühlte. Der Mann, den eine innere Unruhe zu plagen schien, stand nach einigen Minuten wieder auf und ging hinaus, ohne etwas bestellt zu haben.

„Mädchen,“ stieß mich jetzt die Schäfersche an, „kennst du denn nicht den Grafen Lüschen aus Hilgenthal?“

Als hätte die gute Frau mich ins Gesicht geschlagen, so wirkte dies Wort auf mich.

Eben war auch die runde Wirtin hereingekommen, und sie sagte: „Ja, ja, das war nun der reiche Graf, der noch vor wenigen Jahren mit Bieren fuhr. Jetzt hat er kein Paar heile Stiefel mehr und muß froh sein, wenn ihm einer ein Paar bessere schenkt. Ja, ja, wie gewonnen, so zerronnen. Er wird wohl noch wieder hereinkom-

men, denn vermutlich hofft er, eine gute Seele zu treffen, die 'n Groschen für ihn wirft."

Mir brannte das Gesicht, und ich war nur froh, daß niemand wußte, wie nahe der Mann mich anging. Lebhaft stand mir auf einmal wieder unsere selige Mutter vor Augen, ich dachte, was sie wohl sagen würde, hätte sie einen Menschen ihres Geblüts so wiedergefunden. Ein brennendes Mitleid stieg in mir auf, ich mußte aufstehen und hinausgehen. Da sah ich den Unglücklichen noch an der Ecke. Er ging ein paar Schritte vorwärts, zögerte und kam hastig wieder zurück, als hätte er etwas vergessen.

Da trat ich auf ihn zu. „Zustwetter," rief ich in meinem Herzensdrange, „Ihr kennt mich wohl nicht?"

Überrascht blickte er auf, und nun sah ich wieder den Zug in seinem abgezehrten Gesichte, der mich vorhin schon so ergriffen hatte. Es war eine gewisse Ähnlichkeit mit meiner Mutter, und ich mußte laut aufschluchzen: „Zustwetter, ich bin ja aus Hilgenthal, ich bin ja aus der Lindenhütte."

„Gottverdammmt, ist es wahr?" sagte er mit ganz blecherner Stimme.

Er reichte mir die Hand. Sie war eiskalt. Er schien sehr verlegen zu sein und fragte nach einer Pause: „Was macht denn deine Mutter?"

„Ach, sie ist schon lange tot."

„So, sie ist tot,“ wiederholte er und sah mich forschend an. Wieder nach einer Weile begann er: „Ich habe viel Unglück gehabt, Kind, habe auf einen Schlag alles verloren, was ich hatte. . .“

Er schwieg wieder; dann wie nach einer stillen, inneren Rede sagte er: „Und ich gehe da nun so herum. . .“ Er hustete jämmerlich und bat: „Sag’s nur niemand in Hilgenthal, Mädchen, daß du mich hier so gesehen hast.“

Mir war’s, als hätte er Hunger und Durst und kein Geld dafür, und ich sagte: „Zustvetter, wollt Ihr nicht eine Tasse Kaffee mit mir trinken?“

„Ach ja, Kind,“ sagte er nun ganz, ganz rasch, „wenn du eine übrig hast, so gib mir eine. Ich habe heute noch nichts gegessen.“

„Ach, du lieber Gott!“ seufzte ich, schüttelte den Kopf und nahm ihn bei der Hand.

„Ich kann’s den Leuten nicht gut sagen,“ stöhnte er leise, „und von selbst gibt mir keiner was. . . Hab’s ja auch nicht verdient. . .“

Die Ebersteiner sahen verwundert auf, als ich mit dem Unglücklichen in die Stube kam; aber sie hatten alle ein gutes Herz, etlichen wurde es naß in den Augen, als sie den hungrigen Mann den Kaffee trinken und das Butterbrot so hastig essen sahen.

Ach, du gute Mutter im Himmel — ja, es

kommt alles einmal wieder herum, aber anders, als wir armen Menschenkinder es denken.

Als ich fort mußte, ist der Lustwetter noch eine lange Strecke mit mir gegangen. Beim Abschied dann habe ich ihm alles gegeben, was ich bei mir hatte. Es war nicht viel, aber es machte ihn doch erbärmlich froh.

Einige Zeit danach hörte ich, Graf Züschen sei in der Weser ertrunken. Näheres konnte ich jedoch nicht erfahren. Es blieb auch besser dunkel.

Oft noch in meinem Leben habe ich an den unglückseligen Mann denken müssen. Aber je älter ich wurde, desto öfter wurde das Mitleids- und Schamgefühl, das mich im Anfang erfüllte, durch heraufkommende Wellen von Zorn und Arger verdrängt. Ich ärgerte mich, daß der Mann nur von seinem Unglück und nicht von seinem Glück sprach und daß er sich keine Freunde mit dem ungerechten Mammon gemacht hatte; und es empörte mich tief in die Seele hinein, daß er da nun so hilflos und ein Spott der Welt herumgehen mußte — ja, und daß ein solcher Mann, den der liebe Gott ebensowenig im Himmel wie auf Erden haben will, vom Geblüt unserer guten Mutter hatte sein müssen. Ach, aber da ist mir, als hätte ich auf einen Käfer getreten, der vor mir über den Weg läuft. Es sei ferne von mir, den Unglückseligen zu verdammen, wenn ich auch schelten möchte. Gott sieht

ihn wohl anders an als wir, die wir das Wollen, Müssen und Können im Tiefsten eines Menschen ebensowenig zu beurteilen vermögen, wie das Fühlen und Vorhaben des Käfers, der vor unsern Füßen krabbelt. Wer mag im Hinblick auf den Ausgang und ewigen Fortgang unseres Lebens entscheiden, ob Armut, die sich noch ertragen läßt, nicht vielleicht eine größere Gnade Gottes ist, als Reichthum, in dessen Überfluß, in dessen trügerischen Fluten die schwache Menschenseele nur allzu leicht umkippen und versinken kann?

Freilich bin ich deshalb noch nicht ängstlich, daß ich nicht 100 000 Taler auf mich nehmen könnte, ohne anders zu werden als ich bin. Möchte der liebe Gott sie mir nur geben, ich wollte wohl die Bürgschaft übernehmen, nicht nur für mich, sondern auch für unsre lieben Leute aus der Lindenhütte.

Aber worauf ertappe ich mich nur! Schiele ich nicht nach Schätzen, die der liebe Gott im Himmel gar nicht hat und gar nicht haben will?

An eben dem Tage, während alles dieses sich abspielte, hat unsere Stinelliese mit dem Schäfer von Hilgenthal Hochzeit gehalten. Es ist eine gar lustige Hochzeit gewesen, wie ich hörte, denn die Schäfersleute konnten's machen und zeigten's auch gerne.

Als Stinelliese ins Schäferhäuschen gezogen war,

sagte unser Vater: „Junge, nun hilft das nicht, nun müssen wir gleich das Lorchchen von Rosdorf haben.“

„Ja, Vater,“ sagte Hanfrieder und lief hastig die Lindenhüttenleiter hinauf, denn er konnte sich in das Ungewöhnliche seiner Lage nicht hineinfinden. Als er trotz seines glückseligen Herzens noch immer zögerte und grübelte und so unschlüssig aus der Bodenklappe sah, hat der Vater auf einmal seine schöne Manchesterhose und seine gestreifte seidene Weste und sein schwarzes Sonntagskaput angezogen, das seidene Halstuch umgebunden, die Wandgamaschen angeknöpft und ist stracks hingegangen nach Rosdorf, ganz allein, und hat ohne weiteres alles in die Reihe gebracht.

An dem Hochzeitstage habe ich mir beinahe die Augen aus dem Kopfe gucken müssen, denn die Freude und Wonne meines Herzens, mein Drechslergesell, war noch nicht gekommen und traf erst ein, als ich schon an seinem Kommen verzweifelte.

Die Einladung hatte ihn ganz oben im Bayernland getroffen, wo sie so kecke Hüte mit Federn tragen; und er hatte weite Strecken auf dem Apostelpferdchen machen müssen, denn die Eisenbahnen wurden damals erst gebaut.

Manche kannten den Jungen erst gar nicht, wie er da in dem stolzen Tirolerhut und mit dem straußgeschmückten Wanderstabe unter die lustige

Hochzeitsgesellschaft trat. Selbst Vater traute lange seinen Augen nicht, so stark und groß war der Junge geworden und so bräunlich von Angesicht. Aber ich hätte ihn gekannt und wäre noch ein langes Stück Weges zwischen uns gewesen. Er tat aber auch erst noch ganz wie ein Fremder, grüßte mit dem Hut, stieß mit dem geschmückten Stabe auf den Boden und begann diese Rede:

„Glück zu, ihr Lieben insgemein,
Und alle, wie sie hier versammelt sein!
Ich bitte, ihr möget sein ein wenig still
Und hören, was ich euch sagen will.
Ich sehe und habe jezt vernommen,
Daß ich bin ins rechte Haus gekommen.
So tu' ich nun die Eltern beten,
Daß sie mögen ein wenig vor mich treten
Und hören meine Worte fein,
Wozu ich bin gesandt herein.“

Als nun Vater und Mutter, beide mit Tränen in den Augen, zu ihm traten und ihn bei den Händen faßten, hielt er noch eine besondere und lange Anrede an sie. Dann wandte er sich an die Braut und danach an den Bräutigam und jedesmal mit einer anderen Anrede, daß sich jeder wundern mußte und viele vor Rührung weinten, denn es reimte sich auch alles so wundervoll.

So war er wie ein gottgesandter Bote dahergekommen, und so wird er mir immerdar vor stehen.

Ja, nun war die Freude erst so recht ganz und groß, und damit auch die Armsten im Dorfe einen Anteil daran hätten, gab Lorch den ihrem Bruder ein großes Brot, von dem sie nach altem Brauch einen kleinen Knust abgeschnitten hatte, um ihn in ihrem Brautkoffer aufzubewahren. Mir aber tat sie die Schürze voll Kuchenstreifen. Damit gingen wir dann die Straße hinab zu einer Familie, die als die ärmste und bedürftigste im Dorfe galt. So war auch dort Freude und Zufriedenheit eingekehrt, und in heimlicher Wonne dachte ich schon daran, welch ein großes Brot ich den ärmsten Leuten in Hilgenthal an meiner Hochzeit schicken wollte. —

Wir kamen in einem Regenschauer nach dem Hochzeitshause zurück. Da sagten die Leute, die Braut hätte die Kaze nicht gefüttert. Lorch lachte und war doch im Grunde ihres Herzens betrübt; denn die alten Frauen sagten, Regentropfen am Hochzeitstage bedeuteten Tränen. Allein im Vertrauen auf das schöne Wort, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen, ließen wir uns die Freude nicht ernstlich trüben.

Freundschaft macht reich, Freude macht jung. Da hättet ihr nun bloß unsere beiden Väter sehen müssen! Nein, was die lieben Grauköpfe so ausgelassen sein konnten! Und — so erpicht aufeinander. Hei, und wie sie noch beide den „Trippel-

schottchen“ tanzen konnten! Und die schönen drol-
ligen Lieder, die sie wußten und deren sie immer
noch mehr aus ihren langen Schoßbröcken schüttel-
ten. Manche davon waren bei uns jungen Leuten
nicht mehr im Gebrauch, obgleich sie viel schöner
waren als die neuen Lieder, die wir sangen; aber
viele konnten wir jungen Leute mit den alten noch
zusammen singen, ohne daß die eine Seite ins
Stoßen geriet. Denn damals war die Jugend
den alten Liedern noch um vieles treuer als heute,
wo es immer wieder 'was anderes sein soll und
man alles aufließt, was einem so auf der mülmig-
en Straße entgegenfliegt.

Wie nun Lorenz und ich Hand in Hand zu-
sammensaßen, sagte unser Vater auf einmal:
„Wenn ich die beiden Glücklichen so vor mir sehe,
fällt mir immer das schöne Lied ein von der Linde
im tiefen Thal.“

Da hob auch schon die ganze Gesellschaft an
und sang, die leuchtenden Blicke auf uns gerichtet:

Es stund ein' Linde im tiefen Thal,
War oben breit und unten schmal,

Darunter zwei Verliebte saß'n,
Und die vor Lieb' ihr Leid vergaß'n.

„Feinslieb, wir müssen von einander,
Ich muß noch sieben Jahre wandern.“

„Mußt du noch sieben Jahre wandern,
Heirat' ich doch keinen andern!“

Und als die sieben Jahr umme war'n
Sie meint, ihr Liebchen käme bald.

Sie ging wohl in den Garten,
Ihr Feinslieb zu erwarten.

Sie ging wohl in das grüne Holz,
Da kam ein Reiter geritten stolz.

„Gott grüß' dich, du Hübsche, du Feine!
Was machst du hier alleine?

Ist dir dein Vater und Mutter gram,
Oder hast du heimlich einen Mann?“

„Mein Vater und Mutter sind mir nicht gram,
Ich hab' auch heimlich keinen Mann.

Heut' sind es drei Wochen und sieben Jahr,
Daß mein Feinslieb gewandert war.“

„Gestern bin ich geritten durch eine Stadt,
Da dein Feinslieb Hochzeit gehabt;

Was tust du ihm denn wünschen an,
Daß er seine Treue nicht gehalten hat?“

„Ich wünsch' ihm all' das Beste,
Soviel der Baum hat Äste.

Ich wünsch' ihm so viel gute Zeit,
So viel als Stern' am Himmel sein.

Ich wünsch' ihm so viel Glück und Segen,
Als Tröpflein von dem Himmel regnen.“

Was zog er von dem Finger fein?
Einen Ring von rotem Golde fein.

Er warf den Ring in ihren Schoß,
Sie weinte, daß das Ringlein floß.

Was zog er aus seiner Taschen?
Ein Tuch schneeweiß gewaschen.

„Trock'n ab, trock'n ab dein' Augelein!
Du sollst fürwahr mein eigen sein!

Ich tät dich ja nur versuchen,
Ob du würdest schwören oder fluchen.

Hättst du einen Fluch oder Schwur getan,
Von Stund an wär' ich geritten davon.“

„Wahrhaftiger Gott, so hätt' ich's auch gemacht!“ jauchzte mein Gesell, noch eh' das Lied ganz ausgesungen war, und gab mir vor allen Leuten einen Kuß, daß ich mich ordentlich schämen mußte. Und es wurde lange herzlich gelacht. Ich dachte an das Mädchen, das so traurig und so glücklich gewesen war, und wußte, daß ich meinem Schatz gewiß auch nichts Böses gewünscht hätte.

Am Abend zog mich die junge Frau Lore in ein stilles Kämmerlein, fiel mir um den Hals und weinte, ohne ein Wort zu sagen. Ich wußte es ja, was in ihrem Herzen wogte und wallte — ich

wußte es ja — — „Bist du glücklich, Lore?“
flüsterte ich.

Da fand auch sie die Sprache und gab schlusz-
zend zurück: „Ach, Friedesinchen, wenn nur nicht
so viel Regen fiele an unserm Ehrentage!“

Ich fühlte es wohl, sie hatte etwas anderes sa-
gen wollen. —





Man muß den Mai nehmen, wie er kommt.

Die Kirchenglocken zu Lutterbecken läuteten den Sonntag ein. Es deuchte mir, als hätten sie nie zuvor so traurig geklungen; meine Seele erschauerte in dunklen, bangen Ahnungen. Sollte sich daheim etwas Trauriges ereignet haben? Immer und immer drängte sich mir diese quälende Frage auf.

Es war ein Tag, an dem Schloßenschauer und Sonnenstrahl beständig mit einander wechselten. Da kommt Bruder Hanfrieder auf unsern Hof, bleich und verstört. Er sieht mich traurig an, drückt mir die Hände und sagt kein Wort.

Mit einem Aufschrei starre ich ihn an.

Da legt er seine Hände um mich und schluchzt:
„Es ist Gottes Wille gewesen, Schwester... Unser Vater und unser August... Schwester, mußt dich fassen... Unser Vater und unser August sind zur Mutter gegangen. — Heute morgen ist's gewesen im Walde... der Baum hat einen unvorhergesehenen Fall getan — und unseren Vater und unseren Bruder erschlagen.“ — — —

Ich stürzte um, als hätte der Baum mich selbst getroffen. O Vater, o Bruder! O, welch ein hartes Leben und welch ein harter Tod! —

Aber waren wir nicht Christen? Wie sollten wir hadern mit Gott! War's nicht zuletzt doch ein lösender und lindernder Gedanke, sie nun bei der Mutter droben zu wissen. Ich konnte sie ordentlich hören, so lebhaft stellte ich mir ihr Zusammensein vor.

Von dem furchtbaren Schlage ist außer uns keiner mehr erschüttert worden, als der liebe alte Seelsorger von Hilgenthal. Die Grabrede ist ihm halb im Herzen stecken geblieben. Vom Friedhofe zurückgekommen, hat er sich hingelegt und ist nicht wieder aufgestanden. Am dritten Morgen haben drei lange Glockenschauer der Gemeinde Hilgenthal das Hinscheiden ihres allgeliebten Seelsorgers verkündigt. Kein Haus und keine Hütte, wo nicht tiefe Trauer geherrscht hätte.

Das Wahlrecht wechselte zwischen der Gemeinde und dem Grafen von Hilgenthal, aber so, daß die

Gemeinde, die den alten Pastor gewählt hatte, nun erst wieder bei dem drittnächsten an die Reihe kam. Der Graf wählte also immer einmal mehr. Jedermann im Dorfe war überzeugt, daß wir diesmal einen „schlimmen“ und einen stolzen Pastor bekommen würden, einen, der sich mehr ans Schloß als an die Hütte hielt.

Und so geschah es fürwahr. Der Pastor von Lutterbeken, den ich ja gut genug kannte, kam nach Hilgenthal.

Mir wurde es ganz weh ums Herz, als ich mir diesen Mann an der Stelle des Entschlafenen dachte. Ein Odland, wo sonst Korn und Weizen in Hülle und Fülle wuchs. Es können zehn Leute Pastoren sein und ist doch vielleicht nur ein, vielleicht auch gar kein wirklicher Gottesmann darunter. Aber es ist mir, da ich dies erzähle, als sähe mich der alte Pfarrherr, der nun schon so manches Jahr bei unsern Eltern und Geschwistern im Himmel ist, vorwurfsvoll an. Nun, ich glaube ja auch, daß mancher Mensch gar nicht so viel dazu kann, als wir meinen, wenn er dem lieben Gott seine Sache so schlecht führt.

Doch nun muß ich zu Ende kommen, Kinder. Der Schatten ist lang, und die Sonne will untergeh'n. —

Auf meinem lieben Hofe an der Tränke erlebte ich schon den vierten Pfingstsonnabend.

Als ich mit dem Scheuern, Wischen und Waschen zu Ende war und aus der Hintertür unseres Hauses guckte, hörte ich in dem Gebüsch, aus dem die Tränke kommt, eine Nachtigall jauchzen, wie noch nie; und als ich aus der Vordertür unseres Hauses sah, hörte ich einen Burschen jauchzen: „Friedesinchen!“ Hoch schwenkte er den Hut, daß unser Herr, der eben wieder vom Küchenschranke kam, ordentlich lachen mußte und unsere Kinder neugierig um mich herumstanden und fragten: Wer das wäre?

„Wer das ist? Ei, Kinder — mein — mein Bruder ist's! Nun gebt ihm aber auch gleich die Hand.“ Sie taten's, und wir lachten alle. Unsere Älteste hatte es aber doch gleich gemerkt und flüsterte mir ins Ohr: „Warte, warte nur, Friedesinchen, ich glaube, es ist dein Schatz!“

„Ja, du liebes Mädchen, ja! Er ist's. Und nicht wahr, so einen Schatz möchtest du wohl auch haben, wenn du erst 'mal so alt bist wie ich?“

Sie nickte und lachte. Sie war ja schon einen ganzen Monat über fünfzehn Jahre alt.

Mein Lorenz war aber auch ein Junge! Ach, wie er wieder dastand! So groß und schön, so frisch und mit so braunen Backen! Und so stark in den Schultern!

Er mußte nun essen und trinken, als ob er zu Hause wäre, und unser Herr setzte sich mit an den

Tisch und schenkte ihm ein Glas Branntwein ein, und die Frau sah ihn an und nickte freundlich. Und die Kinder sahen ihn an, und obwohl keiner was sagte, stand doch in aller Gesicht geschrieben, daß Lorenz ihnen gefiel und alle sich über ihn freuten.

Unsere Frau meinte gutmütig, ich könne ihm das Bett in der kleinen Kammer an der Diele in Ordnung machen; aber das wollte ich nicht, nein, und brachte ihn lieber nach meinen guten Kiepenhusens. Die lieben Leute schlugen die Hände zusammen vor lauter Freude und machten sogleich ihr bestes Bett zurecht.

Am Pfingstmorgen stand ein prachtvoller Maibaum vor unserer Haustür. — Der Racker! Wo er den nur gleich hergekliebt hatte? Nun, gewiß wird der kleine Vater Kiepenhusen noch die Nacht mit ihm ins Holz gegangen sein. Auf meine Frage hat er bloß pfiffig gelächelt.

Ein Glück nur, daß die Lutterbeker Knechte meinen guten Jungen beim Pflanzen des Baumes nicht erwischt hatten; es wäre ihm sonst nicht gut gegangen. Denn, so dachten die Knechte im Dorfe, was nützt mir ein schöner Garten, wenn andre drin spazieren gehn und pflücken mir die Röslein ab! —

Meine wackeren drei Mütter erklärten sich schon ganz von selbst bereit, die Festtage über meine Ar-

beit zu besorgen, und so konnte ich nun am ersten Pfingstvormittage mit Lorenz über Berg und Tal nach Hilgenthal wandern.

Ach, war das ein Weg! Jubilierende Vögel, wohin man hörte; blühende Bäume, Büsche, Wiesen und Felder, wohin man sah. Aber so schön es auch war in der Welt — wir sahen nur uns und unsere Zukunft. Wir hielten uns den mehrstündigen Weg immer an der Hand, und jeder mußte erzählen, was er in den verflossenen drei Jahren erlebt hatte, und immer wieder mußte ich's ihm versichern, daß ich ihn noch gerade so lieb hätte wie damals, als wir noch in Rosdorf waren.

Am ersten Pfingstabend saßen Lorenz und Lorch, Hanfrieder und ich traulich beisammen unter der Linde. Vom Tie und der hilgen Beke klangen helle Lieder zu uns herauf — heute hörten wir's kaum. Schmerzbewegt erzählten wir uns von vergangenen Tagen und überlegten, ob Lorenz und ich nun endlich auch einen eignen Hausstand gründen sollten — ja, und wie wir das Wohnrecht zu Hilgenthal erlangen möchten.

Ich hatte wieder so eine heimliche Angst, so ein dunkles, dumpfes Gefühl auf der Seele, ließ mir aber nichts aus.

Plötzlich stand Hanfrieder auf und sagte: „Wartet, Kinder, ich werde auf der Stelle zum Bauermeister gehen und mit ihm über die Sache

sprechen. Sie sollen bedenken, daß sie zwei tüchtige Leute ins Dorf kriegen, die starke Arme haben, unverdrossen sind zur Arbeit und niemand zur Last fallen.“

Klopfenden Herzens harrten wir seiner Rückkehr. Das singende Jungvolk machte eine Pause, jauchzte, quietschte und begann ein neues Lied. Und zwischendurch hörte man den Lärm, den die Frösche im Feuerteiche machten.

Hanfrieder brachte, wenn auch keine Entscheidung, so doch eine gute Zuversicht. Der Bauermeister wollte uns keinen Stein in den Weg legen; ja, käm's allein auf ihn an, sollten wir morgen am Tage des „Intogschien“* haben. Er hielt Friedesinchen für ein braves Mädchen und traue ihm nicht zu, daß es einen schlechten Mann ins Dorf brächte. Immerhin hätte er, obwohl die erste, so doch nur eine Stimme. Jedenfalls müsse er erst die Gemeindeversammlung nach dem Tie einberufen.

Ließ die Antwort unser Schicksal auch noch unentschieden, so glaubten wir doch das Beste hoffen zu dürfen, denn des Bauermeisters Wort wog immer 'n Pfund.

Am zweiten Pfingstmorgen ging ich mit Lorenz nach Rosdorf. Was man am heißesten wünscht,

* Einzugschein.

das gibt man leicht als wirklich aus, mag auch die Verwirklichung noch im weiten Felde liegen. Die lieben Schwiegereltern wußten sich vor Freudem nicht zu fassen, denn sie konnten nach unserm Sagen nichts anderes glauben, als daß wir wirklich schon in „Priester Johannis Lande“ wären. „Es ist schon unsere große Sorge gewesen, Kinder,“ sagten sie und erzählten, wie die Rossdorfer Hausherrn sich erst kürzlich wieder vorgenommen hätten, mit der Freigabe des Wohnrechtes an arme Brautleute hinfort noch schärfer zu verfahren als bisher. Man brächte sonst nur immer mehr Kinder- und Armenlast ins Dorf.

Ich muß gestehen, daß ich bei dieser Erzählung doch leise erschrak; denn ich hegte immer noch den Gedanken, im schlimmsten Falle, wenn also wider alles Hoffen und Erwarten die Hilgenthaler uns das Wohnrecht versagten, würden die Rossdorfer uns wohl aufnehmen. Es war wie ein Schatten, der übers Rapsfeld geht, zieht eine Wolke unter dem blauen Himmel hin.

In der Frühe des dritten Tages kehrte ich nach Lutterbeken zurück und verlebte die ganze folgende Woche in banger Sorge.

Am Sonntag nach Pfingsten ist der Bauermeister mit der großen Gemeindetrommel durchs Dorf gegangen, hat getrommelt und ausgerufen:

„Es wird bekannt gemacht: Nach der Nach-

mittagskirche soll jeder reiheberechtigte Hausherr nach dem Lie kommen.“ —

Und sie kamen, aus allen Höfen kamen sie, und der Bauermeister, den unser Hanfrieder vorher noch einmal tüchtig ins Gebet genommen hatte, erklärte den neugierig aufhorchenden Bauern: „Lindemanns Friedesinchen, Tochter des weiland Holzhauer Hanfrieder Lindemann aus der Lindenhütte, will sich verändern und einen aus Rosdorf freien, einen Drechslergesellen. Sie kommt um das Wohnrecht in Hilgenthal ein.“

Als die Bauern darauf in ein eisiges Schweigen versielen, fing der Bauermeister sogleich noch einmal an und sagte ohne alle Umschweife: Seine Meinung wäre, man solle doch nicht immer wieder mit den Schneidersleuten kommen und nicht wieder so hart verfahren wie das letztemal bei Horstmanns Annedörte und dem Brackensteiner, das vertrüge sich doch nicht mehr so recht mit der Zeit. Man möge dem neuen Paare, das volles Vertrauen verdiene, ohne Bedenken das Wohnrecht freigeben.

Eine Minute lang hörte man nichts als das Rauschen der alten Linden, die um den Lie herumstehen. Bei Kleinem hob ein Gemurmel an, über das schließlich des Drechslers-Isen dünne Fistelfstimme hinwegtönte wie Habichtsgeschrei über Waldesbrausen. Der Pfänder Bännewitt, der dicht

bei ihm stand und ihm lange was ins Ohr gezeigelt hatte, mochte ihn noch tüchtig geschürt haben, denn Ilse erhob einen hitzigen Protest gegen den „parteiischen“ Vorschlag des Bauermeisters, fand auch gleich auf verschiedenen Seiten lebhaft Zustimmung.

Da schlägt der Bauermeister mit der Faust auf den Steintisch und ruft: „Macht, was ihr wollt — ich habe meine Meinung gesagt! Sollte sich aber einer noch einfallen lassen, mir ins Gesicht zu sagen, ich mache partiische Vorschläge, so werde ich das Maulwerk zu treffen wissen, an dem der Krampen losgegangen ist. Habt ihr mich verstanden?“

Die Armbewegung, die er dazu machte, war nicht mißzuverstehen.

Einen Augenblick war alles still. Nur die Bäume rauschten, und in einem Wipfel hob ein Fink zu schmettern an, dessen Krüzebeerenstrophe sich heute anhörte wie: „Seht, seht euch doch nur diese, diese, diese Reihberechtigten!“

Auf das hin räuspert sich der dicke Klostermeier und gibt als seine Weisheit kund: „Leute, die Armenlast wird immer fühlbarer, der Kinderdickbald immer dicker. Der Gutshof nimmt alles auf, was geritten und gefahren kommt; ‚Klein-Paris‘ ist immer voll — und wenn diese Leute nichts mehr können, wem fallen sie zur Last? Der Gemeinde,

der Gemeindel! Darum sage ich, wir müssen sehen, daß uns nicht noch mehr auf den Hals kommt.“..

Dröhnende Zustimmung, im ganzen wie im einzelnen. Selbst der Bauermeister hatte zum Anfange lebhaft genickt.

Der im Hinterhalt lauernde Pfänder Bännewitt klopfte sich jetzt dreimal mit der Faust in die Hand und rief über das Stimmengewirbel hinüber: „Lunnen und Lapen — 't schallder schien un mauter schien un ischer aß!“ Durch das laut schallende Gelächter fühlte er sich noch groß ermutigt und legte nun erst ordentlich los: Wenn einer von dem Schaden, den die Habenichtse den Bauern jahraus, jahrein zufügten, ein Lied singen könne, so wäre er's. Tag und Nacht müsse er hinter und vor ihnen sein. Das Lindenhüttenmädchen — na, er wolle weiter nichts gesagt haben. Aber sowas wolle dann Ziegen und Schweine und Gänse und Hühner füttern, und nun solle man ihm mal sagen... Er hustete und schwieg, denn er sah, daß der Bauermeister eine verdächtige Bewegung mit der Rechten machte.

Der Pfänder, verwies der Bauermeister ihn knüppelgrob, solle reden, wenn sich das Handtuch hinter der Stubentür rege; — er könne wohl noch immer die Schläge nicht vergessen, die er einmal am Feuerteiche bekommen hätte. Aber die Tracht wäre doch sehr heilsam gewesen, und er hätte alle

Ursache, dem Lindenhüttenmädchen recht dankbar zu sein.

Das brüllende Gelächter, das nach dieser Aufhellung losbrach, konnten unsere Leute vor der Lindenhütte hören.

Nunmehr ließ der große Landhöfer, einer der Verständigsten nach dem Bauermeister, sich vernehmen: Man wisse ja gar nicht, was das neue Paar besitze. Er schlug vor, sie brächten das erst 'mal ins Klare, ehe sie ja oder nein sagten.

Man hat um so unverblümter reden können, als von Bornriefens und Frohnhöfers, auf die man sonst wohl Rücksicht genommen hätte, niemand erschienen war. Die guten Väter hatten die Zeit nicht finden können; es mochte ihnen ja auch gar peinlich sein, da sich's um ihre arme Verwandtschaft handelte. —

Ich hatte mir nur wenig bares Geld ersparen können. Mein Jahreslohn betrug die längste Zeit gerade zehn und zwölf Taler; und da fang nun 'mal an und bezahle den Schuster und was alles so im Jahr an einen herankommt. Aber ich hatte schon einen ansehnlichen Koffer von Leinen, Handtücher, Bettüberzüge und was so notwendig zum Hausstande gehört. Bei Lorenz war's nicht viel mehr geworden. Er konnte aber auch sein Handwerkszeug bringen und ein kleines Erbe in Aussicht stellen. Vom Bauermeister darüber aufgeklärt, ha-

ben die Hausherrn Augen gemacht wie kleine Ferkeln und anscheinend nicht recht gewußt, ob sie sich freuen oder ärgern sollten.

Schließlich hat man Hanfrieder rufen lassen und ihm gesagt, die Gemeinde wolle, weil sich's um ein Lindenhüttenkind handle, den Einzugschein geben, unter einer Bedingung freilich, daß Lorenz Holzhöfer einen Hausherrn brächte, der sich dem Gemeindevorstand gegenüber verpflichte, ihm eine unkündbare Wohnung zu vermieten.

Also: Wenn use Honeke 'n Ei leggt, fast döu 'n Rüfen hebbn.*

„Du begreifst wohl, Hanfrieder, daß die Gemeinde, die von allen Seiten überlaufen wird, sich für alle Fälle sichern muß,“ erklärte mit etwas verlegener Miene der Bauermeister, der sich also wohl oder übel dem Standpunkt der Mehrheit angepasst hatte.

Als unser Hanfrieder darauf die versammelten Hausherrn ernst und fest ansah, hat der alte Liehörer noch begütigend gesagt: Was zur Lindenhütte gehöre, das könne der Gemeinde gewiß nicht zum Schaden gereichen; der Beschluß hätte jedoch sein müssen, weil die Gemeinde sich mit der Vergabung des Wohnrechtes auch die Pflicht auferlege, im Notfalle für eine Wohnung zu sorgen. Das hätte ja im Augenblicke nichts zu bedeuten,

* Wenn unser Hahn ein Ei legt, sollst du ein Rüfen haben.

es könnten aber unvorhergesehene Fälle eintreten, die uns herunterbrächten; man hätt's ja erlebt.

Der alte Liehöfer, dem der schöne Hof am Liede gehörte, sagte immer nur etwas, um das, was er sagte, mit dem nächsten Atemzuge wieder aufzuheben.

In banger Hoffnung, in beklemmender Ahnung saßen Lorenz und Lorch unterdessen unter unserm Lindenbaum. Ein von frühern Stürmen geknickter Zweig fiel in dem Augenblicke vor der Lindenhüttentür nieder, als Hansfrieder zurückkam. Er deutete stumm auf den Zweig und nickte traurig.

Lorenz wußte sogleich, was die Glocke geschlagen hatte. Und die Lust, ein Hilgenthaler zu werden, war ihm ganz und gar vergangen; nur auf Zureden unsrer Lindenleute, die uns gar zu gern im Dorfe behalten wollten, überwand er sich, hin zu gehen zu den Bauern, die etwa eine Wohnung hätten vermieten können. Hasenbraten! Es hatte überall 'ne Gule gefessen. Schöne Redensarten, Versprechungen auf spätere Zeit hatte der arme Junge genug bekommen, nur keine Zusage, auf die hin der Bauernmeister uns hätte den Einzugschein ausstellen können. Freilich waren die Wohnungen rar, und die Bauern vermieteten natürlich viel lieber an dienstwillige Tagelöhner als an einen Drechsler, der sein Geschäft treiben wollte.

Die Eule nistete in unserm Lindenbaume, der Buchfink in unserm Erdbeerapfelbaume, ein Jahr wie das andere. Sie brauchten nicht erst um den Einzugschein zu fragen. Aber wir armen jungen Menschen wußten nicht, wohin wir unsern Tisch stellen und unser Haupt legen sollten.

Warum mußten die Wohnungen denn so rar sein? Gab's nicht Boden, Holz und Steine reichlich in Hilgenthal? Freilich, gab's aber auch Einsicht und guten Willen genug?

Nun, Lorenz hatte jetzt mehr als genug an Hilgenthal, und wären ihm gleich noch zehn Wohnungen auf einmal angeboten, keine vier Pferde hätten ihn mehr festhalten können.

„Da will ich doch lieber zu den Rosdorfern gehen,“ sagte er zu den betrübtten Lindenleuten und pflanzte eine neue Hoffnung auf. Rosdorf wäre ja auch viel größer und hielte viel eher einen zweiten Drechsler aus als Hilgenthal; dann könne er auch besser nach Göttingen arbeiten. Und in Rosdorf, so weit hat sich gar seine Hoffnung gesteigert, müsse er in wenigen Jahren soviel verdient und erspart haben, daß wir uns ein eigenes Häuschen würden bauen können.

Begleitet von den treuen Wünschen der Lindenleute, hat er sich eilig aufgemacht, in fester Zuversicht, daß er in seinem Heimatsorte unser Liebesglück unter Dach bringen werde. Erst danach

wollte er zu mir nach Lutterbekken kommen und mir alles erzählen.

Ach Gott, auch diese zweite Rechnung ist falsch gewesen!

So sehr der Grundhofsvater und andere für uns eintraten, verhielt sich doch die Mehrheit der Gemeinde zu dem Antrage um den Einzugschein nicht viel anders als die Hilgenthaler. Und der Rosdorfer Drechsler war fast noch schlimmer als der Hilgenthaler.

Nun hätte ja insofern wohl Rat werden können, als die Grundhofsleute schon daran dachten, uns den Bau eines Häuschens auf ihrem eigenen Grund und Boden zu ermöglichen. Auch die anderen Reihberechtigten, die größtenteils von dem Drechsler und seiner Sippschaft aufgehebt waren, wären schon noch zur Besinnung gekommen, hätte man ihnen etwas Zeit dazu gelassen. Nachdem aber einmal der empörende Gemeindebeschluß zustande gekommen war, hätte man Lorenz schon ein ganzes Schloß anbieten können. „Behaltet es nur und sperret eure Engherzigkeit und euren Eigennuß da hinein!“ würde er geantwortet haben.

Ja, glaubt ihr, ich hätte ihm diesen Stolz verdenken sollen? Ein armer Mensch, der kein Selbstgefühl mehr hat, ist wie ein Baum ohne Saft und wie ein Lied ohne Melodie.

Noch ehe Lorenz zu mir kam, hatte mir Schwe-

ster Lorch, die immer noch auf dem Grundhofs-
dienste, auch gar nicht wieder davon weg wollte,
schon in einem Briefe alles mitgeteilt, in dem die
Worte standen: „Ach, du arme, gute Schwester,
das Schicksal hast du nicht verdient“ ...

Dann ist Lorenz selber gekommen. Mit einem
Gesicht und einem Wesen, als wäre er zehn Jahre
älter geworden.

Wir hatten nicht viel mehr zu beraten, er kam
mit einem fertigen Entschlusse: Deutschland ade!
Ja, er hatte die Heimat satt und wollte nach Ame-
rika. „Ich kann die Leute nicht mehr angucken,“
knirschte er, „ich fürchte mich ordentlich, einem
Hilgenthaler oder einem Rosdorfer zu begegnen.
Es ist kein Weg breit genug für mich und sie“ ...

Ich suchte ihm den Groll auszureden, ich trös-
tete, die Leute würden sich schon noch besinnen;
wär's in Hilgenthal oder Rosdorf nicht, gäb's
doch auch noch andere Dörfer; ich nannte Lutter-
beken und Eberstein.

Aber er hatte sich den Amerikagedanken schon
zu fest in den Kopf gepflanzt. „Was hätten wir
denn zuletzt auch Großes,“ drang er auf mich ein,
„selbst wenn sie uns in Lutterbeken oder Eber-
stein mit Pauken und Trompeten einholten? Ich
bin in der Fremde gewesen und bin wiedergekom-
men, ich weiß, wie es draußen aussieht und wie
drinnen. Und ich sage: Friedesinchen, die Heimat

ist viel zu eng und klein für uns beide. Wir wollen uns nicht von den hartherzigen Leuten auf den Füßen 'rumtreten lassen. Wir wollen auch unser Teil haben an dem Gut der Welt; aber hier in der alten Heimat kriegen wir's nicht mehr, da sind alle Wege und Stege verrammelt. Über das große Meer müssen wir hinaus, Friedesinchen, in die neue Welt, wo noch Raum genug ist für Millionen fleißiger Leute, wie wir zwei und wo noch zwei starke, tüchtige Arme ausreichen" — er reckte seine beiden Arme, daß sie knackten — „für dich, mein Mädchen, ein Haus und einen Hof zu schaffen, so groß wie der Hof an der Tränke. Magd bist du lange genug gewesen, Friedesinchen; solltest du nun aufhören, Magd zu sein, etwa um nichts mehr als eine Tagelöhnerin zu werden? Nein, eine Frau sollst du werden, die auf ihrem eigenen Hofe schalten und walten kann, mit sechs blanken Kühen im Stall und zwanzig Hühnern auf dem Wiesen.“

Was zählte er in seiner hellen Begeisterung nicht noch alles auf, blaue Flachsfelder, gelbe Weizenbreiten, ehe er schloß: „Und darum, Friedesinchen, muß ich dir vorausgehen und uns einen andern Platz suchen auf der Erde. Sie ist ja weit und breit genug dazu... Und habe ich festen Fuß gefaßt da drüben, — o, es wird gewiß kein Jahr dauern — dann kommst du nach...“

Grauenvoll war mir der Gedanke an das große Meer; aber Lorenz wurde nicht müde, mir alle Angst und alle Bedenken auszureden und meinen Sinn so zu wenden, wie er ihn haben wollte. Ach, was gibt man nicht in diesen Jahren einem so lieben Menschen zu Gefallen auf! „Ja, Lorenz,“ sagte ich, „geh' hin, fahre über das große Meer, greif' in die Weiten der Erde! Ich will zu unserm Vater im Himmel beten Tag und Nacht, daß er dich treu behütet und bewahrt und uns drüben wieder gesund zusammenkommen läßt.“

Da küßte er mich und sang:

„Nun ade, mein herzlieb Schätzelein,
Jetzt muß ich scheiden von dir
Bis auf den andern Sommer,
Dann komm' ich wieder zu dir!

Und als das Jahr verflossen war,
Die Zeit fällt mir so lang,
So muß ich wieder nach Hause geh'n
Das Herz ist mir so bang.

Und als ich in die Stuben trat
Zu hellen Sonnenschein,
„O großer Gott vom Himmel,
Wo ist mein Schätzelein?“

„Dein Schätzelein ist gestorben,
Heut ist der dritte Tag.“
So muß ich mein Schätzelein suchen,
Wohl suchen Nacht und Tag!“

Und als ich auf den Kirchhof kam,
Den Grabstein schaut ich an;
So muß ich mein Liebchen rufen,
So laut ich rufen kann.

Ach Schatz, bleib' du da draußen,
Hier ist die dunkle Nacht,
Man hört kein Glöcklein klingen,
Man hört kein Vöglein pfeifen,
Man sieht nicht Sonn' noch Mond!"

Ich mußte laut aufweinen. Daß er auch gerade dies Lied sang, das mich schon oft so traurig gemacht hatte. Er hatte sich aber selbst gar nichts so Trauriges dabei gedacht. Wie es bei den jungen Leuten so ist: Man singt traurige Lieder und lacht, wenn man den Herzliebsten sieht.

Und dann — dann ist er gegangen. Ich habe ihm nicht mehr nachgesehen, bin hinaufgestürzt auf meine Kammer, habe mich über mein Bett geworfen und lange geschluchzt.

Zwei Wochen darauf ist das Schiff von Bremerhaven abgefahren. Wäre nicht schon die neue Eisenbahn bis Hannover fertig gewesen, hätte Lorenz es wohl nicht mehr erreicht. — — Und dann säße ich hier wohl nicht so und weinte mir die Augen blind. — —

Wenn in den Winternächten die Stürme brausen, ist mir's immer, als hörte ich das Brausen des Meeres und das Heulen der Sirenen. So muß

es gerauscht und gebraust und geschrien haben in jener Nacht, als das Schiff unterging mit Mann und Maus. —

Nicht ein Menschenkind soll übrig geblieben sein. Eine genaue Nachricht ist nie gekommen, und die Totenglocken haben geschwiegen. —

Ach, du lieber Gott im Himmel, was brauchte ich noch eine genauere Nachricht! Mein Lorenz hat nie mehr geschrieben, — war das nicht Nachricht genug? Wenn ich bei Tag und bei Nacht schluchzend nach ihm rief, war es mir immer, als hörte ich ihn mit todtrauriger Stimme singen:

„Ach Schatz, bleib du da draußen,
Hier ist die dunkle Nacht,
Man hört kein Glöcklein klingen,
Man hört kein Vöglein pfeifen,
Man sieht nicht Sonn' noch Mond.“ —

— — — — —

Der treue Mensch aus Eberstein ist noch mehrmals wiedergekommen; ich habe aber immer nur still den Kopf geschüttelt. Auch noch andere Vorschläge kamen in den nächsten Jahren; — ich habe immer nur still den Kopf geschüttelt. Ich konnte keinem anderen mehr gut sein. Ach, du lieber Gott, im stillen Grunde meines Herzens hoffte ich ja immer und immer noch, Lorenz könne vielleicht doch eines Tages wiederkommen. Ich dachte an Robinson, dessen Geschichte unser Hanfrieder ein-

mal in der Lindenhütte vorgelesen hatte. Konnte ihm nicht auch so ein wunderbares Schicksal begegnet sein? An dieser stillen Hoffnung hielt ich mich, nährte ich mein trostloses Leben. Sie war wie der Dornstrauch, der alle Jahre neue Rosen treibt, wenn auch nur für kurze Zeit.

Nun bin ich alt und grau — — nun wird er nicht mehr kommen.

Ich habe mich darein ergeben. Es ist Gottes Wille so gewesen, und Gott hat mich nicht verlassen! Wie gern wäre ich meinem Lorenz bald in ein besseres Jenseits nachgefolgt! Da der liebe Gott aber wohl andere Gedanken mit mir hatte, habe ich mich auch in die Länge meines Lebens ergeben. Wie Gott will... Gutes und Böses ist mir noch vieles begegnet, — ob dieses, ob jenes, es hat meine Seele nicht mehr aus dem Gleichgewicht gebracht. Wie Gott will...

Ich esse mein Linsensüppchen von einem irdenen Teller, auf dessen Rande ein Sprüchlein steht, das ich mir nun auch auf den Rand meines Lebens geschrieben habe und euch Lieben allen ins Lebensbuch schreiben möchte:

**„Man muß den Mai nehmen,
wie er kommt.“**

* * *

Heinrich Sohnreys Schriften:

Hütte und Schloß. 66. Tausend. Ganzleinenband M. 5. —

„Neue Preussische Kreuzzeitung“: „Hütte und Schloß“ bildet die Fortsetzung von „Friedesinschens Lebenslauf“, alle, welche das Werden und Wachsen des kleinen Friedesinschen gelesen haben, werden nun auch begierig sein, zu erfahren, wie es der „Friedesinschenpate“ und den Leuten aus der Lindenhütte weiter ergangen ist. Denen braucht man also das Buch nicht zu empfehlen. Aber alle, die wirklich unser Volk in seinen Nöten und Sorgen, in seinem unerschütterlichen Gottvertrauen und seiner tiefen Liebe zur Heimat kennenlernen wollen, müssen zu diesen beiden Büchern greifen. Es ist keine Phrasen, wenn wir sagen, sie müssen zum eisernen Bestande jeder Volks- und Gemeindebibliothek gehören.

Der Bruderhof. Roman. 40. Tausend. Ganzleinenband M. 5. —

Hermann Stehr: Das ist ein wirklich herrliches Heimatbuch, das nicht in der Kitschsaure der Volkstümelei plätschert, sondern echt, klar und tief ein Stück wahrer deutscher Menschlichkeit in Beherrschung aller Mittel formt.

Philipp Dubentropps Heimkehr. 30. Tausend. Ganzleinenband M. 5. —

„Leipziger Neueste Nachrichten“: Herzerquickende und anschaulichste Natürlichkeit voll ländlicher Frische und Sinn für das Menschliche; wer so etwas sucht, der greife getrost zu dieser gediegenen Erzählung.

Im grünen Klee — im weißen Schnee. 41. Tausend. Ganzleinenband M. 5. —

„Dossische Zeitung“: Sohnrey ist wie sein Lorenheilmrich eine Frühlingserscheinung in der Literatur.

Die hinter den Bergen. Gestalten und Geschichten aus dem hannoverschen Berglande. 39. Tausend. Ganzleinenband M. 5. —

„Leipziger Neueste Nachrichten“: Keine Volksbücherei darf dieses Werk unbeachtet lassen.

Grete Lenz, ein Berliner Mädchen. Erlebnisse, von ihr selbst erzählt. 13. Auflage. Halbleinen M. 4. —

„Hamburger Nachrichten“: Sohnrey gibt geradezu ein Beispiel, wie das Milieu des Berliner Scheunenviertels, das schon so manchen schwächer begabten Schriftsteller glatt auf die Hintertreppe verbannt hat, literarisch zu bearbeiten ist. Bei aller Naturtreue der Schilderung, die dem Leser nichts schenkt, steigt er nie in den Schmutz hinunter, sondern hebt seine Heldin in jedem Kapitel aufs neue heraus.

Die Geschichte vom schwarzbraunen Mädelein. 1. bis 5. Tausend. Ganzleinenband M. 3. —

„Niedersachsen“: . . . ist so entzückend und lieblich, so bitter süß und ernst am Schluß, daß es gar keinen Zweck hat, ihren Inhalt mit ein paar dünnen Worten verzeichnen zu wollen. Bezaubernder kann kein Forsthausidyll geschildert werden, ergreifender kaum eine so schlicht und fröhlich begonnene Liebesgeschichte enden.

Die Sollinger. Volksbilder aus dem Sollinger Walde.

Ganzleinenband M. 6. —

Prof. W. Geise-Einbeck im „Hannoverschen Kurier“: „Die Sollinger“ sind ein wundervolles Buch, es will mit einem feinen gläubigen Herzen gelesen werden, dann erquickt es aber auch und macht gesund und stark wie der Herbststurm, der durch die hohen Buchenwälder des Sollings braust.

Das lachende Dorf. Geschichten, Schnurren und Schnaken.

1.-5. Tausend. Karton. M. 3. —, Ganzleinenband M. 4. —

Bernhard Glemes im „Hannoverschen Kurier“: Was er an Schelmischem, Lustigem, Drastischem erzählt, erschließt uns die Volksseele und erscheint als zuverlässige Charakter Schilderung des Bauerntums. Sohnreys kennt die Bauern und gibt sich über ihr Denken und Fühlen keinen Illusionen hin, aber er weiß auch, daß alle diese Äußerungen des Volkshumors selbst da, wo sie Empfindsamen als reichlich kräftig erscheinen mögen, aus der Geradheit, Offenheit und Naivität des Volksherzens kommen.

Der Hirschreiter. Ein deutsches Jugendbuch. 14. Tausend. Halbleinenband M. 4. —

„Hannoverscher Kurier“: ... Sohnreys lernige Deutlichkeit hat hier ein Buch für die Jugend geschaffen, dem man rasch gut wird.

Wenn die Sonne aufgeht. Jugendgeschichten. 35. Tsd.

Draußen im Grünen. Jugendgeschichten. 35. Tausend.

Jeder Band in Ganzleinen M. 2.50

„Tägliche Rundschau“: Das ländliche Jugendparadies ist hier aufgetan, so daß man sich für die Jugend in Dorf und Stadt, ja wahrhaftig auch für die Großstadtyugend, kaum eine erfrischendere Lektüre denken kann.

Düwels. Bauerndrama in vier Aufzügen. 5. Auflage.

Geheftet M. 1.50

„Berliner Tageblatt“: ... Das Stück ist außerordentlich reich an packenden Szenen und dürfte bald auf einer Reihe anderer Bühnen erscheinen.

Die Dorfmusikanten. Volksstück in drei Aufzügen. 7. Auflage. Geheftet M. 1.50, Ganzleinenband M. 2.50

„Norddeutsche Allgemeine Zeitung“: Das ist wirklich mal ein Volksstück. Durch das Ganze geht eine herzerquickende Fröhlichkeit, echter Volkshumor voll Kraft und Verbeeth. Alles ist anschaulich und lebensvoll gestaltet.

Rück = Sohnreys, Feste und Spiele des deutschen Landvolks. 3. Auflage. Halbleinenband M. 5. —

Ausführliches Verlagsverzeichnis kostenlos!

Deutsche Landbuchhandlung, Berlin SW 11

